Die

Indische Fürstin

oder

Geheimnißvolle Verbrechen.

Roman aus der Neuzeit

von

G. W. M. Reynolds.

Erster Band.

Berlin.

Verlag und Druck von A. Sacco Nachfolger.

Zimmer-Straße Nr. 94.

1.

Die Vermählung.

Am Vormittage des 10. Juli im Jahre 1828 war in dem Salon einer eleganten Villa in der Nähe von London eine nicht zahlreiche, aber vornehme Gesellschaft versammelt.

Die Personen, aus welcher dieselbe bestand, waren soeben aus der Kirche zurückgekehrt, wo sie der Trauung eines Brautpaares beigewohnt hatten, und befanden sich nun in dem Hause einer älteren Verwandten der Braut, um das zur Feier des Ereignisses hergerichtete glänzende Frühstück einzunehmen.

Der Bräutigam war der bereits im reifen Mannesalter stehende Herzog von Marchmont; die Braut, eine junge Dame aus dem höheren Bürgerstande, hieß Elisa Lacy.

Nur mit großer Selbstüberwindung hatte sie den dringenden Bitten ihres alten Vaters, des pensionirten Marine-Kapitäns Lacy, endlich nachgegeben und der eifrigen Bewerbung des Herzogs Gehör geschenkt. Der glänzende Titel und das unermeßliche Vermögen des Letzteren hatten für sie nichts Lockendes. Aber ihr Vater war bejahrt und arm; nach seinem Tode hätte sie, eine vereinsamte und unbemittelte Waise, mit allem Ungemach, allen Sorgen und Widerwärtigkeiten der Welt den Kampf aufnehmen müssen. Dieses seinem einzigen Kinde drohende Schicksal erfüllte den Greis mit solchem Entsetzen, daß er seine ganze Beredtsamkeit und seinen väterlichen Einfluß aufbot, um Elisa's Abneigung gegen die ihr vorgeschlagene glänzende Heirath zu besiegen.

Seine Bemühungen hatten endlich den ersehnten Erfolg. Elisa gab, obgleich mit schwerem Herzen, der Bewerbung des Herzogs

nach, und an dem bereits erwähnten Tage fand in der Villa der Madame Bailey, wo die Brautleute einander kennen gelernt hatten, die Vermählungsfeier statt.

Das Hochzeitsmahl war beendet; der Augenblick nahte heran, in welchem Elisa, die nunmehrige Herzogin von Marchmont, ihrem Vater und ihrer älteren Verwandten Lebewohl sagen und ihren Gatten auf einen seiner Landsitze begleiten sollte. Auf welchem seiner Schlösser der Herzog die Flitterwochen zu verleben beabsichtigte, wußte die junge Gattin nicht; sie hatte nicht einmal nach den verschiedenen Namen derselben gefragt. Wenn diese außergewöhnliche Gleichgültigkeit unsere Leser befremden sollte, so müssen wir dieselben auf früher stattgefundene Ereignisse verweisen, deren Mittheilung wir uns noch vorbehalten.

Nach Beendigung des Mahles begab sich die Neuvermählte in ein Zimmer, in welchem eine Zofe ihrer Ankunft harrte, um ihr beim Ablegen des Brautkleides und bei der Toilette für die bevorstehende Reise behülflich zu sein. Von hier aus ging sie in ein anderes Gemach, wo, wie die Zofe ihr mitgetheilt hatte, ihr Vater vor der Trennung eine von keinem Ohrenzeugen gestörte Unterredung mit ihr zu haben wünschte.

Sie fand den Greis in einer freudig gehobenen Stimmung, in welcher sich jedoch gleichzeitig auch eine seltsame nervöse Aufregung bemerkbar machte.

„Mein theures Kind,“ sagte er, sie in seine Arme schließend, „Deine Schönheit und Dein moralischer Werth haben Dich so hoch erhoben, daß meine kühnsten Wünsche unendlich überflügelt worden sind. Doch muß ich nun — und zwar zum letzten Male — auf Ereignisse anspielen, die mit der Vergangenheit verknüpft sind.“

Bei diesen Worten ihres Vaters schauderte die junge Herzogin in sich hinein, als würden ihre Glieder von einem kalten Frösteln durchrieselt. Ihr hinreißend schönes Antlitz bedeckte sich mit Leichenblässe und instinktartig drückte sie beide Hände auf ihr Herz — denn in diesem Herzen weilte ein Bild, das nicht dasjenige des ihr vor wenigen Stunden angetrauten Gatten war.

„Nur wenige Worte,“ sagte Kapitän Lacy, der die Erregung seiner Tochter deutlich wahrnahm und deren Ursache vollkommen

begriff. „Du bist nun die Gattin eines Edelmannes, dessen Ehre so makellos, wie sein Rang erhaben und sein Reichthum unermeßlich ist. Ich brauche Dir wohl nicht erst zu sagen, Elisa, daß er von der Vergangenheit keine Ahnung hat, und wenn Du klug und vorsichtig bist, ja wenn Du mit der ihm schuldigen freundlichen Rücksicht verfahren willst, so wirst Du jene Vergangenheit als Dein Geheimniß bewahren — oder vielmehr vergessen, daß sie etwas anderes als ein Traum gewesen ist."

„Ich kann sie nicht vergessen, Vater," versetzte Elisa mit leiser, bebender Stimme. „Aber, wie Du ganz richtig sagtest, sie ist mein Geheimniß und das soll sie für immer bleiben. In dieser Beziehung kann ich Dich aller Besorgniß entheben. Ich bin des Herzogs Gattin und begreife vollkommen, welche Pflichten diese neue Stellung mir auferlegt. Ich werde nie meinen Gatten kränken, indem ich ihn ahnen lasse, daß ich einst einen Andern geliebt und ihn daher nimmermehr zu lieben vermag."

„Meine liebe Elisa, ich bin hocherfreut und zugleich auch bekümmert, Dich so sprechen zu hören — erfreut, daß Du die Pflichten Deiner neuen Stellung so klar zu würdigen weißt — aber auch bekümmert, daß die Erinnerung an die Vergangenheit in Dir noch so stark ist."

„Sei unbesorgt, Vater," war die ernste Antwort der jungen Herzogin. „Es ist geschehen; der Schritt, den ich heute gethan, ist unwiderruflich, und ich bin resignirt, wenn ich auch nicht froh sein kann. Und nun bitte ich Dich nochmals, um meinetwillen nicht unruhig zu sein; der Himmel schenke Dir alle Glückseligkeit für den Rest Deiner Tage!"

Und als sie tiefbewegt diese letzteren Worte sprach, rollten Thränen über die bleichen Wangen der Herzogin.

„Ich habe noch einen überaus wichtigen Rath hinzuzufügen," fuhr der Kapitän nach einigen Augenblicken des Schweigens fort. „Ich könnte Dir Vieles sagen; aber für jetzt ist die Zeit zu kurz — der Reisewagen steht vor dem Hause — Dein Gemahl harrt bereits, um seine schöne Gattin von hier hinwegzuführen. Dennoch," fügte er mit wachsender Aufregung hinzu, „muß ich noch einige sehr wichtige Worte zu Dir sprechen. Es ist möglich, daß früher oder später, vielleicht sogar schon in der nächsten Zukunft,

in Deinem Beisein Namen erwähnt werden, welche vergangene Ereignisse in ihrer ganzen Lebendigkeit in Dein Gedächtniß zurückrufen. Du wirst vielleicht die Entdeckung machen, daß Deine Vermählung Dir Verwandte gegeben hat, die — doch gleichviel; ich habe Dir in dieser Beziehung nur eine letzte Warnung einzuschärfen: was Du auch erfahren magst, wie sehr eine derartige Entdeckung Dich auch überrasche, sieh Dich vor, daß Du durch kein Wort, durch keinen Blick, durch keine unkluge Geberde Deinem Gatten die Thatsache verrathest, daß Du früher mit einem Andern verlobt gewesen."

„Vater," erwiederte Elisa mit fester Stimme, während ihre Züge eine statuenartige Starrheit annahmen, „fürchte keine Schwäche von mir. Mein Schicksal ist bestimmt und ich habe mich in dasselbe ergeben. Und selbst dann, wenn er, dessen Andenken mir theurer ist, als mein Leben, durch ein Wunder aus dem Todesschlaf erweckt würde und plötzlich vor mir erschiene, so wäre ich dennoch mit Muth gewappnet — vielleicht nur mit dem Muthe der Verzweiflung — aber dennoch mit Muth genug, um sogar eine solche Prüfung siegreich zu bestehen."

Ein seltsamer und räthselhafter Ausdruck zeigte sich während einiger Augenblicke auf dem Gesichte des alten Mannes; im nächsten Moment jedoch nahm sein Antlitz das unzweideutige Gepräge der Freude an.

„Ich danke Dir für diese Versicherung, meine geliebte Tochter!" rief er, Elisa freudig umarmend. „Gehe nun; der Augenblick unserer Trennung ist gekommen; gehe, und möge eines Vaters Segen Dir ein Talisman sein, der Dein Gemüth auch fernerhin gegen alle Prüfungen stählt."

Diese Worte und mehr noch der Ton, in welchem dieselben gesprochen wurden, erschienen der Herzogin auffallend. Bevor sie jedoch eine Bemerkung darüber machen konnte, erschien Madame Bailey, um ihr anzukündigen, daß Alles zur Abreise bereit sei. Elisa umarmte nochmals ihren Vater und verabschiedete sich von ihrer Verwandten; dann begab sie sich nach dem Salon zurück, wo ihr Gatte sie erwartete, um sie zu dem in Bereitschaft stehenden Reisewagen zu führen.

Einige Minuten später saß Elisa an der Seite des Herzogs

in der mit vier herrlichen Pferden bespannten Equipage; die beiden Postillone trieben die Thiere an und schnell rollte das Fuhrwerk davon.

Mit der ihr eigenthümlichen ruhigen Sanftmuth beantwortete Elisa die verschiedenen Bemerkungen, welche der Herzog an sie richtete. Doch weilte ihr Geist bei anderen Dingen. Sie dachte an die ernste und eindringliche Warnung, welche ihr Vater unmittelbar vor dem Abschiede an sie gerichtet hatte, und nicht lange dauerte es, bevor ihre Geistesgegenwart zum ersten Mal auf die Probe gestellt wurde. Im Verlaufe des Gesprächs theilte der Herzog ihr mit, daß sie sich auf dem Wege zum schönsten und glänzendsten seiner drei Landsitze befänden und derselbe in Hampshire liege.

„Und wie heißt er?" fragte Elisa, weniger aus wirklichem Interesse für den Namen des Landsitzes, als vielmehr in der Absicht, ihrem Gatten gegenüber einige Theilnahme für den Gegenstand der Unterhaltung an den Tag zu legen.

„Oaklands," war die Antwort des Herzogs.

Ein eisiger Fieberschauer durchzuckte wie ein elektrischer Schlag den ganzen Körper der Dame, als sie diesen Namen hörte. Doch war sie so vollständig auf ihrer Hut, daß ihr Gesicht von der in ihr tobenden Aufregung keine Spur zeigte.

Oaklands! — Kein Wunder, wenn Elisa, als ihr Gatte diese Besitzung als sein Eigenthum bezeichnete, sich dermaßen überrascht und bestürzt fühlte, daß sie nur vermittelst einer fast übermenschlichen Anstrengung ihre äußere Fassung zu bewahren vermochte.

Denn jener Name war nur zu sehr geeignet, sie an die Vergangenheit zu erinnern, welche zu vergessen ihr Vater sie so eifrig ermahnt hatte. Ueberdies konnte Elisa sich die Thatsache nicht erklären, wie Oaklands in den Besitz des Herzogs von Marchmont gekommen war. Sie hatte jedoch die triftigsten Gründe, in Bezug auf diesen Punkt keine Neugier zu verrathen.

„In Oaklands," fuhr der Herzog unbefangen fort, „werden wir anfangs in vollständiger Zurückgezogenheit und ohne alle andere Gesellschaft leben. Ich wage zu hoffen, meine theure Elisa,

daß diese temporäre Abgeschiedenheit Ihnen nicht eintönig oder gar langweilig scheinen werde."

„Nein, Mylord," antwortete sie mit liebenswürdiger Freundlichkeit, „nichts, das Sie anordnen, wird mir jemals unangenehm sein."

„Ich danke Ihnen herzlich für diese Antwort, meine Elisa," versetzte der Herzog, die Hand seiner jungen Gattin an seine Lippen führend. „In nicht gar zu ferner Zeit werde ich Gelegenheit nehmen, Ihnen andere Mitglieder der Familie vorzustellen, und dann werden wir eine heitere Gesellschaft auf Oaklands zusammenbringen. Auch Ihr Vater und Madame Bailey werden sich uns anschließen und meine Elisa soll die Honneurs des Hauses machen, dessen unumschränkte Herrin sie geworden ist."

Im weiteren Verlaufe der Reise geschah nichts, das die Standhaftigkeit und Geistesgegenwart der jungen Gattin des Herzogs abermals auf die Probe gestellt hätte. Der Name Oaklands jedoch hielt ihren Geist in beständiger Aufregung, aber sie wagte nicht, die unaufhörlich auf ihren Lippen schwebende Frage auszusprechen, wie diese Besitzung das Eigenthum ihres Gemahls geworden sei.

Nach einer vierstündigen schnellen Fahrt theilte der Herzog ihr mit, daß sie nun die Grenzen von Oaklands erreicht hätten. Eine halbe Stunde später sah Elisa ein alterthümliches Gebäude über die Waldungen emporragen.

Dies war Schloß Oaklands.

Der Wagen rollte nun durch herrliche Parkanlagen und wohin auch Elisa blickte, traten ihr Beweise von Reichthum und feinem Geschmack entgegen. Doch nicht die Schönheit ihres nunmehrigen Eigenthums vermochte ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, der Name desselben und die durch ihn neubelebten Erinnerungen gestatteten ihr nicht, für irgend etwas Anderes Interesse zu fühlen.

Der Reisewagen hielt endlich vor der Eingangspforte des glänzenden Schlosses und eine Anzahl von Domestiken stand zum Empfange des Herzogs und seiner jungen Gemahlin bereit.

Elisa wurde in die für sie eingerichtete Gemächerreihe geführt, wo sie ihren Anzug wechselte. Wäre sie hier allein gewesen, sie würde für die in ihr tobenden Gefühle in einem Thränenstrome

Erleichterung gesucht haben. Es waren jedoch zwei Kammerzofen zu ihrer Bedienung anwesend und sie durfte im Beisein derselben keine außergewöhnliche Erregung verrathen.

2.

Ein Rückblick.

Bevor wir in unserer Erzählung fortfahren, müssen wir dem Leser derselben Gelegenheit gewähren, sich über Elisa's bereits mehrfach erwähnte Vergangenheit zu orientiren.

Im Jahre 1824 — also vier Jahre vor ihrer Vermählung mit dem Herzoge von Marchmont — machte sie in Oxford, wo sie mit ihrem Vater in stiller Zurückgezogenheit lebte, die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der mit seinem zwei Jahre älteren Bruder die dortige Universität bezogen hatte.

Hugo und Bertram Vivian gehörten einer altadligen Familie an. Da jedoch ihr Vater, ein Wittwer, der zweite Sohn des Hauses war, so bezog er ein einigermaßen beschränktes Einkommen. Die soeben genannten Brüder waren seine einzigen Kinder, und er gab sich der Hoffnung hin, daß ihre Universitätserziehung und der Beistand einflußreicher Verwandten den beiden jungen Leuten in den von ihnen zu wählenden Berufszweigen von großem Nutzen sein würden.

Hugo, der ältere Bruder, führte in Oxford ein ziemlich ausschweifendes Leben, während Bertram, der jüngere, sich mit Fleiß und Eifer seinen Studien widmete.

Ein unbedeutender Zufall führte Bertram mit dem Kapitän Lacy und dessen Tochter Elisa zusammen. Die Liebenswürdigkeit des jungen Mannes machte auf den Greis einen so günstigen Eindruck, daß er ihn in sein Haus zog, und bald war Bertram dort ein täglicher und gern gesehener Gast.

Diese Intimität führte jedoch zu einem Ergebniß, an welches

Kapitän Lacy nicht gedacht hatte, obgleich es leicht genug war, dasselbe vorauszusehen. Zwischen Bertram Vivian und Elisa entstand eine gegenseitige Zuneigung, die bei beiden Theilen alsbald den Charakter abgöttischer Verehrung annahm.

Dem alten Manne konnte dies auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Doch sah er durchaus keine Veranlassung, diesem ebenso reinen, als, seiner Ansicht nach, hoffnungsvollen Verhältniß entgegenzutreten. Bertram gehörte einer vornehmen Familie an, und der in den Wegen der Welt sehr unerfahrene Kapitän hielt es daher für selbstverständlich, daß der junge Mann auch eine glänzende Carrière vor sich haben müsse. Daß Bertram statt dessen sich erst durch eigene Anstrengung eine unabhängige Stellung würde erkämpfen müssen und daß bis dahin noch manches Jahr vergehen würde, kam dem alten Manne nicht in den Sinn.

Ein Jahr war dem Liebespaare schnell vergangen, als Beide auf rauhe Weise aus ihrem Glückstraume emporgeschreckt wurden. Ein Todesfall hatte in der Familie Vivian stattgefunden. Das Oberhaupt derselben, ein alter Marquis, war gestorben und ein Anderer erbte seinen Titel und seine Güter. Der Vater der beiden jungen Männer berief die Letzteren von Oxford ab; sie sollten dem Leichenbegängnisse des verstorbenen Marquis beiwohnen. Zugleich aber wurde ihnen angekündigt, daß sie nach Oxford nicht mehr zurückkehren würden, da ihr Vater beschlossen habe, sie sofort eine praktische Laufbahn betreten zu lassen.

Diese Mittheilung war für Bertram ein Donnerschlag.

In rasender Aufregung eilte er nach dem Hause des Kapitän Lacy und theilte seiner Verlobten — ihr Vater war zufällig abwesend — den Inhalt der ihm zugegangenen Nachricht mit. Wir verzichten darauf, Elisa's Schmerz zu schildern. Eine kurze Trennung würden Beide mit Ergebung getragen haben. Es handelte sich hier jedoch nicht um einen Abschied auf wenige Wochen, sondern um eine Trennung, welche voraussichtlich Jahre lang dauern würde.

Bald aber ermannte sich Bertram, und nun bot er Alles auf, um auch Elisa's Muth emporzurichten.

„Mein Vater beabsichtigt," sagte er, „mir eine Laufbahn anzuweisen, in welcher ich in nicht gar zu ferner Zeit eine geachtete

und unabhängige Stellung zu erringen hoffe. Ich habe einflußreiche und mächtige Familienverbindungen, und mit solchen Vortheilen ausgestattet, kann mein Kampf gegen die Welt weder langwierig noch peinlich sein. Zwei oder drei Jahre werden wahrscheinlich vergehen, bevor ich mein Ziel erreiche; ist es aber endlich erreicht — welche Glückseligkeit erwartet uns alsdann, Geliebte! Außerdem werde ich es mittlerweile vielleicht ermöglichen können, von Zeit zu Zeit nach Oxford zu kommen und einige Tage in Deiner Nähe zu weilen. Jedenfalls werden wir fleißig einander schreiben. Kurz, alle diese Umstände und Aussichten enthalten viele Quellen des Trostes."

Nach einem bewegten Abschiede trennten sie sich.

Eine halbe Stunde später kehrte Elisa's Vater zurück. Auch er war heftig bestürzt über die Mittheilung, welche seine Tochter ihm machte. Er hatte sich alles so schön und angenehm nach seinen Wünschen und Hoffnungen zurecht gelegt und nun würden ihm über die Selbsttäuschung, der er sich hingegeben, plötzlich die Augen geöffnet. Mit tiefem Verdruß sah er ein, daß Bertram, weit entfernt, sich gleich nach Beendigung seiner Studien verheirathen zu können, sich erst einen Lebensberuf und vermittelst desselben ein seinem Stande angemessenes Einkommen schaffen mußte!

Einige Tage nach Bertram's Abreise erhielt Elisa von ihm einen Brief, der von Oaklands, dem Sitze des Oberhauptes der Familie, welcher die Vivians angehörten, datirt war. Hier war der alte Marquis gestorben und eben hier hatten sich nun sämmtliche Mitglieder der vielfach verzweigten Familie wieder zusammengefunden, um den verstorbenen Edelmann zur letzten Ruhestätte zu geleiten. — In jenem Briefe machte Bertram seiner Verlobten die Mittheilung, daß sein Vater ihn und seinen Bruder von den Plänen, die er hinsichtlich ihres künftigen Berufes entworfen, noch nicht in Kenntniß gesetzt habe; diese Eröffnungen würden ihnen vielmehr erst nach dem Leichenbegängniß gemacht werden, und sobald dies geschehen, wollte Bertram abermals an Elisa und ihren Vater schreiben.

Dieser von ihm versprochene zweite Brief kam in der That nach wenigen Tagen an — und wie er fast in Verzweiflung geschrieben war, so erfüllte er auch das Herz der armen Elisa mit

Verzweiflung. Bertram stand im Begriff, als bezahlter Attaché der englischen Gesandtschaft nach den Vereinigten Staaten zu gehen, und bald sollte demnach der Ocean ihn von seiner Geliebten trennen. Er erneuerte ihr indeß die Versicherung seiner unwandelbaren Liebe und Treue und beschwor sie, bis zu dem dereinst doch in Aussicht stehenden Wiedersehen ihren Muth aufrecht zu erhalten.

Kapitän Lacy, der sich bei den so schwach gewordenen Aussichten zur Verwirklichung der Heirath nun die bittersten Vorwürfe machte, im Interesse der weltlichen Wohlfahrt seiner Tochter nicht früher schon eingeschritten zu sein, begann jetzt an dem Zustandekommen der Verbindung fast gänzlich zu verzweifeln. Er sagte sich, daß, abgesehen von Bertram Vivian's so überaus ungewissen Aussichten, der junge Mann auch in Folge der langen Trennung und durch den Einfluß neuer Scenen und Verhältnisse gegen Elisa erkalten und ihr früher oder später, selbst ohne jede äußere Nothwendigkeit, entsagen möchte. Er hielt es demnach für seine Pflicht, sie auf diese Möglichkeit vorzubereiten.

Er that dies in schonendster Weise und fügte hinzu, daß er selbst an Bertram schreiben und ihm seine nunmehrige Ansicht über die Angelegenheit offen mittheilen werde. Mittlerweile sei es seine unabweisbare Pflicht, jeden weiteren Briefwechsel zwischen Bertram und Elisa zu untersagen.

Der Kapitän schrieb den beabsichtigten Brief an Bertram. Die Form des Schreibens war rücksichtsvoll und freundlich. Der Kapitän bat den jungen Mann, sich, wenigstens während der nächsten zwei Jahre, jeder Korrespondenz mit Elisa zu enthalten; dieser Zeitraum, meinte er, würde für die Gefühle des jungen Mannes in Bezug auf seine Tochter ein Prüfstein sein. Gleichzeitig versprach der Kapitän, daß, wenn nach Ablauf der von ihm festgesetzten Frist Bertram's Zuneigung unvermindert fortbestehen sollte, er, Kapitän Lacy, die Erneuerung der Verlobung bereitwillig gestatten werde.

Dieser Brief erreichte Bertram unmittelbar vor seiner Abreise nach den Vereinigten Staaten und seine Antwort kam mit umgehender Post. Er sei bereit, hieß es in derselben, sich der Entscheidung des Kapitän Lacy zu fügen, obwohl er nicht leugnen

wolle, daß dieser Entschluß ihm große und schmerzliche Ueberwindung koste. Gleichzeitig bat er den Kapitän, Elisa seiner unerschütterlichen Beständigkeit und Hingebung zu versichern.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Jahr war seit Bertram's Abreise nach Amerika verflossen, als die englischen Zeitungen einen kurzen Bericht über einen beklagenswerthen Unfall veröffentlichten, der auf einem amerikanischen Flusse stattgefunden hatte. Ein zu einer Vergnügungsfahrt bestimmtes Fahrzeug, das eine zahlreiche Gesellschaft und unter Anderen auch mehrere der englischen Gesandtschaft attachirte Herren an Bord hatte, war in Folge eines plötzlichen Windstoßes gekentert und jedes lebende Wesen in dem Boote war elendiglich umgekommen. Der Zeitungsartikel führte die Namen einiger der auf diese Weise verunglückten Personen an, und unter diesen befand sich auch der Name Bertram Vivian.

Kapitän Lacy las eines Morgens nach dem Frühstück ein Oxforder Lokalblatt, als sein Auge auf diesen Bericht fiel.

Der Ausruf des Schreckens, der seinen Lippen entfuhr, veranlaßte Elisa, ihn in ängstlicher Spannung nach der Ursache seiner Aufregung zu fragen.

Er wagte es nicht, ihr die schreckliche Wahrheit zu verbergen; ehe er ihr jedoch das verhängnißvolle Zeitungsblatt in die Hände gab, suchte er sie auf das von demselben berichtete Unglück allmälig und mit zarter Schonung vorzubereiten. Bevor er aber zu Ende gesprochen, hatte Elisa Alles begriffen.

Keine Thräne entfiel ihren Augen — kein Laut kam von ihren Lippen. Bleich und regungslos saß sie da, ein Bild starrer, dumpfer Verzweiflung. Erst dann, als ihr Vater, um ihre Vernunft besorgt, sie liebevoll umschlang, nahmen die weit aufgerissenen Augen einen natürlicheren Ausdruck an; ein lindernder Thränenstrom kam ihr zu Hülfe und sie weinte lange und bitterlich.

— Es war in der That ein entsetzlicher Schlag, der das arme Mädchen so plötzlich ereilt und ihre schönste Hoffnung in einem einzigen Augenblicke so grausam vernichtet hatte. Doch wollen wir uns jeder weiteren Schilderung ihres Grams enthalten und nur noch bemerken, daß mehrere Monate verflossen, bevor es ihr

gelang, wenigstens einen gewissen Grad äußerer Fassung und Ruhe wiederzuerringen.

In London wohnte eine weitläufige Verwandte des Kapitän Lacy. Madame Bailey war reich; sie bewohnte eine elegante Villa in der Nähe des Westendes, bewegte sich in den vornehmsten Kreisen und gab glänzende Feste. Ganz und gar weltlich gesinnt, besaß sie die ganze Gefühllosigkeit, welche diejenigen Personen zu charakterisiren pflegt, deren einziger Lebenszweck darin besteht, sich mit dem Glanz und Schimmer des Reichthums zu umgeben.

Bisher hatte sie sich nicht herabgelassen, von ihren armen Verwandten in Oxford in irgend einer anderen Weise Notiz zu nehmen, als daß sie ihnen alljährlich zur Weihnachtszeit einen Korb mit Wildpret und einen Truthahn sandte. Jetzt aber fiel ihr plötzlich ein, daß Elisa Lacy, von deren hinreißenden Schönheit und feinen Bildung sie zufällig gehört hatte, eine vortrefflich geeignete Persönlichkeit sein würde, um den von ihr veranstalteten Feste einen höheren Reiz zu verleihen und dieselben durch ihre Anwesenheit piquant zu machen.

Sie schrieb demnach an den Kapitän und lud ihn und Elisa freundlich ein, einige Monate bei ihr zu verleben.

Gern hätte Elisa diese Einladung abgelehnt; es widerstrebte ihrem Gefühl, so bald nach dem jüngst erlebten Unglück aus ihrer bisherigen Zurückgezogenheit hervorzutreten und sich in den ihrer Neigung so wenig entsprechenden vornehmen Kreisen zu bewegen. Ihr Vater jedoch wollte von einem Zurückweisen der Einladung durchaus nichts hören. Die Besorgniß um die Zukunft seiner Tochter hatte seinem Sinn in der jüngsten Zeit eine weltliche und berechnende Richtung gegeben. Er gab sich im Stillen der Hoffnung hin, daß in den glänzenden Salons seiner reichen Verwandten Elisa Gelegenheit finden würde, das Herz eines reichen und hochstehenden Mannes zu erobern und eine brillante „Partie" zu machen. Doch hütete er sich sorgfältig, diese Hoffnung seiner Tochter zu verrathen. Nur unterließ er nicht, Elisa während der Reise eifrig zu ermahnen, sich der Madame Bailey und den aristokratischen Gästen, mit welchen sie in dem Hause derselben zusammentreffen würden, möglichst angenehm zu machen.

Madame Bailey war, als Elisa ihr vorgestellt wurde, von der Schönheit und Liebenswürdigkeit der Letzteren so entzückt, daß weder Vater noch Tochter den geringsten Grund fanden, sich über den ihnen zu Theil gewordenen Empfang zu beklagen.

Daß Elisa in dem Hause der Madame Bailey den Herzog von Marchmont kennen lernte, haben wir bereits früher erwähnt. Der Letztere, ein Mann von vierundfünfzig Jahren, war von hoher und imponirender Statur und ernstem Gesichtsausdruck. In seiner Haltung verrieth sich nicht wenig Stolz auf den von ihm bekleideten hohen Rang, doch ward dieser Stolz durch die feinen Manieren des vollendeten Weltmannes einigermaßen gemildert. Er war nie verheirathet gewesen. Die Herzogswürde war ihm erst vor Kurzem verliehen worden; bis dahin hatte er einen minder hohen Adelsrang repräsentirt.

Gleich bei seinem ersten Zusammentreffen mit Elisa Lacy fühlte er sich von ihrer hinreißenden Schönheit unwiderstehlich gefesselt. Allen Anwesenden fiel der Eifer auf, mit welchem der Herzog die junge Dame auszeichnete, und nur Elisa selbst hatte von diesem Umstande nicht die leiseste Ahnung. Selbst in der glänzendsten Gesellschaft vermochte sie eine gewisse träumerische Apathie nicht gänzlich abzuschütteln, und während sie den an sie gerichteten Bemerkungen volle Aufmerksamkeit zu zollen schien und nie eine Zerstreutheit verrathende oder unpassende Antwort gab, beschäftigten sich ihre Gedanken dennoch mit ganz anderen Dingen — mit den ergreifenden Erinnerungen an den verlorenen Geliebten.

Nach dem bereits Gesagten glauben wir jede Schilderung des weiteren Verlaufes der Bewerbungen von Seiten des Herzogs und der flehenden Bitten, mit welchen der Kapitän seine Tochter bestürmte und sie beschwor, einen so über alle Erwartung glänzenden Heirathsantrag nicht zurückzuweisen, uns vollständig ersparen zu können. Madame Bailey vereinigte ihre ganze Ueberredungskunst mit den dringenden Vorstellungen des Kapitän Lacy, und so von allen Seiten gedrängt, sprach Elisa, obwohl mit unendlich schwerem Herzen und von trüben Ahnungen gefoltert, das folgenschwere Ja.

Der Vermählungsfeier und der unmittelbar darauf erfolgenden

Abreise des neuen Ehepaares haben wir den Leser beiwohnen lassen und können den Faden unserer Erzählung nunmehr wieder aufnehmen.

3.

Eine überraschende Entdeckung.

Seit der Ankunft der Neuvermählten in Oaklands waren mehrere Tage verflossen, ohne daß sich irgend etwas, das Erwähnung verdiente, während dieser Zeit ereignet hatte. Auf den besonderen Wunsch des Herzogs hatte seine Gattin sämmtliche Räumlichkeiten des Schlosses in Augenschein genommen, und obgleich sie vollkommen darauf vorbereitet war, die Ausstattung der zahlreichen Gemächer überaus luxuriös zu finden, überstieg dieselbe dennoch alle ihre Erwartungen.

Nur ein Theil des Schlosses war bisher noch nicht besichtigt worden: die Gemälde-Galerie, in welcher bei Elisa's Ankunft Arbeiter mit Ausbesserungen beschäftigt gewesen waren. Doch hatte man diese Arbeiten nun beendet und eines Morgens machte der Herzog seiner Gemahlin den Vorschlag, unter seiner Führung die Galerie und die dort aufbewahrten Kunstwerke zu besichtigen.

Beide begaben sich nach dem Gemäldesaale. In dem vorderen Theile desselben war eine große Anzahl von Landschafts- und Genrebildern — fast durchgängig Originale berühmter Meister — aufgestellt. Nach einer vorläufigen Besichtigung dieser Werke gelangte Elisa, von dem Herzoge begleitet, zu derjenigen Abtheilung, welche die Ahnenportraits enthielt.

Die älteren dieser Bilder riefen in Elisa ein nur flüchtiges Interesse hervor; als sie jedoch zu den Portraits erst in neuerer Zeit verstorbener Mitglieder der Familie gelangte, entstanden seltsame Gedanken in ihrem Geiste — Gedanken, die sich unmerklich in Erinnerungen verwandelten und in eigenthümlicher Weise die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpften.

Mit wachsender Bestürzung starrte Elisa jene Bilder an und die anfangs unbestimmte Idee ward alsbald zu einer klaren Ueberzeugung, daß in allen diesen Portraits eine Familienähnlichkeit vorherrsche, die Elisa mit erschütternder Lebendigkeit an ein ihr unvergeßliches und ihrem Herzen tief eingeprägtes Bild erinnerte.

Aber das letzte Portrait von allen, welche in jener Reihe hingen — Elisa hätte beinahe laut aufgeschrien, als ihr Blick auf dasselbe fiel.

Es repräsentirte einen viel älteren Mann, als Bertram Vivian gewesen war; aber die Aehnlichkeit zwischen diesem Bilde und Bertram war eine so auffallende, daß es Elisa schien, als müßte das Original des ersteren Bertram's Vater gewesen sein.

Ein seltsamer Verdacht und wilde Vermuthungen durchtobten Elisa's Geist; doch gelang es ihr, äußerlich ruhig zu bleiben — wenigstens bemerkte der Herzog nichts Außergewöhnliches in ihrem Benehmen.

„Dieses Portrait," sagte er, „ist das meines jüngeren Bruders, des Lord Glandon, der vor ungefähr einem Jahre starb; es war traurig, daß er von der Welt scheiden mußte, nachdem er eben erst zur Pairswürde und mein Marquisat zu einem Herzogthum erhoben worden war."

„Und wie lautete die Bezeichnung Ihres Marquisats, Mylord?" fragte Elisa — und obgleich sie unbeweglich wie eine Bildsäule neben ihrem Gatten stand, ward ihre Brust von unbeschreiblichen Empfindungen bewegt.

„Der Titel, welchen ich durch den Tod eines alten Onkels vor etwa zwei Jahren erbte, war der eines Marquis von Vivian, und bald darauf wurde dieser Titel in den eines Herzogs von Marchmont umgewandelt. Derselbe Todesfall machte meinen jüngeren Bruder zum Lord Vivian, und er wurde demnächst unter dem Titel eines Baron Glandon zur Pairswürde erhoben."

„Und vor jenem Todesfalle, der ihn zum Lord Vivian machte," forschte die Herzogin weiter, „war er wahrscheinlich nur der „Ehrenwerthe" Herr Vivian? — Verzeihen Sie meine Unwissenheit in diesen Dingen!"

„Im Gegentheil, meine liebe Elisa, ich bin entzückt, von Ihnen darüber befragt zu werden," antwortete der verliebte Her-

zog, erfreut, sie ein solches Interesse für seine Familiengeschichte entfalten zu sehen. „Ja, mein jüngerer Bruder war bis vor zwei Jahren nur der „Ehrenwerthe" Herr Vivian. Aber, wie ich schon sagte, starb er vor ungefähr einem Jahre und zwar unter sehr schmerzlichen Umständen. Er war heftig erschreckt und erschüttert worden durch eine aus Amerika angelangte Nachricht, daß sein jüngerer Sohn durch einen betrübenden Unfall das Leben eingebüßt habe und — aber mein Gott! was fehlt Ihnen, Elisa? Sind Sie unwohl?"

„Nein, Mylord — nein, es ist nichts —" stammelte die Herzogin, indem sie mit großer Anstrengung ihre Geistesgegenwart wiederzuerlangen suchte. „Es war nur ein Anfall von Schwindel — ein Frösteln —"

„Ja, ja, es ist hier allerdings kalt," sagte der zuvorkommende Gatte, obgleich die warme Julisonne ihre hellen Strahlen über die ganze Landschaft und durch die hohen Bogenfenster ergoß. „Wir wollen die Wanderung durch die Bildergalerie für heute abbrechen und die Besichtigung ein anderes Mal fortsetzen."

Blaß wie Marmor, nahm Elisa den Arm ihres Gemahls und begleitete ihn aus dem Saale. Gleich darauf schützte sie Kopfschmerz vor und zog sich in ihr Boudoir zurück.

Ein Schleier wat von ihren Augen gefallen. Nur zu gut begriff sie nun den Sinn der Warnung, welche ihr Vater in den letzten Augenblicken vor der Trennung an sie gerichtet. Sie hatte, ohne eine Ahnung davon gehabt zu haben, in die Familie Bertram's hineingeheirathet: in der That war ihr Gatte der Oheim ihres verstorbenen Verlobten!

Sie konnte sich die Thatsache nicht verhehlen, daß ihr Vater von Anfang an um diese Verwandtschaft gewußt und diese Kenntniß geflissentlich ihr verheimlicht hatte. Daß der Herzog selbst nie eine Aeußerung gethan, aus welcher sie auf seine nahe Verwandtschaft mit der Familie Vivian hätte schließen können, befremdete Elisa nicht; er hatte überhaupt von seinen Verwandten nie zu ihr gesprochen und dieses Schweigen fand sie nun vollkommen begreiflich: Wenn ein Mann in seinem vorgerückten Lebensalter eine junge Gattin nimmt, so ist dies für Angehörige, die, wenn er kinderlos stürbe, viel zu gewinnen hätten, überaus verdrießlich und

unangenehm. Der Herzog hatte es demnach lediglich aus Zartgefühl vermieden, dieses Thema überhaupt zu berühren. Einen anderen Beweggrund zu seinem Schweigen hatte er nicht gehabt, da er nicht im geringsten ahnte, daß seine Gattin bereits in Beziehungen zu seiner Familie gestanden.

Ja, Elisa begriff nun Alles! In Folge ihrer Unkenntniß der Veränderungen, welche mit den Namen und den Rangestiteln in der Familie Vivian stattgefunden, hatte sie sich verleiten lassen, in dieselbe Familie einzutreten, welcher anzugehören einst ihr heißester Wunsch gewesen — nur daß sie nicht als die Gattin ihres geliebten Bertram, sondern als diejenige seines Oheims ein Mitglied jener Familie geworden war!

O, wie war sie geopfert worden! Doch suchte sie sogar inmitten des tiefen Kummers, den dieser Gedanke in ihr erregte, das Verfahren ihres Vaters mit seiner liebevollen Fürsorge für ihr materielles Wohl zu entschuldigen.

Sechs Wochen vergingen und der Gemäldesaal wurde nicht wieder besucht. Wenn der Herzog mit einem derartigen Vorschlage hervortrat, wußte seine junge Gemahlin ihn durch irgend einen Gegenvorschlag stets davon abzubringen. In derselben Weise pflegte sie, wenn der Herzog dann und wann von dem Tode seines Bruders und der Schreckensbotschaft, welche diesen Sterbefall herbeigeführt hatte, zu sprechen begann, durch irgend eine geschickt angebrachte Bemerkung das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu lenken.

So waren die Flitterwochen vergangen.

„Meine liebe Elisa," sagte der Herzog eines Morgens, „es dürfte nun wohl rathsam sein, von der bisherigen Lebensweise, die Ihnen vielleicht eintönig erscheint, einigermaßen abzuweichen. Wir müssen einige Gäste nach Oaklands ziehen, damit es hier ein wenig lebendiger werde. Ich habe eine Verabredung getroffen, die zu einer Ueberraschung für Sie bestimmt war, doch vermag ich das Geheimniß Ihnen nicht länger vorzuenthalten. Ihr Vater und Madame Bailey werden heute Nachmittag hier eintreffen. Auch habe ich noch einige Bekannte eingeladen, acht oder vierzehn Tage hier zu verleben. Es ist Ihnen doch recht?"

Der Herzog bot Alles auf, um seine Pläne mit den Wün-

schen seiner jungen Gattin in Uebereinstimmung zu bringen. Elisa konnte demnach nicht umhin, ihm ihre Dankbarkeit und Zustimmung auszudrücken.

„Unter Anderen," fuhr der Herzog fort, „wird auch mein Neffe, Lord Glandon, gegen Abend hier ankommen. Er ist eben erst von einer Reise in's Ausland zurückgekehrt und hat mich brieflich um die Erlaubniß ersucht, meiner schönen Gemahlin seine Aufwartung machen zu dürfen. Ueberhaupt ist sein Brief mit einem männlichen Freimuth geschrieben, den ich dem Hugo kaum zugetraut hätte. Ich habe ihm natürlich eine freundliche Antwort gesandt und er wird, wie ich schon sagte, noch heute hier eintreffen."

Der Name Glandon erweckte in Elisa auf's Neue die peinlichsten Erinnerungen.

Am Nachmittage hielt Madame Bailey's Reisechaise vor dem Portal des Schlosses und Elisa sank an die Brust ihres Vaters, der diese Manifestation ihrer Kindesliebe irrthümlicher Weise für einen Beweis hielt, daß sie die Vergangenheit völlig vergessen und sich mit ihrem glänzenden Loose ausgesöhnt hätte — kurz, daß sie sich nunmehr glücklich fühle. Was Madame Bailey betraf, so war sie stolz darauf, eine Herzogin als ihre Verwandte begrüßen zu können.

An demselben Nachmittage erschienen Sir William Lomax, seine Frau und drei Töchter, wie auch einige in der Nachbarschaft wohnende Adelsfamilien. Es wurde indeß noch Jemand erwartet, vor dessen Ankunft Elisa eine tiefe Scheu empfand: dies war Lord Hugo Glandon. In Oxford, wo er gleichzeitig mit seinem Bruder Bertram studirt, hatte sie ihn nie gesehen; sie wußte überdies, daß Bertram ihm von seiner Liebe für sie nie etwas mitgetheilt hatte, und ihre Scheu vor einem persönlichen Zusammentreffen mit ihm entsprang demnach keineswegs aus der Besorgniß, daß ihr ehemaliges Verhältniß zu Bertram ihrem Gatten verrathen werden könne. Sie fürchtete jedoch, daß, wenn Lord Glandon dem unglücklichen Bertram ähnlich sähe, ihre Standhaftigkeit auf eine ihre Kraft bei weitem übersteigende Probe gestellt werden würde.

Der gefürchtete Augenblick erschien endlich; ein Reisewagen rollte durch die Park-Allee und hielt vor dem Eingange des

Schlosses. Elisa raffte ihren ganzen Muth zusammen, als die Flügelthüren des Salons aufgingen und ein Diener „Lord Glandon" anmeldete.

Der Herzog begrüßte seinen Neffen mit einer freundlichen Herzlichkeit, durch welche er dem Letzteren stillschweigend seinen Dank für die hochherzige und uneigennützige Art und Weise an den Tag legte, in welcher Lord Glandon sich in dem Briefe an seinen Oheim über eine Heirath ausgesprochen hatte, die ihm durchaus nicht angenehm sein konnte. Denn Glandon war, wenn sein Onkel kinderlos starb, der Erbe des Herzogtitels und der reichen Besitzungen von Marchmont, und die Heirath seines Oheims mit einer jungen Frau machte es überaus wahrscheinlich, daß Hugo's bisherige Aussichten und Hoffnungen vernichtet werden würden.

Elisa hatte noch nicht gewagt, den soeben Angekommenen anzublicken. In ihrem Innern tobte eine heftige Aufregung, und dennoch wußte sie den Schein würdevoller Selbstbeherrschung aufrecht zu erhalten.

„Meine liebe Elisa, es gewährt mir Vergnügen, Ihnen meinen Neffen, Lord Glandon, vorzustellen," hörte sie plötzlich ihren Gatten sagen.

Mit pochendem Herzen blickte sie auf und sah einen schönen, schlanken jungen Mann an der Seite des Herzogs vor sich stehen. Sein Haar war rabenschwarz, während Bertram blondes Haupthaar gehabt hatte. Auch zeigten sich in dem Gesicht Lord Glandon's deutliche Spuren einer ausschweifenden Lebensweise; dessenungeachtet war eine mehr als hinreichende Familienähnlichkeit vorhanden, um Bertram's Züge auf das Lebendigste in Elisa's Gedächtniß zurückzurufen. Und dennoch gelang es ihr, gefaßt und äußerlich ruhig zu bleiben und ein Lächeln zu erzwingen, während sie Hugo mit gewinnender Freundlichkeit die Hand reichte.

Der Herzog wendete sich nun zu anderen Gästen, um seiner Gattin und seinem Neffen Gelegenheit zu geben, die erste Befangenheit zu überwinden und besser mit einander bekannt zu werden. Beide ließen sich nieder und Lord Glandon knüpfte sogleich eine Unterhaltung an, für welche er die laufenden Tagesneuigkeiten und einige seiner Reiseerlebnisse wählte. Er war offenbar ein ge-

wandter Weltmann; er wußte durch seine Gespräche überdies die Meinung hervorzurufen, daß er einen offenen und biederen Charakter besitze. In der That war dies die Ansicht, welche Elisa über ihn faßte.

Bald darauf wurde Lord Glandon dem Kapitän Lacy vorgestellt, und als der Letztere sich nach einer kurzen Unterhaltung mit dem jungen Edelmanne in ein Seitenzimmer zurückgezogen hatte, um sich bei einer dort arrangirten Whistpartie zu betheiligen, sagte Lord Glandon zu Elisa:

„Wie ich soeben hörte, haben Sie früher in Oxford gewohnt?"

Auf eine derartige Bemerkung war die Herzogin nicht unvorbereitet und sie vermochte daher ohne sichtbare Verlegenheit mit einem „Ja" zu antworten.

„Als ich Ihrem Herrn Vater soeben vorgestellt wurde," fuhr Hugo fort, „erinnerte ich mich sogleich, ihn in Oxford bereits gesehen zu haben. Doch ist es Euer Gnaden wahrscheinlich unbekannt, daß ich zwei Jahre dort verlebt habe?"

Elisa heftete einen verstohlenen Blick auf Lord Glandon, um zu erforschen, ob seine letzten Worte eine versteckte Bedeutung enthielten. Doch gelangte sie sogleich zu der Ueberzeugung, daß er dieselben mit voller Unbefangenheit gesprochen hatte.

„Es ist doch seltsam," bemerkte Hugo, „daß wir vor einer verhältnißmäßig so kurzen Zeit in derselben, durchaus nicht großen Stadt lebten und einander dennoch gänzlich fremd blieben, während ich bei unserem jetzigen Zusammentreffen das Vergnügen habe, Euer Gnaden als eine nahe Verwandte anreden zu dürfen. Uebrigens muß ich offen bekennen, daß ich durchaus kein Bedauern fühlte, als ich in Gemeinschaft mit meinem Bruder Bertram vor zwei Jahren Oxford verließ. Ich war der etwas wilden Lebensweise, die ich in der Genossenschaft meiner Mitstudenten führte, herzlich überdrüssig geworden. Was Bertram betrifft, so weiß ich zwar nicht, woher es kam, aber er schien sich bei der Abreise von Oxford sehr unglücklich zu fühlen. Er hatte kein so lustiges Leben geführt, wie ich, aber gerade deshalb bedauerte er vielleicht, seine Studien abbrechen zu müssen. Er war überhaupt sentiment[illegible] und ernster, als ich."

Ein Gefühl des Schwindels kam über Elisa. Während der letzten Minuten war der Name Bertram fünf oder sechs Mal in ihrem Beisein erwähnt worden, und schon dieser Umstand allein würde genügt haben, sie in die heftigste Aufregung zu versetzen. Als sie jedoch jenen für sie geheiligten Namen von den Lippen eines Mannes, der ihm als Bruder so nahe gestanden, in einem Tone nennen hörte, der ihr als ein Beweis widernatürlicher Unempfindlichkeit erschien — um so mehr, weil Hugo von seinem Bruder Bertram sprechen konnte, ohne ein Wort des Bedauerns über dessen beklagenswerthes Ende zu äußern — wäre sie unter dem Eindrucke ihrer schmerzlichen Empfindungen beinahe ohnmächtig niedergesunken.

Doch wurden ihre Gedanken plötzlich in eine ganz andere Bahn gelenkt. Die Thür ward in jenem Augenblicke so heftig aufgerissen, daß eine am Piano sitzende junge Dame in ihrem Vortrage unwillkürlich innehielt und auch die übrigen in dem Salon anwesenden Personen bestürzt emporfuhren.

Madame Bailey erschien an der Schwelle, und mit allen Zeichen großer Aufregung zu Elisa hineilend, sagte sie:

„Erschrecken Sie nicht, gnädige Frau! Es wird hoffentlich nichts zu bedeuten haben — aber Euer Gnaden Vater —"

„Mein Vater?" rief die Herzogin, indem sie erschrocken emporfuhr.

„Ich bitte nochmals — erschrecken Sie nicht. Es ist nur ein leichter Anfall, und da glücklicher Weise Dr. Rodney sich unter den anwesenden Gästen befindet —"

Die Herzogin ließ Madame Bailey nicht zu Ende sprechen. In wilder Hast stürzte sie aus dem Salon und wenige Augenblicke später hatte sie das Schlimmste erfahren.

Kapitän Lacy war beim Kartenspiel vom Schlage gerührt worden und lag bewußtlos auf dem Teppich ausgestreckt.

4.

Der Inhalt des Pultes.

Mitternacht war vorüber. Kapitän Lacy lag in einem weichen, bequemen Bett in jenem schweren Schlafe, der nach Schlaganfällen nur zu häufig der Vorläufer des Todes ist. Neben dem Bette kniete Elisa. Sie weinte still in sich hinein. Der Herzog stand in ihrer Nähe und beugte sich von Zeit zu Zeit zu ihr hinunter, um ihr einige zärtliche, tröstende Worte zuzuflüstern. Doktor Rodney hatte sich am Kopfende des Bettes aufgestellt und beobachtete mit Unglück verkündendem Gesicht die untrüglichen Anzeichen der herannahenden Auflösung.

Der Patient war in der That unrettbar dem Tode verfallen was menschliche Anstrengungen, was die ärztliche Kunst vermochte, war für ihn geschehen; doch hatten alle Anstrengungen nichts gefruchtet, und als das den Anbruch eines neuen Tages verkündende; Dämmerlicht sich durch die zusammengezogenen Vorhänge in das Zimmer drängte und das Kerzenlicht erblassen ließ, ging der Kranke aus dem Zustande dumpfer Bewußtlosigkeit in den wirklichen Todesschlaf über.

Der Herzog führte seine tiefbetrübte Gemahlin aus dem Zimmer und bat sie, in ihrem Boudoir etwas Ruhe zu suchen. Sogar inmitten ihres tiefen Kummers fühlte Elisa sich tief gerührt durch die rücksichtsvolle Fürsorge, welche der Herzog ihr gegenüber entfaltete, und vielleicht zum ersten Male, seitdem er den Trauring an ihren Finger gesteckt hatte, drückte Elisa ihm mit aufrichtiger Wärme die Hand.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In dem Koffer, welchen der Kapitän nach Oaklands mitgebracht, hatte sich ein Reisepult befunden. Aus zarter Rücksicht für seine Gattin hatte der Herzog alle anderen Effekten des Verstorbenen sorgfältig hinwegschließen lassen; in Bezug auf jenes Pult jedoch war er der Ansicht, daß, was dasselbe auch enthalten

mochte, Elisa allein berechtigt sei, dieses Behältniß zu öffnen und den Inhalt zu untersuchen.

Nachdem seit der Beerdigung des Kapitäns — der, wie wir beiläufig bemerken wollen, auf dem Kirchhofe des eine Viertelmeile vom Schlosse entfernten Dorfes Oaklands begraben worden — ein Monat verflossen war und Elisa's Kummer sich in eine ruhige und stille Ergebung in den göttlichen Willen verwandelt hatte, brachte der Herzog eines Morgens jenes Pult in ihr Boudoir, übergab ihr den Schlüssel, der sich in einem der Kleidungsstücke des Verstorbenen vorgefunden hatte, und zog sich zurück, um sie nicht durch seine Anwesenheit in der Vollführung der vor ihr liegenden trüben, aber unerläßlichen Aufgabe zu stören.

Sie öffnete das Pult. Der erste Gegenstand, der ihr in die Hände kam, war eine mit Papier umwickelte Haarlocke, die ihrer verstorbenen Mutter angehört hatte. Elisa drückte dieselbe an ihre Lippen, trocknete die ihren Augen entstürzenden Thränen hinweg und fuhr in ihrer Beschäftigung fort.

Das nächste, was sie aus dem Pulte hervorzog, war ein an Kapitän Lacy adressirter Brief und in der Adresse erkannte sie die ihr unvergeßliche Handschrift Bertram's. Auch den Brief selbst kannte sie bereits; es war derjenige, in welchem Bertram von Oaklands aus erklärt hatte, daß er sich der von dem Kapitän getroffenen Bestimmung, nach welcher jeder Briefwechsel zwischen ihm und Elisa für die nächsten zwei Jahre aufhören sollte, geduldig unterwerfen würde.

Elisa's erster Impuls bestand darin, dieses ihr nur zu wohl bekannte Schreiben zu öffnen und noch einmal zu lesen, obgleich jedes Wort desselben ihrem Gedächtnisse unvergeßlich eingeprägt war. Doch hemmte sie diesen Impuls; schon der bloße Gedanke erschien ihr als ein Akt der Untreue gegen ihren Gatten. Ihren Gedanken konnte sie nicht wehren, sich mit der Erinnerung an Bertram zu beschäftigen; doch fühlte sie, daß es ein schweres Unrecht sein würde, etwas zu thun, das ihren früheren wilden Gram über seinen Verlust in seiner ganzen Heftigkeit wieder anzufachen geeignet war. Unter dem Einflusse dieser zarten Bedenklichkeit legte Elisa den Brief bei Seite und warf einen abermaligen Blick in das Pult.

Aber — warum prallt sie so heftig zurück? Was für ein Brief ist es, der sich jetzt ihrem Blicke zeigt?

Er ist an ihren Vater adressirt und mit einer fast rasenden Heftigkeit greift sie nach dem Schreiben. Sie prüft die Aufschrift — sie besichtigt mit zitternder Hast die Postzeichen — und der Brief entsinkt ihrer Hand.

Eine Vermuthung so seltsamer — so wilder Art ist plötzlich in ihr aufgetaucht, daß sie sich von einem Gefühle des Schwindels ergriffen fühlt. Ein einziger Blick auf den Inhalt des Briefes würde jeder Ungewißheit ein Ende machen — und dennoch zögert Elisa, durch dieses leichte Verfahren ihre Zweifel zu beseitigen und ihre Vermuthung in Gewißheit zu verwandeln. Was sie vermuthet, erscheint ihr wie ein wüster Traum — und doch ist es möglich, denn der vor ihr liegende Brief bildet einen Beweis dafür!

Dieser Zustand qualvoller Spannung wird ihr endlich unerträglich. Entschlossen öffnet sie den Brief — sie liest — aber nur wenige Worte; dann brechen die Knie unter ihr zusammen und mit einem leisen, gedehnten Aechzen sinkt sie nieder.

Ihr Kopf ruht auf dem Sessel, von welchem sie auf den Teppich hinabgesunken ist. Doch hat Elisa das Bewußtsein nicht verloren; nein, ihr ist die volle Besinnung geblieben und nur zu vollständig kennt und fühlt sie die verfängliche neue Lage, in welche sie sich so plötzlich versetzt sieht. Sie weint nicht — an keinem ihrer Glieder ist eine Bewegung wahrnehmbar — sie verräth kein Lebenszeichen und dennoch lebt sie und ihre Gefühle vermag keine Feder zu schildern.

Endlich erhebt sie sich langsam aus ihrer knienden Stellung und mechanisch bückt sie sich, um den ihrer Hand entfallenen Brief aufzuheben. Und nun setzt sie sich mit einer scheinbar eisigen Ruhe nieder und liest das Schreiben. Aber jene Ruhe gleicht der erkalteten und verhärteten Lava, unter welcher das vulkanische Feuer fortwüthet.

Endlich hatte Elisa den Brief bis zum Ende gelesen und nun erst verrieth sie auch äußerlich die Bewegung, welche in ihrem Herzen tobte; ein Ausdruck tiefer, unbeschreiblicher Wehmuth glitt

über ihr marmorblasses Angesicht, während ein heftiges Zittern alle ihre Glieder schüttelte.

„O Gott!" rief sie, die Hände faltend, „für Eins danke ich Dir; alles Uebrige ist Finsterniß — Verwirrung — düsteres Chaos!"

Sie untersuchte die übrigen Papiere, welche in dem Pulte lagen; es war noch ein Brief in derselben Handschrift und unter einem sehr neuen Datum vorhanden. Auch diesen las Elisa und wiederum ward sie von denselben Empfindungen gemartert. Doch wollen wir nicht durch eine abermalige Schilderung derselben unsere Leser belästigen.

Nachdem die Herzogin jenen zuletzt erwähnten Brief ebenfalls vom Anfange bis zum Ende gelesen hatte — eine Beschäftigung, bei welcher ihre mit Thränen gefüllten Augen ihr fast den Dienst versagten — und sie unter den anderen Papieren nichts gefunden, das sie irgendwie interessirt hätte, schloß sie Alles sorgfältig hinweg und setzte das Pult selbst in ein Bureau, dessen Schlüssel sie bei sich behielt.

Den Rest jenes Tages verlebte sie einsam in ihrem Boudoir. Der Herzog vermuthete, sie habe in dem Pulte irgend etwas gefunden, das sie in Aufregung versetzt und in ihr den Wunsch erzeugt habe, für den Augenblick allein zu sein — und mit dem ihm eigenen Zartgefühl enthielt er sich jedes Versuches, ihr seine Gegenwart aufzudrängen. Erst am folgenden Morgen traf sie beim Frühstück mit ihrem Gatten wieder zusammen und die Blässe ihres Gesichts bestätigte seine gestern gefaßte Vermuthung. Doch ward er durch Rücksichten der Delikatesse auch jetzt wiederum bestimmt, sich jeder Frage zu enthalten.

Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß Lord Glandon und Madame Bailey unmittelbar nach dem Begräbniß des Kapitän Lacy das Schloß Oaklands verlassen hatten. Die anderen Gäste, welche ebenfalls zu einem längeren Aufenthalte eingeladen worden waren, hatten sich sogar schon am Morgen nach dem plötzlichen Todesfalle entfernt.

In dem Glauben, daß Zerstreuung und ein Wechsel des Aufenthaltsortes seiner Gattin zuträglich sein und sie heiterer stimmen würden, schlug der Herzog ihr eine Reise nach Italien vor, und

stets bereit, seinen Wünschen nachzukommen, gab Elisa ihre Zustimmung. Die beschlossene Reise wurde demnach angetreten.

Die Abwesenheit des Herzogs und der Herzogin von Marchmont dauerte zehn Monate. Nach Ablauf dieses Zeitraumes kehrten sie nach Oaklands zurück. Der Herzog schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß der Zweck der Reise nicht gänzlich verfehlt sei. Elisa hatte die Trauer, welche sie für immer im Herzen trug, vor ihm oder Anderen nie zur Schau getragen; ihre Schönheit hatte unter dem Einflusse derselben keine merkliche Einbuße erlitten, und da er sie überdies stets bereit fand, auf seine Unterhaltung einzugehen und an jeder von ihm vorgeschlagenen Zerstreuung Theil zu nehmen, so schrieb er diese scheinbare Besserung auf Rechnung des von ihm entworfenen Reiseplanes und freute sich innig über den vermeintlich glücklichen Erfolg desselben.

Bis Weihnachten wollte der Herzog, nachdem er sich der Zustimmung Elisa's versichert hatte, mit dieser in Oaklands bleiben, dann aber nach seinem Palais in London übersiedeln. Damit aber das Leben auf dem Schlosse nicht zu eintönig würde, sandte der Herzog Einladungen an Madame Bailey, die Familie Lomax und andere befreundete Personen. Die Eingeladenen erschienen auf dem Schlosse; Elisa empfing Alle mit ihrer gewohnten Freundlichkeit und machte die Honneurs des Schlosses mit geziemender Würde und Anmuth; dessenungeachtet vermochte die Anwesenheit der Gäste den geheimen Kummer, der an dem Herzen der jungen Herzogin nagte, nicht zu vermindern.

Lord Hugo Glandon befand sich auf seinem kleinen Jagdschlosse in einer benachbarten Grafschaft, als der Herzog und die Herzogin von Marchmont nach England zurückkehrten. Als er von ihrer Ankunft hörte, verlor er keine Zeit, an seinen Onkel einen theilnehmenden und liebevollen Brief zu schreiben, in welchem er die Hoffnung aussprach, daß die liebenswürdige Herzogin sich von der durch den plötzlichen Tod ihres Vaters ihr verursachten Erschütterung wieder erholt habe. Erfreut durch dieses Zeichen der Achtung für ihn, als das Oberhaupt der Familie, beantwortete der Herzog dieses Schreiben in der herzlichsten Weise und forderte seine Neffen auf, ihm auf Schloß Oaklands einen längeren Besuch zu machen. Der Herzog wußte, daß Lord Glandon bei

einem jährlichen Einkommen von zweitausend Pfund — das für einen Mann von Hugo's luxuriöser Lebensweise allerdings nicht viel bedeuten wollte — sehr häufig um Geld verlegen war. Er sandte ihm daher in dem Einladungsbriefe eine Bank=Anweisung für einen bedeutenden Betrag. Lord Glandon beeilte sich, durch einen zweiten Brief seinen innigen Dank für die rücksichtsvolle Güte seines Oheims auszudrücken und versprach, in acht Tagen auf Oaklands einzutreffen.

Dieselbe Post brachte noch ein zweites Schreiben, das ebenfalls an den Herzog von Marchmont gerichtet war, und auch dieser Brief wurde durch eine freundliche Einladung nach Oaklands beantwortet.

Elisa wußte von der Ankunft des zuletzt erwähnten Schreibens und von der Einladung, welche ihr Gatte in Folge dessen erlassen hatte. Die Antwort kam — sie lautete dahin, daß der Schreiber derselben am Nachmittage des nächsten Tages auf dem Schlosse eintreffen werde.

Dieser Nachmittag erschien. Der Herzog und seine Gattin befanden sich allein im Salon — denn der Zufall hatte es so gefügt, daß die auf dem Schlosse weilenden Gäste theils ausgeritten waren und theils im Park lustwandelten. Elisa's Wangen waren noch blässer, als sonst; auch würde ein aufmerksamer Beobachter, wäre ein solcher zugegen gewesen, die Wahrnehmung gemacht haben, daß in ihren Augen ein seltsamer, fast unheimlicher Schimmer glühte. Dem Herzog jedoch entging dies Alles, denn seine Gattin schien sich mit der Prüfung eines mit herrlichen Kunststichen gefüllten Albums emsig zu beschäftigen, während er durch ein den Fahrweg überblickendes Bogenfenster in das Freie hinausschaute.

Um vier Uhr rollte eine Extrapostchaise vor den Haupteingang zum Schlosse.

„Hier ist er!" rief der Herzog. „Mehr als drei Jahre sind verflossen, seit ich ihn zuletzt sah."

Elisa ließ diese an sie gerichtete Bemerkung unbeantwortet. Mit zitternden Fingern und schneller als bisher, wendete sie die Blätter des Albums.

Nach wenigen Minuten ließen sich auf der Treppe Schritte hören — die Thür des Salons wurde geöffnet und ein Diener meldete:

„Herr Bertram Vivian!"

5.

Ein schmerzliches Wiedersehen.

Elisa erhob sich und der Herzog nahm ihre Hand, um sie ihrem neuen Verwandten vorzustellen, den sie, nach seiner Meinung, noch nie gesehen und welchen sie in Wirklichkeit so innig und zärtlich geliebt hatte. Sie war leichenblaß, als sie sich vor Bertram Vivian tief verneigte. In ihrem Innern tobten entsetzliche Qualen, und während sie standhaft genug blieb, jeden Ausbruch ihrer Gefühle zu verhindern, ließ die Anstrengung, welche sie zu diesem Zwecke machen mußte, auf ihren Wangen eine hektische Röthe hervortreten.

Und Bertram Vivian selbst — was fühlte er bei diesem Wiedersehen?

Er war nun in seinem vierundzwanzigsten Jahre — ein junger Mann von wahrhaft seltener Schönheit. Aber auch sein Angesicht hatte sich mit leichenartiger Bläße bedeckt, obgleich er sonst keine Aufregung verrieth — wenigstens keine solche, die dem Herzoge bemerkbar gewesen wäre.

Anders jedoch erschien er den Augen Elisa's. Der Blick — der einzige, welchen sie auf ihn zu werfen gewagt hatte, verrieth ihr sofort die Thatsache, daß auch er die Beute einer tiefen und qualvollen Erregung war und daß er nur vermittelst einer fast übermenschlichen Anstrengung seine äußere Ruhe und Fassung zu bewahren vermochte.

„Mein lieber Neffe," rief der Herzog, ihn herzlich umarmend, „sei mir willkommen auf Oaklands. Meine Freude bei unserer

heutigen Zusammenkunft ist um so größer, als ich Dich seit jenem schrecklichen, aber falschen Gerüchte über Deinen Tod nicht gesehen habe. Aber, Elisa, Sie müssen meinen jüngeren Neffen nicht minder freundlich empfangen, als früher seinen älteren Bruder."

Denn der Herzog erinnerte sich, daß Elisa, als Lord Glandon ihr vor einem Jahre präsentirt worden, ihm freundlich die Hand gereicht und ihn mit einigen herzlichen Worten begrüßt hatte. Bertram jedoch streckte sie keine Hand entgegen — für ihn hatte sie noch kein Wort der Begrüßung gehabt.

„Sie sind mir willkommen, Herr Vivian!" sprach Elisa mit einer Stimme, in welcher Bertram eine erzwungene und unnatürliche Ruhe entdeckte, die aber dem Herzoge nur ungewöhnlich und räthselhaft kalt erschien. Gleichzeitig streckte sie ihre Hand aus, welche Bertram einen Augenblick in der seinigen hielt, dann aber sogleich wieder fallen ließ.

„Du bist also erst vor einigen Tagen von Petersburg angekommen, mein lieber Bertram?" sagte der Herzog. „Nun, ich habe mich aufrichtig gefreut, von Deinem Vorgesetzten, dem Minister des Auswärtigen, zu erfahren, daß Du nächstens zum Botschafter für einen der kleineren Höfe ernannt werden sollst. Es muß ein stolzer Gedanke für Dich sein, daß Du, kaum vierundzwanzig Jahre alt, schon Gesandter sein wirst. Oder, wenn Du es vorziehen solltest, in's Parlament zu treten, so kann ich Dich bei der nächsten allgemeinen Wahl als Kandidaten für einen meiner —"

„Mylord," fiel Bertram seinem Onkel in's Wort, „ich würde viel lieber so bald als möglich wieder in's Ausland gehen."

„Nun, wir werden noch Zeit genug finden, hierüber zu sprechen, denn jetzt, da Du hier bist, mußt Du einige Wochen bei uns bleiben. Deinen Bruder Hugo erwarten wir in wenigen Tagen und überdies ist eine gewählte Gesellschaft von Gästen hier."

„Ich möchte mich nun in mein Zimmer zurückziehen — die Wege sind so staubig —"

„Gewiß, sagte der Herzog, indem er nach einem Diener klingelte, der den Befehl erhielt, Herrn Vivian nach dem für ihn in Bereitschaft gesetzten Zimmer zu führen.

Wenige Minuten später befand sich Elisa allein in ihrem Boudoir.

„O, Vater!" rief sie in tiefer Seelenqual, „Du hattest keine Ahnung von dem Elende, welches Du durch Verheimlichung der Dir zugegangenen Briefe über mich bringen würdest! Wenn es aber den Seelen der Verstorbenen vergönnt ist, einen Blick zu werfen auf das, was in dieser Welt vorgeht, so wirst Du nun begreifen, zu welchem schrecklichen Schicksale Du mich verdammt hast! Gott verzeihe Dir, mein Vater, wie ich Dir verziehen habe!"

Als die Herzogin etwas mehr Fassung errungen hatte, begann sie über die Einzelnheiten des soeben stattgefundenen Wiedersehens nachzudenken und ihre Folgerungen zu ziehen. So lange Bertram die Bemerkungen seines Oheims beantwortete, hatte er mit kalter Ruhe gesprochen, ohne auch nur einen Blick auf Elisa zu werfen. Als er jedoch erklärte, daß es sein Wunsch sei, England so bald als möglich wieder zu verlassen, hatte er diese Worte in so energischer Weise betont, daß sie ihn nicht mißverstehen konnte. Aber — weshalb war er überhaupt nach Oaklands gekommen? Vermuthete er, wie Elisa hintergangen und geopfert worden war — oder glaubte er, sie sei ihm wissentlich untreu geworden und habe sich durch die ihr gebotene glänzende Stellung und durch den Reichthum seines Onkels blenden lassen? Ueber alle diese Fragen schwebte Elisa noch in voller Ungewißheit.

Als Elisa die Spuren der vergossenen Thränen aus ihrem Antlitz vertilgt und ihre Toilette gewechselt hatte, begab sie sich nach dem Salon hinunter. Sie fand ihren Gatten im Gespräche mit den versammelten Gästen; aber Bertram war nicht zugegen. Erst wenige Minuten bevor man zur Tafel ging, erschien er im Salon. Als der letzte Ankömmling und als naher Verwandter des Hausherrn war es seine Obliegenheit, die Herzogin in den Speisesaal zu führen. Nur mit kalter Höflichkeit näherte er sich ihrem Sessel; mit derselben kalten Zurückhaltung verneigte sie sich und nahm seinen Arm; doch nicht leichter berührt der Schmetterling die Blume, als Elisa's Finger sich auf Bertram's Arm legten. Bei Tische drehte sich das Gespräch zwischen Beiden um die gleichgültigsten Dinge und kein freundliches Wort wurde ausgetauscht, kein Lächeln war auf dem Gesicht des Einen oder des Andern

sichtbar. So verging die Zeit während des Mahles, und alle Anwesenden hatten die Thatsache bemerkt, daß eine auffallend kalte Zurückhaltung, welche nur durch die Erfüllung der gewöhnlichsten Vorschriften gesellschaftlicher Höflichkeit einigermaßen gemildert ward, zwischen der jungen Herzogin und Bertram Vivian herrschte. Doch machte man natürlich keine Bemerkung darüber, obgleich verstohlene Blicke des Befremdens ausgetauscht wurden. Die natürliche Vermuthung bestand darin, daß Bertram, weniger hochherzig, als sein älterer Bruder, die Verheirathung seines Oheims mit Mißgunst und Abneigung betrachte, und daß die Herzogin, dieses unwürdige Benehmen ihres neuen Verwandten wahrnehmend, ihr Mißfallen darüber in einer würdevollen und geziemenden Weise zu erkennen gebe.

Die nächsten drei oder vier Tage vergingen in derselben Weise, und allen Gästen auf dem Schlosse wurde es klar, daß Bertram der Herzogin geflissentlich auswich, so oft dies möglich war, und daß er sie nie anredete, wenn die Umstände ihn nicht unbedingt dazu zwangen. Auch hatte er aufgehört, sie zur Tafel zu führen, und bei Tische wählte er seinen Platz mit offenbarer Absichtlichkeit möglichst fern von dem ihrigen. Andererseits sprach sich in ihrem Benehmen gegen ihn eine Allen sichtbare Befangenheit aus. Die Wahrheit war, daß die Durchführung der Aufgabe, welche ihre verfängliche Situation ihr auferlegte, ihre Kräfte zu übersteigen begann, denn ihre ganze frühere Liebe für Bertram war in ihrer vollen Kraft wiedererwacht.

So standen die Dinge, als Hugo Lord Glandon auf Oaklands ankam. Die Brüder hatten seit drei Jahren einander nicht gesehen. Bertram warf sich freudig erregt an seines Bruders Brust und wenn die Freude des Letzteren auch weniger ungestüm erschien, so ward sie von den Augenzeugen dieses Wiedersehens doch nicht für minder aufrichtig gehalten.

Lord Glandon hatte noch nicht eine halbe Stunde auf dem Schlosse verweilt, als seines Bruders kaltes Benehmen gegen Elisa auch ihm auffällig wurde. Anfangs erstaunte er ebenso sehr, wie alle Anderen, denn er hatte nicht die leiseste Ahnung davon, daß beide in Oxford einander auch nur oberflächlich gekannt hatten.

Es galt demnach ein Geheimniß zu erforschen, und Hugo war alsbald entschlossen, sich zum Besitzer desselben zu machen.

Während der nächsten zwei Tage beobachtete er Bertram's und Elisa's Benehmen gegen einander, ohne daß es ihm gelang, irgend einen Umstand zu entdecken, der zur Aufklärung des Geheimnisses hätte beitragen können. Dann fiel ihm ein anderes Verfahren ein.

„Meine werthe Madame Bailey," sagte er eines Morgens zu dieser Dame, indem er ihr zu einem Spaziergange durch die Anlagen den Arm bot, „haben Sie nichts Besonderes bemerkt?"

„Was sollte ich bemerkt haben, Mylord?" fragte die alte Verehrerin der vornehmen Kreise; „daß das älteste Fräulein Lomar rothes Haar hat, obgleich man es aus Höflichkeit für blond passiren läßt — daß Fräulein Fanny Lomar mit Sommersprossen behaftet ist, oder daß Fräulein Mary gestern bei Tische drei Glas Champagner trank?"

„Nein, nichts von Alledem," antwortete Lord Glandon. „Aber sind Sie nicht mit meiner liebenswürdigen jungen Tante verwandt —"

„Gewiß bin ich das," versetzte die alte Dame geschmeichelt. „Ew. Lordschaft werden wissen, daß es in meinem Hause war, wo Ihr Oheim meine junge Verwandte kennen lernte und sich in sie verliebte."

„Ja, ich weiß es," antwortete Glandon. „Und als Verwandte der Herzogin sind Sie natürlich auch in ihr Vertrauen eingeweiht?"

„Darin irren Sie, Mylord. Elisa zieht mich nie zu Rathe und das verdrießt mich nicht wenig. Sie giebt sogar die Aufträge an ihre Modehändlerin, ohne mich jemals dabei um meine Ansicht zu befragen."

„Nun denn, meine liebe Madame Bailey, wenn Sie sich des Vertrauens der Frau Herzogin nicht zu erfreuen haben, so verdienten Sie doch jedenfalls, daß es Ihnen zu Theil würde, denn es geht offenbar etwas vor, das Niemand zu begreifen vermag. Sie können, bei Ihrem Scharfblick, unmöglich verfehlt haben, das auffallende Benehmen meines Bruders Bertram gegen die Herzogin und ihre nicht minder merkwürdige Haltung gegen ihn zu

bemerken. Ich consultire Sie als Freundin, und wenn irgend etwas geschehen kann, um die Kluft zu überbrücken, welche meinen Bruder offenbar von seiner Tante trennt, und zwischen Beiden ein freundlicheres Verhältniß herbeizuführen, so bitte ich Sie, über meine Dienste zu verfügen."

„Nun, Mylord," sagte Madame Bailey, sehr erfreut, sich in einer so wichtigen Sache beachtet und befragt zu sehen, „es liegt den Beziehungen zwischen der Herzogin und Ihrem Bruder allerdings ein Geheimniß zu Grunde. Kapitän Lacy hat mir über dasselbe zwar die strengste Diskretion zur Pflicht gemacht, da Sie sich jedoch in einer für die Herzogin so theilnehmenden Weise ausgesprochen haben, so glaube ich, es würde unrecht sein, wenn ich mein Vertrauen Ihnen vorenthielte."

„Seien Sie überzeugt, meine werthe Madame Bailey, daß ich Ihr Vertrauen nicht mißbrauchen werde!" rief Lord Glandon begierig.

„Gut, ich will Ihnen vertrauen," sagte die ebenso frivole, als eitle und selbstsüchtige alte Frau. „Sie müssen also wissen, daß Bertram und Elisa schon in Oxford mit einander bekannt waren, daß sie sich gegenseitig liebten und Verlobungsringe gewechselt hatten. Elisa hat den ihrigen bis zu ihrem Hochzeitstage, seitdem aber nie wieder getragen. Bertram verließ Oxford und später verbreiteten die Zeitungen das Gerücht, daß er verunglückt sei; bald darauf zogen Kapitän Lacy und Elisa nach London und lebten bei mir. Nach einiger Zeit erhielt der Kapitän von Bertram einen Brief, in welchem Ihr Bruder die Hoffnung aussprach, daß, wenn der Zeitungsartikel über seinen Tod zu Lacy's Kenntniß gelangt sei, er auch die Widerrufung desselben gelesen habe. Die letztere war jedoch der Beachtung des Kapitäns entgangen. Mittlerweile begann Elisa in meinen Salons Bewunderer zu finden, und obgleich der Herzog sie damals noch nicht gesehen, war doch alle Aussicht vorhanden, daß sich eine glänzende Partie für sie finden würde. So gab ich denn dem Kapitän meine Rathschläge und er befolgte dieselben. — Bertram Vivian, sagte ich, ist nur der jüngere Sprößling eines jüngeren Zweiges einer vornehmen Familie, und Elisa kann bei ihrer ausgezeichneten Schönheit viel höher blicken. Verlassen Sie sich darauf, sie wird

einen Pair heirathen. Beobachten Sie also über den angekommenen Brief das strengste Schweigen. Jetzt, da Elisa sich mit dem Glauben an den Tod ihres Geliebten ausgesöhnt zu haben scheint, würde es jammerschade sein, ihre Gefühle zu beunruhigen. Jedenfalls lassen Sie sie vorläufig noch in Unkenntniß über Bertram Vivian's wunderbare Rettung, bis wir sehen, ob sie nicht eine bessere Heirath schließen kann. — Der Kapitän hielt meinen Rath für klug und handelte danach."

„Und so," bemerkte Lord Glandon, „hat Elisa meinen Onkel in dem Glauben geheirathet, daß Betram nicht mehr am Leben wäre?"

„Ganz recht; aber während der letzten drei oder vier Wochen vor der Vermählung waren ihr Vater und ich selbst sehr nervös und unruhig, denn ein zweiter Brief von Bertram war angekommen. Dieses zweite Schreiben war ganz wie das frühere an Kapitän Lacy nach Oxford adressirt und dann von der Postbehörde nach London dirigirt worden, da Lacy bei seiner Uebersiedelung die nothwendigen Weisungen zurückgelassen hatte."

„Natürlich — ganz recht; aber dieser zweite Brief —"

„Er enthielt die Versicherung, daß Bertram's Liebe noch so innig wäre, wie sie je gewesen," fuhr Madame Bailey fort, „und daß, da die vom Kapitän Lacy ihm auferlegte zweijährige Probezeit beinahe verstrichen sei, Bertram selbst sehr bald nach dem Briefe in England ankommen würde, um nunmehr Elisa's Hand zu beanspruchen. Ich gestehe, daß ich es ziemlich schwierig fand, den Kapitän zu verhindern, daß er seiner Tochter Alles offen mittheilte. Es gelang mir schließlich, ihn von der Ausführung dieser Thorheit abzubringen, und so kam denn die Vermählung mit dem Herzoge glücklich zu Stande."

„Und erschien Bertram bei Ihnen, als er, der in seinem zweiten Briefe kundgegebenen Absicht gemäß, England im vorigen Jahre besuchte?"

„Nein, er kam nicht zu mir, und ich war auch herzlich froh darüber — denn es würde für mich nichts Angenehmes gewesen sein, seine ungestümen Klagen anhören zu müssen. Wahrscheinlich hatte er die Heirath aus den Zeitungen erfahren und die Sache war damit erledigt. Es ist sehr unangenehm, daß er auf den

Einfall gerathen ist, nach Oaklands zu kommen. Aber Sie begreifen nun wohl, Mylord, daß, streng genommen, Ihr Bruder und die Herzogin sich unmöglich anders benehmen können, als es der Fall ist, und da er es nun einmal für angemessen erachtet hat, hierher zu kommen, so ist die Zurückhaltung, die sie gegen einander beobachten, für beide Theile ehrenvoll. Was ich allerdings fürchte, ist, daß der Herzog gerade in Folge dieser auffälligen Zurückhaltung einen Verdacht fassen könnte —"

„Sie glauben also," fiel Glandon ihr in's Wort, „daß mein Onkel von der früheren Bekanntschaft und dem ehemaligen Liebesverhältniß zwischen Elisa und Bertram durchaus keine Ahnung habe?"

„O, das weiß ich bestimmt!" rief Madame Bailey. „Elisa versicherte ihrem Vater eine Stunde nach der Trauung, daß von ihren Lippen ihr Gatte nie etwas über die Vergangenheit erfahren und ebenso wenig durch ihr Benehmen zu der Vermuthung verleitet werden sollte, daß ihr Herz nicht ihm gehöre. — Und nun, Mylord, nachdem ich Ihnen dieses Geheimniß enthüllt habe, gestatten Sie mir wohl die Frage, welches Verfahren Sie einzuschlagen gedenken."

„Ihre Mittheilungen, gnädige Frau, haben mich dermaßen überrascht, daß ich außer Stande bin, so schnell einen Entschluß zu fassen oder auch nur eine Meinung zu äußern. In einigen Tagen will ich Ihnen sagen, was nach meiner Meinung das angemessenste Verfahren wäre."

„Jedenfalls, Mylord, vermeiden Sie es, mich bei Ihrem Bruder zu kompromittiren. Herr Bertram Vivian ist sehr höflich gegen mich, denn er hat natürlich keine Ahnung davon, daß ich bei Elisa's Abfall von ihm die Hand im Spiele gehabt, und ich wünsche durchaus nicht, mit irgend Jemandem in Zwiespalt gebracht zu werden."

„Halten Sie sich versichert," versetzte Lord Glandon, „daß ich die Sache mit so viel Takt und Zartgefühl behandeln werde, als ob Sie selbst die Leitung derselben hätten."

„Ich verlasse mich auf Eure Lordschaft," sagte die thörichte Frau, welcher es gar nicht einfiel, daß sie gerade dem Manne, der am meisten dabei interessirt gewesen, daß der Herzog von

Marchmont unverheirathet blieb, die Intriguen und Kunstgriffe verrathen hatte, durch welche die Vermählung desselben ermöglicht worden war.

Nachdem er Madame Bailey zum Schlosse zurückbegleitet hatte, begab sich Lord Glandon wieder in die Anlagen hinaus, um über Alles, was er soeben gehört hatte, ungestört nachzudenken. In diesem Moment sah er seinen Oheim, von Pluto, einem großen Hunde, begleitet, durch eine schattige Allee herankommen. Nach dem Austausch einiger unwichtigen Bemerkungen sagte der Herzog ohne weitere Einleitung:

„Höre, Hugo, es geht um mich her etwas vor, das ich nicht zu begreifen vermag. Ich muß mich gegen Dich darüber aussprechen und freue mich, daß ein Zufall uns gerade jetzt zusammengeführt hat. Auch Dir kann es nicht entgangen sein, daß Bertram meine Gemahlin in einer geradezu beleidigenden Weise behandelt. Anfangs verrieth er ihr gegenüber nur eine kalte Zurückhaltung; doch ist sein Betragen gegen sie mit jedem Tage kränkender geworden. Kurz — glaubst Du nicht auch, daß Dein Bruder sich durch meine Verheirathung unangenehm berührt fühlt und daß er seinen Verdruß darüber durch sein schmachvolles Benehmen gegen meine Gattin äußert?"

„Nein, Onkel," rief Glandon im Tone der Ueberzeugung, „Sie thun ihm Unrecht. Bertram ist zu hochherzig, als daß er derartige kleinliche Gefühle hegen könnte. Ich kann Ihnen übrigens zur Aufklärung des Räthsels verhelfen."

„Wirklich?" fragte der Herzog gespannt. „O, sage mir, was Du weißt oder denkst; nur laß Dich nicht durch Deine brüderliche Zuneigung verleiten, gegen die Wahrheit Deine Augen zu verschließen.

„Hören Sie mich an, Onkel, und urtheilen Sie dann selbst. Mein Bruder ist von Natur schüchtern und diese Schüchternheit flößt ihm stets die Besorgniß ein, daß seine Handlungen mißdeutet und falsch beurtheilt werden möchten. Ich kenne ihn ja von früher her; er ist immer so gewesen. Gerade sein schüchternes Temperament reißt ihn zu Extremen hin. Er fürchtet wahrscheinlich, daß die geringfügigste Aufmerksamkeit, die er seiner liebenswürdigen

jungen Tante erweisen könnte, einer falschen Deutung unterliegen würde —"

„Nun, ich gestehe Dir, Hugo, daß auch ich durch dieselben Vermuthungen Bertram's Benehmen zu erklären versucht hatte; doch fürchte ich, daß es nicht die richtige Erklärung ist."

„Und doch bleibe ich gerade bei diesen Vermuthungen stehen," erwiederte Lord Glandon. „Bertram fühlt offenbar, daß es nicht ihm gezieme, sondern vielmehr seiner Tante zustehe, den Grad freundlicher Intimität zu bestimmen, der zwischen ihnen herrschen soll, und so hat er denn ohne Zweifel sein eigenes Benehmen demjenigen Ihrer Gattin nachgebildet."

„Wahrlich, Hugo," rief der Herzog, nachdem er Alles, was ihm an Elisa's und Bertram's gegenseitigem Benehmen aufgefallen war, noch einmal überdacht hatte, „ich glaube, Du hast Recht. Und eben jetzt erinnere ich mich, daß Elisa schon bei seiner Ankunft auf Oaklands ihn nicht mit der ihm gebührenden Freundlichkeit empfing. Ja, ja, es liegt viel Richtiges in Deiner Ansicht — sie reichte ihm nicht die Hand — sie richtete kein Wort an ihn, bis ich sie erst daran erinnern mußte. Ich fürchte, daß Elisa diejenige Person ist, welcher der Tadel gebührt."

„Sie sehen also, daß Bertram nichts weiter gethan hat, als sein eigenes Benehmen dem der Herzogin anzupassen. Wie Sie selbst erklären, empfing sie ihn mit auffallender Kälte, und da Bertram nicht nur schüchtern, sondern auch empfindlich ist und sein Gefühl berechtigten Stolzes —"

„Ja, jetzt begreife ich Alles!" rief der Herzog, seinen Neffen unterbrechend. „Mir erscheint Bertram's Verfahren plötzlich in einem ganz neuen Lichte. Er glaubte sich mit Geringschätzung behandelt, und die freundlichen Gefühle, welche er meiner Gattin und mir entgegentrug, wurden schon im Augenblicke seiner Ankunft durch die Kälte, mit welcher Elisa ihn empfing, auf's empfindlichste berührt. Nach einem so frostigen Empfange war es offenbar an ihr, durch besondere Herzlichkeit und Wärme ihren ersten Fehler wieder gut zu machen, und dies unterließ sie — sie blieb unfreundlich und reizte dadurch Bertram's Empfindlichkeit noch mehr. Gewiß, gewiß, Elisa ist sehr zu tadeln und der arme Bertram ver-

dient meine ganze Theilnahme. Ich will sogleich hingehen und ihr meine Meinung sagen —"

„Nicht so, lieber Onkel!" rief Lord Glandon, den Herzog zurückhaltend. „An Ihrer Stelle würde ich gegen die Herzogin kein Wort des Tadels oder des Vorwurfs aussprechen. Statt dessen würde ich jede Gelegenheit benutzen, die gnädige Frau und Bertram zusammen zu bringen, denn dies würde die Erstere moralisch zwingen, ein freundlicheres Benehmen gegen Bertram anzunehmen und dies würde auch ihn in die Nothwendigkeit versetzen, diese veränderte Haltung als eine Sühne früherer Unfreundlichkeit zu betrachten."

„Dein Rath gefällt mir, mein lieber Hugo," rief der Herzog, „und ich werde ihn ungesäumt befolgen. Apropos — die Familie des Sir William Lomar ist eben im Begriff abzureisen; laß uns hingehen und ihnen Lebewohl sagen."

Der Herzog und Lord Glandon gingen nach dem Schlosse zurück, welches sie in dem Augenblicke erreichten, in welchem Sir William's Reiseequipage vor dem Portal erschien. Die Herzogin und die anderen Gäste — unter diesen befand sich auch Bertram — traten heraus, um der Abreise der Familie Lomar beizuwohnen, und nach den Abschiedsbegrüßungen rollte der Wagen davon. Die Zurückgebliebenen standen noch auf der Freitreppe, als der Herzog plötzlich sagte:

„Ich habe Ihnen Allen mitzutheilen, daß die neue Fontaine am Ende der unteren Terrasse heute zu spielen begonnen hat. Ich schlage vor, daß wir hingehen und sie in Augenschein nehmen. Glandon, gieb Du dem Fräulein Anstret den Arm, Du, Bertram, könntest die Herzogin führen — Madame Bailey, Sie gestatten mir wohl, Ihr Begleiter zu sein."

Bertram Vivian konnte der so bestimmt ausgesprochenen Weisung seines Onkels nicht ungehorsam sein, während Elisa auch ihrerseits keinen Vorwand fand, seinen ihr dargebotenen Arm zurückzuweisen. Der Herzog warf einen verstohlenen Blick des Triumphes und des Einverständnisses auf Lord Glandon, als wollte er ihm zurufen: „Du siehst, mit welcher Geschicklichkeit ich Deinen Rath in Ausführung gebracht habe" — und die Her-

ren und Damen verließen paarweise den vor der Front des Schlosses befindlichen Raum.

Auf dem Wege zur neuen Fontaine beschränkte sich die Unterhaltung zwischen Bertram und Elisa auf die gleichgültigsten Gegenstände. Die Fontaine wurde besichtigt und bewundert und Bemerkungen über die gelungene Anlage derselben ausgetauscht.

„Und nun," sagte der Herzog, „wollen wir ungezwungen in den Anlagen promeniren. Das Wetter ist zu schön, als daß wir es nicht benutzen sollten. Bertram, ich glaube, Du hast die Weinplantage noch gar nicht gesehen, und ich erinnere mich, daß die Herzogin diesen Morgen davon sprach; laß Dich von Deiner Tante hinführen. Madame Bailey, ich habe versprochen, Ihnen meine Goldfasanen zu zeigen; sie befinden sich dort unten."

Die Gesellschaft ging abermals paarweise nach verschiedenen Richtungen auseinander; jedes Paar schlug den seiner augenblicklichen Laune entsprechenden Weg ein — nur Elisa und Bertram blieben in der Nähe der Fontaine zurück.

6.

Eine peinliche Unterredung.

In Bertram's Augen glühte ein unnatürliches Feuer; seine Gefühle glichen offenbar denen eines Menschen, den eine längst vorhergesehene und unvermeidliche Krisis erreicht hat, die ihn aber dennoch, wenn der Augenblick gekommen ist, unvorbereitet findet. Ein Blick zeigte ihm, daß die letzten Paare soeben in den Alleen verschwanden, und er sah sich nun allein mit dem Wesen, dessen Bild sich seinem Herzen unauslöschlich eingeprägt hatte.

Mehrere Minuten verstrichen und noch immer standen Beide fast unbeweglich an derselben Stelle. Elisa schien unverwandt die Fontaine zu betrachten; in Wirklichkeit jedoch sah sie nichts.

„Elisa!“ rief Bertram nach einem langen Schweigen, „wir sind endlich allein!“

„Und doch sollten wir es nicht sein,“ antwortete sie mit beinahe unhörbarer Stimme, während ihr bisher so bleiches Antlitz sich plötzlich mit tiefer Röthe überzog.

„Warum sollten wir nicht allein sein?“ fragte Bertram mit tiefer Bitterkeit. „Vielleicht weil Ihr Gewissen Ihnen sagt, daß ich als Ankläger vor Ihnen stehe und daß Sie mit Recht fürchten, mir in's Antlitz zu blicken?“

„Nein, Herr Vivian,“ entgegnete die Herzogin stolz. Dann fügte sie mit thränenvollen Augen hinzu: „Ich sehe, Sie glauben mich der schändlichsten Untreue schuldig; aber Sie thun mir Unrecht, Bertram, schweres Unrecht —“

„Wie!“ rief er erstaunt, „was höre ich? — Aber Sie fügen dem Unrecht noch bitteren Spott hinzu, indem Sie mich als einen leichtgläubigen Thoren behandeln.“

„Bertram,“ sagte die Herzogin mit leiser, aber klarer Stimme, indem sie ihm fest in's Antlitz blickte, „so wahr ich auf mein einstiges Seelenheil hoffe — so wahr es einen Gott giebt, der meine Worte hört und mich sicherlich strafen wird, wenn ich Sie durch eine Unwahrheit zu täuschen suche — ich bin Ihnen gegenüber mir keiner Schuld bewußt!“

„Elisa!“ rief Bertram, plötzlich von Wuth und wildem Zorn ergriffen, „wenn Sie auf irgend eine Weise getäuscht worden sind — Fluch denen, welche —“

„Halten Sie inne!“ keuchte die entsetzte Elisa, während ihr verzerrtes Angesicht die Qualen ihres Innern nur zu deutlich verrieth, „Sie fluchen meinem verstorbenen Vater!“

„Mein Gott — ich begreife nun Alles!“ murmelte Bertram, beide Hände gegen seine pulsirenden Schläfe drückend, als könnte er dadurch dem kreisenden Gehirn mehr Festigkeit geben.

„Ja,“ fuhr Elisa fort, unwillkürlich hingerissen durch die Gelegenheit, welche sich zu ihrer Rechtfertigung darbot, „ich bin getäuscht worden, Bertram, grausam getäuscht. Gott, der allein in das menschliche Herz zu blicken vermag, weiß es, wie treu ich Ihnen war, mit welcher unerschütterlichen Beständigkeit ich selbst dann noch, als das schreckliche Gerücht, daß Sie verunglückt wä-

ren, zu mir gedrungen war, Ihr Andenken in meinem Herzen bewahrte. Bertram, erst dann, als ich bereits einem Andern angehörte, erfuhr ich, daß Sie noch am Leben waren."

„Elisa, Sie bereiten mir durch diese Mittheilung Höllenqualen. Zweimal schrieb ich an Ihren Vater —"

„Ich weiß es," fiel sie ihm sanft in's Wort. „Mein Vater hat mich getäuscht. Aber — schonen Sie sein Andenken. Möge Gott ihm vergeben haben!"

„Ich glaube Ihnen, Elisa," versetzte Bertram mit tiefer Wehmuth. „Es liegt Wahrheit in Ihren Blicken — Wahrheit in Ihrem Tone. Ich hatte Sie stets für aufrichtig gehalten, bis zu jenem verhängnißvollen Tage, als ich, nach England zurückgekehrt, um Sie als Gattin zu beanspruchen, in einem Zeitungsblatte die Ankündigung Ihrer Vermählung las. Es war ein entsetzlicher Schlag. Stundenlang wüthete und tobte ich, wie ein Wahnsinniger; ich suchte gewaltsam Hand an mein Leben zu legen und an der Ausführung dieses Vorhabens wurde ich nur durch die Dazwischenkunft der Leute im Hotel verhindert."

„O, Bertram — sagen Sie mir dies Alles nicht!" ächzte Elisa, bitterlich weinend; „es ist mehr, als ich ertragen kann. Seit dem Augenblicke, wo mich das Gerücht Ihres unzeitigen Todes erreichte, ist mein Leben eine lange Folterqual gewesen."

„Und dennoch glaubte ich Sie wissentlich Ihrem Gelübde abtrünnig!" versetzte Bertram im Tone des Selbstvorwurfs. „Es war in Liverpool, wo ich, eben in England angekommen, die Nachricht von Ihrer Vermählung mit meinem eigenen Oheim las. Was anders konnte ich demnach glauben, als daß Sie treulos wären? Als ich, nach schweren Kämpfen, einige Fassung errungen hatte, schrieb ich an die Regierung und bat, daß man mich sofort einer anderen Gesandtschaft attachiren möchte, denn meine Stellung in Washington hatte ich aufgegeben. Man erfüllte mein Gesuch; ich wurde der Gesandtschaft in Petersburg zugewiesen. Dorthin eilte ich unverweilt; ich wollte um jeden Preis meinen Gedanken entfliehen, in einer amtlichen Thätigkeit Zerstreuung suchen. Ein Jahr blieb ich in Rußland; dann ward ich mit wichtigen Depeschen nach England gesandt. Wie Sie wissen, bin ich vor wenigen Tagen angekommen. — Ich muß sie noch einmal

sehen, sagte ich mir; eine solche Perfidie als Vergeltung für so viel Liebe darf wenigstens nicht ohne Vorwurf hingehen. — Ueberdies hatte ich für meinen Entschluß noch einen anderen Grund, Elisa; ich wollte Ihnen den Verlobungsring wiedergeben und den meinigen von Ihnen zurückfordern."

„Nehmen Sie Ihren Ring zurück, Bertram," sprach Elisa mit leiser, zitternder Stimme, während sie, tief aufseufzend, den Ring aus ihrem Mieder hervorzog.

„Ha!" rief Bertram, während ein Strahl der Freude aus seinen Augen hervorblitzte. „Sie haben ihn an Ihrem Herzen aufbewahrt! O, nun sehe ich, Elisa, daß Sie nicht aufgehört haben, mich zu lieben, selbst als Sie Ihre Hand einem Andern reichten."

Ohne zu antworten, streckte die Herzogin ihm den Ring entgegen.

„Nein, nein!" rief Bertram in erneuter Aufregung, „jetzt nehme ich ihn nicht zurück. Wie wenig wir hinfort einander auch sein mögen, so sollen Sie doch den Ring behalten, mit welchem ich mich Ihnen einst verlobte, wie auch ich den Ihrigen behalten will. Hierin kann kein Unrecht, keine Sünde liegen."

„Ich will ihn behalten, Bertram," antwortete die Herzogin nach kurzem Zögern, und sie legte den Ring an seine frühere Stelle zurück.

„Aber, Elisa," rief Bertram, und neues Mißtrauen schien in seinem Herzen zu erwachen, „Sie haben vorhin zugegeben, daß Sie von den Briefen wissen, die ich an Ihren Vater schrieb, und dennoch —"

„Ich fand sie nach seinem Tode unter den hinterlassenen Papieren," unterbrach ihn die Herzogin. „Dann erst erfuhr ich, daß Sie am Leben wären, dann erst ward es mir klar, daß ich Ihre Gattin hätte werden können. Kein sterbliches Auge, Bertram, sah die Seelenqual, von der ich bei dieser Entdeckung gemartert wurde, kein Sterblicher hatte eine Ahnung von meinen Leiden, von meiner Verzweiflung. Und doch, Bertram, gab es einen Umstand, und nur einen, für den ich Gott dankte: es war der, daß Sie nicht umgekommen, daß Ihr junges Leben gerettet worden war."

„Wollte der Himmel, ich hätte bei jenem Unfall das Leben

eingebüßt, Elisa!" rief Bertram im Tone tiefer Bitterkeit. „Möge Gott sich unser erbarmen!"

„Nun aber, Bertram," sagte Elisa, indem sie zu der Frage kam, deren Nothwendigkeit sie längst gefühlt hatte, „was gedenken Sie zu thun? Welches Verfahren beabsichtigen Sie einzuschlagen? Sie begreifen doch, daß Sie hier nicht bleiben dürfen."

„Und dennoch darf ich nicht plötzlich abreisen," antwortete Bertram schnell. „Noch einige Tage muß ich hier verweilen; es würde die seltsamsten Vermuthungen erregen, wenn ich scheinbar ohne jede äußere Veranlassung Oaklands verließe. In wenigen Tagen werde ich durch die Vermittelung des Herzogs zu einem Gesandtschaftsposten in irgend einem fernen Lande — je weiter entfernt, desto besser — ernannt werden, und dann, Elisa, werden wir uns trennen — uns trennen, um einander nie wiederzusehen!"

Die Herzogin antwortete nicht. Lautlos nahm sie Bertram's Arm und Beide schritten dem Schlosse zu.

Als sie dasselbe erreicht hatten, begab sich Elisa geradeswegs in ihr Boudoir, um über die soeben stattgehabte Unterredung nachzudenken — vielleicht auch zu weinen über ihr trübes Loos — ein Loos, das so ganz anders hätte ausfallen können!

7.

In der schattigen Allee.

Als man am Nachmittag desselben Tages zur Tafel ging, eilte Bertram herbei, um die Herzogin von Marchmont zu Tische zu führen — ein Akt der Höflichkeit, den er seit mehreren Tagen gänzlich unterlassen hatte, der aber nun um so mehr auffallen mußte, da jenes Ehrenamt seit Lord Glandon's Ankunft diesem Letzteren gebührte. Der Herzog freute sich, als er Bertram's verändertes Benehmen wahrnahm.

Bei der Tafel saß Bertram neben der Herzogin, und obgleich seine Gefühle gegen sie eine vollständige Umwandlung erfahren hatten — denn er betrachtete sie nun als das Opfer einer gegen ihn und sie geschmiedeten Intrigue und nicht als eine Abtrünnige, die ihn zu lieben aufgehört hatte — vermochte er doch einen hinreichenden Grad von Selbstbeherrschung aufzubieten, um nicht eine zu auffällige Veränderung seines Benehmens zu entfalten. Er erwies ihr freundliche Höflichkeit und Hochachtung, nichts weiter. Dessenungeachtet bildeten sogar die zahllosen kleinen Aufmerksamkeiten, die er ihr als seiner Tischnachbarin zu erweisen Gelegenheit nahm, einen auffallenden Kontrast gegen die bisher von ihm gezeigte eisige Kälte, und Lord Glandon verfehlte nicht, dem Herzoge zuzuflüstern:

„Sie sehen, lieber Onkel, daß mein Rath nicht übel war."

Seit der im vorigen Kapitel berichteten Unterredung zwischen Bertram und Elisa war eine Woche verstrichen. Beide liebten einander so zärtlich, wie es je der Fall gewesen. Dennoch waren sie durch die Rechtlichkeit ihrer Grundsätze gegen Versuchung hinlänglich geschützt, und so bestand denn die einzige Untreue, deren Elisa sich gegen ihren Gatten schuldig machte, in ihren unwillkürlichen Seufzern, wenn sie sich mit Bertram allein befand. Nie sprachen sie von ihrer Liebe; es war ein Thema, das sie, gleichsam in Folge einer stillschweigenden Uebereinkunft, sorgfältig vermieden.

Der Herzog von Marchmont dachte nie an die Möglichkeit, daß seine Gattin und Bertram eine Zuneigung für einander fassen könnten; noch viel weniger ahnte er, daß sie bereits vor mehreren Jahren einander gekannt und daß schon damals ein Liebesverhältniß zwischen ihnen bestanden habe. Er glaubte unbedingt an das hohe Ehrgefühl seines Neffen und an die Reinheit seiner Gemahlin — und dieser Glaube war ein durchaus berechtigter. Von Natur neigte er keineswegs zur Eifersucht; wenigstens war es überaus schwierig, seine Eifersucht zu erregen, es wäre denn durch greifbare Beweise und auf Grund unzweifelhaft feststehender Thatsachen, und in Bezug auf die freundlichen Beziehungen, welche zwischen seiner Gattin und Bertram eingetreten waren, sagte er sich nur:

„Elisa bemüht sich, die verletzende Kälte, welche sie früher gegen Bertram entfaltete, wieder gut zu machen, und Bertram ist hochherzig genug, ihr früheres Benehmen gegen ihn zu vergessen."

Eines Morgens, als die angekommenen Briefe und Zeitungen vor dem Herzoge auf den Frühstückstisch gelegt worden waren, befand sich unter den ersteren ein Dokument, in welchem Bertram's geübtes Auge sofort eine Depesche des Ministeriums des Auswärtigen erkannte, und der schnelle Blick, den er auf die Herzogin warf, ließ diese ahnen, daß nun wahrscheinlich ihr Trennungsurtheil ausgesprochen werden würde.

Der Herzog nahm jenes amtliche Schreiben in die Hand, entsiegelte es und nachdem er den Inhalt gelesen, reichte er Bertram die Hand und sagte mit einem freundlichen Lächeln:

„Ich gratulire Dir, mein lieber Bertram, zu Deiner Ernennung zum Gesandten am Hofe von Florenz."

„Und auch ich, mein lieber Bruder," rief Lord Glandon, allem Anscheine nach freudig bewegt, „beglückwünsche Dich gleichfalls wegen dieser Beförderung."

Auch Elisa brachte ihren Glückwunsch dar; doch mußte sie eine fast übermenschliche Anstrengung machen, um die Fluth streitender Empfindungen, die in ihrem Herzen tobten, zurückzudrängen. Madame Bailey und die anderen Gäste schlossen sich jenen Gratulationen an; Elisa sah jedoch nur zu deutlich, daß Bertram ebenfalls nur mit großer Anstrengung seine Bewegung so weit zu unterdrücken im Stande war, um die auf ihn einstürmenden Glückwünsche mit geziemender Höflichkeit entgegenzunehmen.

„Du siehst, lieber Bertram," sagte der Herzog, „daß Deine Ernennung von der ausdrücklichen Instruktion begleitet ist, Dich unverzüglich auf Deinen neuen Posten zu begeben. So sehr ich die nothwendige Trennung von Dir bedauern werde, darf meine Selbstsucht der Erfüllung Deiner neuen Amtspflichten nicht hindernd entgegentreten. Morgen wirst Du uns demnach Lebewohl sagen müssen."

„Ja, morgen," erwiederte Bertram mit hohler Stimme.

Nach dem Frühstück gingen Bertram und die Herzogin zusammen in den Garten hinaus. Madame Bailey und die anderen

Gäste begleiteten Lord Glandon nach der Traubenplantage. Der Herzog von Marchmont zog sich in sein Arbeitskabinet zurück, um an den Minister des Auswärtigen zu schreiben und ihm für die schnelle Berücksichtigung seiner Verwendung für Bertram seinen Dank auszusprechen.

Gleich bei seinem Eintritt in das Kabinet erblickte der Herzog einen an ihn selbst adressirten Brief, der auf dem Schreibtische lag. Er wunderte sich, daß dieses Schreiben dorthin gelegt worden war, anstatt ihm mit den übrigen Briefen beim Frühstück übergeben zu werden. Das Schreiben hatte kein Postzeichen; es war demnach nicht aus weiter Ferne gekommen. Die Handschrift der Adresse war dem Herzoge unbekannt, doch schien dieselbe verstellt zu sein.

Nicht ohne Neugier öffnete er den Brief; kaum aber hatte er die ersten drei Zeilen gelesen, so entsank das Schreiben seiner Hand; Leichenbläße überzog sein Gesicht und ein Gefühl bitterer Wuth ergriff sein Herz. Wie ein Rasender stürzte er nach der Thür — hier aber blieb er stehen und ward plötzlich ruhig; es war indessen eine schreckliche, bedeutungsschwere Ruhe, welche gleichzeitig eine furchtbare Drohung in sich barg. Er hob den Brief auf und las ihn nun zu Ende. Während des Lesens zogen die Augenbrauen des Herzogs sich finster zusammen und auf seiner Stirn zeigten sich tiefe Furchen.

„Sollte es wahr sein?“ murmelte er mit bebenden Lippen. „Ich vermag es kaum zu glauben. Es ist eine niederträchtige Verleumdung. Und überdies — ein anonymer Brief! Welchen Glauben kann ein solcher beanspruchen? — Und doch — gerechter Gott! wenn es dennoch wahr wäre, so bin ich der unglücklichste aller Menschen! — Dann soll aber auch meine Rache furchtbar sein!“

In heftiger Erregung schritt er auf und nieder; dann blieb er abermals stehen und heftete einen Blick auf den verhängnißvollen Brief. Noch einige Minuten schien er gegen einen in ihm entstandenen Gedanken anzukämpfen, dann aber verließ er entschlossen das Kabinet und entfernte sich durch eine Seitenthür aus dem Schlosse.

Der Herzog eilte in den Park hinaus und begab sich

geradeswegs nach dem am dichtesten bewachsenen Theile desselben. Nach wenigen Minuten erblickte er Bertram und seine Gattin. Der Letztere hatte ihr nicht den Arm gereicht. In dem Benehmen Beider lag durchaus nichts, das geeignet gewesen wäre, den durch das anonyme Schreiben angeregten Verdacht des Herzogs zu rechtfertigen. Als sie das andere Ende einer Allee erreicht hatten, kehrten sie um; der Herzog verbarg sich hinter einem Seitengebüsch, wo er weder sehen, noch gesehen werden konnte. Es war indeß seine Absicht, ihr Gespräch zu belauschen, wenn sie an seinem Versteck vorübergingen. Nach einigen Minuten näherten sie sich und schritten, ohne zu ahnen, wer in dem Gebüsch verborgen war, an demselben vorüber.

„Morgen, und zwar gleich nach dem Frühstück, werde ich abreisen," sagte Bertram. „Zunächst muß ich mich nach London begeben, um dem Minister des Auswärtigen meine Aufwartung zu machen; dann muß ich unverzüglich nach Florenz aufbrechen. Es ist sehr freundlich von meinem Onkel, daß er sich verwendet hat, um mir diese Ernennung zu erwirken."

„Ja, sehr freundlich," bestätigte Elisa.

Sie waren mittlerweile an dem Versteck des Herzogs vorübergegangen und der Letztere hörte nichts mehr. Hätte er jedoch durch das dichte Laubwerk blicken und die Gesichter der beiden Sprechenden beobachten können, so würde er die Wahrnehmung gemacht haben, daß in denselben sich eine bedeutungsvolle Trauer ausprägte, obgleich die von ihnen gesprochenen Worte ohne alle tiefere Bedeutung zu sein schienen. Und dennoch hatten selbst diese scheinbar so unwichtigen Worte einen dem Herzoge freilich verborgenen Sinn. Bertram und Elisa hatten soeben über die bevorstehende Trennung gesprochen und ihre ganze Standhaftigkeit zusammengerafft, um sich gegenseitig die Ueberzeugung einzuflößen, daß es unter den obwaltenden Umständen das Beste sei, auf solche Weise für Jahre, vielleicht sogar für immer getrennt zu werden. Sie waren daher dem Herzoge dankbar, daß er durch seine Verwendung für Bertram ihnen, ohne es zu ahnen, eine Gelegenheit zur Trennung verschafft hatte.

Der Herzog machte sich nun bittere Vorwürfe über seine vorhin gefühlte Eifersucht und über den ungerechten Verdacht, zu

welchem er sich durch den anonymen Brief hatte hinreißen lassen. Er fühlte sich tief beschämt, die Rolle des Horchers gespielt zu haben, und der ihm angeborene Stolz empörte sich gegen jene Rolle. Mit solchen Gefühlen verließ er sein Versteck und eilte auf einem Umwege nach dem Schlosse zurück.

Dessenungeachtet ließ der Dämon des Argwohns, nachdem derselbe einmal in die Seele des Herzogs eingezogen war, sich nicht wieder hinaustreiben. Der Herzog versuchte, sich mit seiner Korrespondenz zu beschäftigen; doch war er nicht im Stande, die dazu erforderliche Ruhe wiederzugewinnen. Zwanzigmal zog er während der nächsten Stunde den anonymen Brief aus der Tasche hervor und las den Inhalt immer und immer wieder. Beim Vormittags-Imbiß beobachtete er verstohlen Bertram's und Elisa's Benehmen gegen einander. Die Eifersucht schärfte seine Sinne und er machte die Wahrnehmung, daß sie schnelle Blicke austauschten — Blicke, die er unter gewöhnlichen Umständen gar nicht beachtet haben würde, denen aber seine Phantasie nun eine furchtbare Bedeutung beilegte.

Nach dem Imbiß schlug Lord Glandon eine Wasserfahrt vor und alle Anwesenden sagten ihre Betheiligung zu. Wiederum stellte der Herzog sich die Aufgabe, während der ganzen Lustfahrt seine Gattin und Bertram aufmerksam zu beobachten; doch geschah nichts, das seinen Verdacht bestärkt hätte, und auf's Neue suchte er sich zu überreden, daß derselbe durchaus unbegründet wäre. Um vier Uhr verließ die Gesellschaft die Boote und kehrte nach dem Schlosse zurück. Die Damen begaben sich in ihre Zimmer, um ihren Anzug zu wechseln. Der Herzog ging in sein Arbeitskabinet, durch dessen Fenster er einen Theil der Anlagen überblicken konnte, und an einem dieser Fenster bezog er seinen Beobachtungsposten.

Alsbald sah er seine Gemahlin und Bertram zusammen aus dem Schlosse kommen und langsam den dichtbelaubten Alleen des Parks zuschreiten.

Wiederum eilte der Herzog durch eine Seitenthür aus dem Schlosse.

Es war ein köstlicher Herbsttag und eine milde Wärme erfüllte die Atmosphäre.

„Der Augenblick unserer Trennung naht heran, Elisa," sagte Bertram, ein langes Schweigen brechend, in dem zitternden Tone unbeschreiblicher Wehmuth. „Morgen sagen wir einander Lebewohl, und die Stimme der Vernunft sagt mir, daß es eine ewige Trennung sein muß. Wollte Gott, ich hätte hier nicht so lange verweilt! Meine Gefühle gleichen denen eines Menschen, dessen nächster Schritt darin bestehen wird, sich blindlings in den Strudel der Verzweiflung zu stürzen."

„Bertram," murmelte die tiefbetrübte Dame, „wir müssen dieselbe Standhaftigkeit aufbieten, welche uns aufrecht erhalten hat, seit wir dort an der Fontaine jene denkwürdige Unterredung hatten."

„Sie sprechen von Standhaftigkeit, Elisa?" versetzte Bertram in wachsender Erregung. „Ich sehe wahrlich nicht, wie ich bei der Last der Leiden, welche mir auferlegt sind, standhaft bleiben soll. Eine freudlose, öde Zukunft liegt vor mir, ein Leben der qualvollsten Vereinsamung — beim Himmel, ich werde noch wahnsinnig — und Selbstmord ist der einzige Ausweg —"

„Bertram!" rief die Herzogin in einem fast kreischenden Tone, „Sie flößen mir Entsetzen ein — ich schaudere, wenn ich Sie so sprechen höre! O, was kann ich sagen, was thun, um Sie zu trösten?" fügte sie, in Thränen ausbrechend, hinzu.

„Was Sie thun können? Es giebt nur Eins, das mich der Verzweiflung entreißen würde, und doch darf ich dieses Eine nicht nennen. Nein, ich will Sie nicht von Ihrem Gatten hinweglocken. Aber Sie bei ihm zurücklassen, heißt mich selbst zu einem Leben unaufhörlicher Marter verdammen, oder — ich muß es wiederholen — diesem qualvollen Dasein durch Selbstmord ein schnelles Ende zu machen."

„Bertram! — Bertram! — widerrufen Sie diese entsetzlichen Worte — o, widerrufen Sie, was Sie soeben sagten — um meinetwillen, um meiner Liebe willen!"

„O, Sie so von Ihrer Liebe sprechen zu hören, ist für mich die Wiederkehr unaussprechlicher Freude!" rief Bertram ungestüm, und dem Impulse des Augenblicks gehorchend, umschlang er Elisa und drückte sie unwillkürlich an sein Herz.

In diesem Moment drang ein so wilder und durchdringender

Schrei, daß er dem einer Hyäne glich, zu Bertram's und der Herzogin Ohren, und sich von einander losreißend, blickten sie verstört um sich. Ihre umherirrenden Augen fielen auf den Herzog, der aus einer benachbarten Allee hervortrat. Doch nein — er trat nicht, er stürzte hervor mit der ganzen rasenden Wuth eines wilden Thieres.

Bei diesem Anblick sank Elisa mit leisem Aechzen ohnmächtig nieder.

Als Bertram dies wahrnahm, dachte er nicht mehr an den wüthend auf ihn zueilenden Oheim; er sah nichts, dachte an nichts, als an die bewußtlose Elisa. Er suchte sie emporzurichten, während er, auf dem Erdboden knieend, Worte liebevoller Zärtlichkeit an sie richtete.

„Fort von dieser Stelle!" donnerte die Stimme des Herzogs. „Fort — entferne Dich, Du elender, niederträchtiger Bube!"

„Hören Sie mich an, Onkel, ich beschwöre Sie!" flehte Bertram. „Hören Sie meine Erklärung, wenn nicht um meinetwillen, so doch wenigstens um —"

„Entferne Dich!" rief der Herzog abermals mit donnernder Stimme, indem er seine noch bewußtlose Gattin aus den Armen seines Neffen riß.

In diesem Augenblicke erschienen zwei Dienerinnen, die in einem anderen Theile der Anlagen beschäftigt gewesen waren, auf dem Schauplatze des soeben erzählten Auftrittes, zu welchem die heftigen Ausrufungen des Herzogs sie herbeigezogen hatten. Sie standen erschrocken über den sich ihnen darbietenden Anblick.

„Tragt Eure Herrin in's Schloß," rief der Herzog ihnen finster zu, „und übergebt sie der Obhut ihrer Zofen."

Die beiden Dienerinnen beeilten sich, dem ihnen ertheilten Befehle nachzukommen, und als sie die ohnmächtige Elisa hinwegtrugen, wendete sich der Herzog seitwärts, um ihnen auf einem anderen Wege in das Schloß zu folgen.

„Onkel, um Gotteswillen, hören Sie mich!" flehte Bertram, des Herzogs Arm erfassend.

„Kein Wort — nicht ein einziges Wort!" herrschte der wüthende Gatte ihm zu, und in seinem wahnwitzigen Zorne versetzte er Bertram einen heftigen Schlag an die Schläfe.

Das Gesicht des jungen Mannes ward feuerroth und sein erster Impuls war, den Schlag zu rächen. Dann aber durchzuckte ihn mit Blitzesschnelligkeit der Gedanke, daß es sein Oheim war, ein viel älterer Mann, der ihn geschlagen hatte, und mit heftiger Ueberwindung den in ihm aufgestiegenen Zorn unterdrückend, wandte er sich ab und stürzte in rasender Aufregung die Allee entlang. Am äußersten Ende derselben begegnete er seinem Bruder, dem Lord Glandon.

„Bertram! um Gotteswillen, was ist geschehen?" rief Hugo im Tone des Erstaunens.

„Hugo," sagte Bertram, indem er stehen blieb und Glandon mit gebrochener, keuchender Stimme anredete, „etwas Schreckliches hat sich ereignet. Unser Onkel hält Elisa für schuldig — um des Himmels Barmherzigkeit willen — eile zu ihm, versichere ihm auf den Eid eines Mannes, der noch nie eine Unwahrheit gesprochen, daß sie unschuldig ist — daß nur der Schein gegen sie spricht. Mein lieber, guter Bruder, rette die arme Elisa, rette sie um jeden Preis, gleichviel, was auch mit mir geschehe!"

„Aber was ist denn vorgefallen? Sage mir Alles; Du weißt, daß ich bereit bin, Dir in jeder möglichen Weise nützlich zu sein —"

„Die Erzählung würde für jetzt zu lang sein," fiel ihm Bertram ungeduldig in's Wort, „denn jeder Augenblick ist kostbar. Eile zum Herzog, schwöre ihm in meinem Namen, daß seine Gattin unschuldig ist. Gehe, Hugo, ich bitte Dich!"

„Wo aber werde ich Dich finden?" fragte Lord Glandon schnell.

„Mich finden?" wiederholte Bertram, als hätte er die Bedeutung der Frage nicht ganz begriffen. „Doch ja, ich fühle, daß ich hier nicht länger verweilen darf. Du sollst mich in dem Dorfwirthshause treffen; dort will ich Dich erwarten."

„Gut," sagte Lord Glandon zustimmend. „Sei versichert, daß ich mich Deiner und Elisa's eifrig annehmen will."

Und er eilte dem Schlosse zu, während Bertram in rasender Aufregung den Weg zu dem eine Viertelmeile entfernten Dorfe einschlug.

8.

Der rächende Gatte.

Als Lord Glandon das Schloß erreichte, las er Erstaunen und Bestürzung in den Blicken der Domestiken, welche in der Vorhalle umherstanden.

In demselben Moment kam der Herzog von Marchmont schnell die Treppe herunter und rief mit lauter Stimme:

„Madame Bailey's Wagen soll sofort zur Abfahrt bereit gehalten werden."

Drei oder vier Diener liefen den Remisen und Ställen zu, um den Befehl ihres Herrn zu überbringen.

Der Herzog erblickte Lord Glandon und rief ihm in heftiger Wuth die Worte zu:

„Hugo, Deine verwünschten Rathschläge haben mein Lebensglück vernichtet!"

„Um des Himmels willen, lieber Onkel, machen Sie mir keinen Vorwurf!" entgegnete Lord Glandon. „Seien Sie gerecht, wie Sie sich stets gezeigt haben."

„O, Hugo, ich bin halb wahnsinnig!" murmelte der Herzog. „Verzeihe mir — ich that Dir Unrecht. Aber komme mit mir."

Mit diesen Worten ging er seinem Neffen voran in das nächstgelegene Zimmer, und als Beide mit einander allein waren, sagte der Herzog tief bewegt, aber in einem ruhigeren Tone, als vorher:

„Ja, Hugo, mein Lebensglück ist für immer dahin. Und doch sollte ich mich wegen der Aufführung eines schlechten Weibes und niederträchtigen jungen Mannes nicht so grämen. Weißt Du schon, Hugo, daß sie, die ich vor Kurzem noch meine Gattin nannte und als solche innig liebte, dieses Namens und dieser Liebe unwürdig ist?"

„Ah, ich bin meinem unglücklichen Bruder begegnet," antwortete Lord Glandon, „und er —"

„Keine Silbe mehr, Hugo!" fiel der Herzog ihm unwillig

in's Wort. „Ich weiß, daß er und sie mir sagen werden, sie seien unschuldig. Die Schuld behauptet immer ihre Unschuld, und je schwerer und unverzeihlicher das Verbrechen, desto kühner und frecher tritt es auf. Sage mir kein Wort, Hugo!"

Nach diesen Worten verließ der Herzog das Zimmer.

Lord Glandon blieb noch einige Minuten und ging dann nach dem Salon hinauf. Auf dem Treppenflur begegnete er Madame Bailey, die in Reisekleidern soeben aus ihrem eigenen Zimmer herabkam.

„O, Mylord," sagte sie, vor Aufregung zitternd, „welch' eine schreckliche Geschichte! Der Herzog hat mir aufgetragen, Elisa von hier wegzuführen, sobald mein Wagen in Bereitschaft gesetzt sein wird —"

„Und hat er sonst noch etwas gesagt?" fragte Hugo begierig.

„Nichts weiter; auch ließ er mich kein Wort sprechen. Ich will hoffen, Mylord, daß Sie dem Herzog nichts von dem gesagt haben, was ich Ihnen neulich im Vertrauen mittheilte?"

„Kein Wort davon ist über meine Lippen gekommen," versicherte Lord Glandon. „Und sollte der Herzog Sie vor Ihrer Abreise darüber befragen, so —"

Bevor er weiter sprechen konnte, hörte man Jemand die Treppe heraufkommen, und einige Augenblicke später erschien der Herzog. Sein Benehmen war nun stolz und gefaßt.

„Madame," sagte er, sich der alten Dame nähernd und ihr die Hand reichend, „ich bedaure, daß es Ihnen, als der einzigen Verwandten meiner Frau, obliegt, sie aus einem Hause hinwegzuführen, welches ihre Heimath zu sein aufgehört hat. In einigen Tagen wird sie durch meinen Sachwalter von meinen weiteren Absichten in Bezug auf sie benachrichtigt werden. — Hugo, begleite Madame Bailey zu ihrem Wagen — und sieh darauf, daß sie mit dieser Dame abreist."

Der Herzog trat nun in ein an den Treppenflur mündendes Gemach und verschloß die Thür desselben hinter sich. Madame Bailey und Lord Glandon blieben draußen zurück.

Gleich darauf kam eine der Zofen der Herzogin die Treppe herunter und Madame Bailey einen Brief überreichend, sagte sie:

„Die gnädige Frau bittet Sie, Madame, dies dem Herrn Herzoge zu übergeben."

„Ich? Nein, nein, ich kann nichts derartiges thun, denn der Herzog will Niemand anhören und Niemand sehen, der von der gnädigen Frau abgeschickt ist. Wenn aber Sie, Mylord, vielleicht eine letzte Anstrengung machen wollten —"

„Ja, ich will es!" antwortete Lord Glandon. „Es ist eine heilige Pflicht, und selbst auf die Gefahr hin, meines Onkels Mißfallen auf mich zu ziehen, will ich diese Pflicht erfüllen."

Er nahm den Brief und klopfte an die Thür des Zimmers, in welchem der Herzog sich eingeschlossen hatte. Dieser fragte, wer Einlaß begehre, und nachdem der Lord die Frage beantwortet hatte, wurde ihm die Thür geöffnet. Der Onkel und der Neffe blieben ungefähr zehn Minuten allein, während Madame Bailey und Elisa's Zofe auf dem Treppenflur warteten.

„Wie geht es der Frau Herzogin jetzt?" fragte die Erstere, „und warum ließ sie mich vorhin bitten, nicht in ihr Zimmer zu kommen?"

„Die gnädige Frau sieht um zehn Jahre älter aus, als vor einer Stunde," antwortete die Zofe. „Und doch setzte sie sich mit seltsamer Ruhe an ihren Schreibtisch, um den Brief abzufassen, den Lord Glandon soeben dem Herrn Herzog übergiebt. Das war auch der Grund, weshalb die gnädige Frau Sie, Madame, vorhin nicht empfangen konnte."

In diesem Augenblicke trat Lord Glandon aus dem Zimmer und sein Aussehen verrieth, daß die von ihm übernommene Mission fehlgeschlagen war.

„Der Herzog las den Brief," sagte er leise, „und ich hatte sogar viel Mühe, ihn wenigstens d a z u zu überreden. Doch hat der Inhalt des Schreibens seine Meinung nicht zu erschüttern vermocht. Er beharrt bei der von ihm ertheilten Weisung, daß die Herzogin das Schloß unverzüglich verlassen müsse."

Mit kummervollem Antlitz ging die Zofe die Treppe hinauf. Madame Bailey folgte ihr und Beide traten in das Boudoir, in welchem Elisa in einer Aufregung, deren Heftigkeit man sich weit eher vorzustellen als zu schildern vermag, auf und nieder schritt. Eine andere ihrer Dienerinnen war bei ihr geblieben und diese

stand seitwärts und folgte mit theilnehmenden, betrübten Blicken den Bewegungen ihrer Herrin. Das Aussehen der Letzteren verrieth nur zu deutlich, daß sie eine furchtbare Erschütterung erlitten hatte. Als die Thür aufging, hefteten ihre Augen sich mit fieberhafter Spannung auf die Eintretenden.

„O, Elisa, wie konnten Sie —" begann Madame Bailey, als sie kaum die Schwelle überschritten hatte.

„Madame," fiel die Herzogin ihr schnell in's Wort und ihre ungeduldige Erwartung verwandelte sich plötzlich in ruhige Würde, „ich sehe, daß Sie mich für schuldig halten, und doch bin ich unschuldig."

„Nun, meine Liebe, ich will aufrichtig hoffen, daß Sie es sind; Sie selbst werden es am besten wissen."

„Wie war's mit meinem Briefe, Hannah?" sagte die Herzogin, sich mit stolzer Entrüstung von ihrer Verwandten abwendend, zu der Zofe, die Madame Bailey in das Boudoir gefolgt war; „ist er dem Herzoge übergeben worden?"

„Der Herzog," rief Madame Bailey schnell, ohne der Dienerin Zeit zum Antworten zu lassen, „hat Allen auf's Strengste verboten, ihm Briefe oder Botschaften von Ihnen zu bringen, und er hat sich eingeschlossen, um —"

„Wie war's mit meinem Briefe, Hannah?" rief die Herzogin, vor Ungeduld zitternd, während sie es verschmähte, Madame Bailey irgendwie zu beachten, da diese Dame sie offenbar für schuldig hielt.

„Lord Glandon war so freundlich, den Brief entgegenzunehmen, gnädige Frau, und Seine Lordschaft ging zum Herrn Herzog hinein und blieb beinahe eine Viertelstunde bei ihm. Aber, gnädige Frau —"

„Genug, Hannah," sagte die Herzogin, deren Züge nun den Ausdruck starrer Verzweiflung annahmen. „Ich verstehe Dich, der Herzog glaubt mir nicht, ich will daher dieses Haus sofort verlassen. Bevor ich jedoch gehe, rufe ich Gott zum Zeugen an, daß, wenn ich auch unklug und schwach gewesen sein mag, ich doch keine wirkliche Schuld auf mich geladen habe!"

„O, Elisa, meine liebe Elisa," rief Madame Bailey, vor

nervöser Aufregung zitternd, „o, rufen Sie Gott nicht fälschlich zum Zeugen an!"

„Weib!" sagte die Herzogin mit unbezähmbarer Heftigkeit zu ihrer Verwandten, „unterfangen Sie sich, als meine Anklägerin aufzutreten? — Glauben Sie ja nicht, daß ich von Ihnen eine Heimath annehmen würde. Sie können nicht die Hand auf's Herz legen und sagen, daß Sie sich keines Unrechts gegen mich bewußt seien. Was ich damit meine, wissen Sie. Ich könnte Ihnen fluchen, wenn ich alsdann nicht auch dem Andenken meines Vaters fluchen müßte. Wäre ich wirklich schuldig — Gott ist mein Zeuge, daß ich es nicht bin — wäre ich es aber, wie viel von meiner Schuld würde dann Ihren abscheulichen Intriguen zuzuschreiben sein? — Entfernen Sie sich! Verweilen Sie keinen Augenblick länger in meiner Gegenwart!"

Von der Besorgniß ergriffen, daß Elisa im Beisein der Dienerinnen ausführlich über die Vergangenheit sprechen und sie dadurch ernstlich bloßstellen möchte, eilte Madame Bailey aus dem Gemach und lief in der heftigsten Aufregung die Treppe hinunter.

„Wo ist die Herzogin?" fragte Lord Glandon.

Als jedoch Madame Bailey, ohne selbst zu wissen, was sie that, an ihm vorübereilte, ging er ihr nach.

„Sagen Sie mir doch, was geschehen ist," fügte er bittend hinzu.

„Fragen Sie mich nicht, Mylord, ich bitte Sie!" rief die Dame. „Geschmäht und mit Vorwürfen überschüttet zu werden, nachdem ich nach Kräften dazu beigetragen, sie zur Herzogin zu machen — es ist abscheulich!"

Lord Glandon begriff nun, was vorgefalln war.

„Aber wollen Sie denn ohne sie abreisen?" fragte er, als Madame Bailey über den Hausflur zu ihrem bereits vor dem Portale stehenden Wagen eilte.

„Ja, Mylord. Bitte, halten Sie mich nicht auf; ich habe genug von Oaklands."

„Aber der Herzog wünscht, daß Sie Elisa mitnehmen! rief der Lord.

„Die Herzogin will aber nicht mit mir gehen und ich bin

herzlich froh darüber!" rief Madame Bailey zornig, und ohne auf Lord Glandon's Beistand zu warten, kletterte sie, so gut es ihr möglich war, in den Wagen.

Glandon machte ihr eine höfliche Verbeugung und die Equipage fuhr davon.

Während einiger Sekunden stand der Lord unentschlossen und nachdenkend da; dann begab er sich zu seinem Oheim hinauf, um diesem die Mittheilung zu machen, daß Madame Bailey ohne Elisa abgereist sei. Nach wenigen Minuten trat er wieder aus dem Zimmer des Herzogs und trug einem Diener auf, einen einfachen Reisewagen in Bereitschaft zu halten. Er stieg demnächst zu dem Boudoir der Herzogin hinauf und klopfte leise an die Thür, die sogleich von der weinenden Hannah geöffnet wurde.

„Ich wünsche mit der gnädigen Frau zu sprechen," sagte der Lord.

„Die gnädige Frau hat das Schloß verlassen, Mylord," war die Antwort der Zofe.

„Sie ist fort?" rief Glandon erstaunt. „Wie ist das möglich? Kein Wagen ist abgefahren —"

„Die Frau Herzogin wollte auch keinen Wagen," versetzte Hannah, auf's Neue in Thränen ausbrechend. „Sie ist zu Fuß fortgegangen."

„Zu Fuße?" wiederholte Glandon in wachsendem Erstaunen. „Aber wohin hat sie sich gewendet? Was ist ihre Absicht?"

„Das weiß ich nicht, Mylord."

Langsam und nachdenkend ging Lord Glandon hinunter und klopfte abermals an die Thür des Zimmers, in welchem der Herzog sich eingeschlossen hatte.

„Wer ist da?" rief der Herzog in einem Tone ungeduldiger Gereiztheit, ohne die Thür zu öffnen. „Warum werde ich so oft gestört?"

„Ich bin es, Onkel," sagte Lord Glandon, „die Herzogin hat sich entfernt —"

„Genug! Störe mich nicht mehr; verlaß mich," sprach der Herzog durch die Thür.

Lord Glandon wagte keinen Widerspruch. Er eilte von der Thür hinweg und war eben im Begriff, einen Domestiken herbei-

zurufen, als er Travers, seinen eigenen Kammerdiener, die Treppe heraufkommen sah.

„Bestelle den Reisewagen ab, den ich vor einigen Minuten in Bereitschaft zu halten befahl," sagte Lord Glandon.

„Ja, Mylord."

Und Travers ging davon, um den erhaltenen Auftrag auszuführen.

Es war nun sechs Uhr des Abends; die Gäste waren im Salon versammelt und sprachen flüsternd über das, was sie von dem Vorgefallenen wußten. Einige meinten, es würde wohl angemessen sein, daß sie ihre Wagen bestellten und das Schloß verließen, da unter den obwaltenden peinlichen Umständen ihr längeres Verweilen als eine unzarte Zudringlichkeit betrachtet werden möchte. Andere dagegen waren der Ansicht, daß man keinen übereilten Schritt thun sollte; denn trotz Allem, was geschehen war, könnte es sich doch noch herausstellen, daß die Herzogin verkannt und falsch beurtheilt worden sei; es wäre demnach möglich, daß eine Wiederaussöhnung zwischen ihr und ihrem Gatten stattfände — denn die Gäste wußten noch nicht, daß Elisa sich bereits von Oaklands entfernt hatte.

Inmitten dieses Flüsterns erschien Lord Glandon im Salon. Er drückte sein Bedauern aus, daß die gesellige Heiterkeit, welche bisher auf dem Schlosse geherrscht, durch unerwartete Zwischenfälle gestört worden war und gab in zarter, aber vollkommen deutlicher Weise zu verstehen, daß ein unheilbarer Bruch zwischen dem Herzoge und seiner Gemahlin eingetreten sei, daß die Letztere das Schloß verlassen habe und daß der Herzog, von Betrübniß überwältigt, sich eingeschlossen habe. Die Gäste fühlten nun, daß sie nichts Anderes thun könnten, als ihre Equipagen vorfahren zu lassen und sich zu entfernen. — Eine Stunde später waren Alle abgereist.

Lord Glandon eilte nun nach dem Dorfe, in welchem er, der Verabredung gemäß, mit seinem Bruder zusammentreffen sollte. Eine schnelle Wanderung von zwanzig Minuten brachte ihn an den erwähnten Ort, und als er in dem Wirthshause nach Herrn Bertram Vivian fragte, wurde er in das kleine Zimmer geführt, in welchem sein Bruder in fieberhafter Aufregung und Spannung

seiner Ankunft harrte. Der erste Blick, den Lord Glandon bei seinem Eintritt auf Bertram's Gesicht warf, zeigte ihm, wie entsetzlich sein Bruder gelitten haben mußte.

„Nun, Hugo, was für Nachrichten bringst Du mir?" rief Bertram ihm mit keuchender Stimme entgegen.

„Leider keine guten," war die Antwort, welche Lord Glandon in gedrücktem Tone sprach.

„Aber was ist geschehen?" stammelte Bertram in heftiger Verzweiflung. „Erzähle mir Alles, Hugo! Hast Du dem Onkel nicht gesagt, daß —"

„Mein lieber Bertram," unterbrach ihn Glandon, indem er mit einer Miene der Theilnahme seines Bruders Hand ergriff, „ich habe Alles gethan, was ich konnte. Aber meine Anstrengungen sind fruchtlos geblieben."

„Und meinen Brief? Hat der Herzog meinen Brief nicht erhalten?"

„Deinen Brief?" sagte Glandon befremdet.

„Ach, da fällt mir ein, mein Brief konnte das Schloß noch nicht erreicht haben, als Du von dort aufbrachst. Ich schickte ihn vor einer halben Stunde durch einen Knaben ab. Ich war halb rasend, als Stunde auf Stunde verging und Du noch immer nicht kamst. Ich wußte nicht, was ich beginnen sollte — meine Spannung wurde endlich unerträglich —"

„Und was schriebst Du dem Onkel in Deinem Briefe?" fragte der Lord.

„Kaum weiß ich es selbst," antwortete Bertram. „Ich sage Dir ja, daß ich halb wahnsinnig war, als ich den Brief schrieb. Mein Gott, sie ist unschuldig! Wo aber ist sie, Hugo? Was ist aus ihr geworden?"

„Sie hat Oaklands verlassen," sagte Glandon. „Sie sollte, wie der Herzog anfangs bestimmt hatte, mit Madame Bailey abreisen —"

„Und sie hat das Schloß verlassen?" rief Bertram in wilder Erregung. „Sie hat ihre Heimath verloren — sie, die Unschuldige! O, ich Elender! ich bin es, der all' dieses Unglück herbeigeführt hat!" — Und der unglückliche junge Mann rang in bitterer Verzweiflung die Hände.

„Und nun ist sie fort, sagst Du?" rief er dann. „Wohin hat sie sich gewendet?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Glandon. „Madame Bailey reiste ohne sie ab und die unglückliche Elisa verließ das Schloß zu Fuße — allein —"

„Barmherziger Gott! ist dies möglich?" rief Bertram, fast rasend vor Entsetzen. „Elisa wandert allein umher — zu Fuße — eine heimathlose Verstoßene! O, es ist unerträglich!"

Und nach seinem Hute greifend, stürzte er wie ein Wahnsinniger der Thür zu.

„Wohin, Bertram?" rief Lord Glandon, indem er seinen Bruder beim Arm ergriff, um ihn gewaltsam zurückzuhalten.

„Wohin ich will?" rief Bertram. „Ich will sie aufsuchen, die durch meine wahnwitzige Liebe zu Grunde gerichtet worden; ich will sie trösten, wenn Trost noch möglich ist — will ihre Verzeihung erflehen und nach Mitteln suchen, um ihre Unschuld darzuthun —"

„Aber, Bertram —"

„Halte mich nicht auf, Hugo, halte mich nicht auf!"

Und ohne die Gegenvorstellungen seines Bruders anzuhören, stürzte Bertram zum Hause hinaus.

Hugo wollte ihm nacheilen; als er jedoch die Hausthür erreicht hatte und auf die Landstraße hinausblickte, war Bertram verschwunden.

9.

Eine Katastrophe.

Eine Viertelstunde nachdem Lord Glandon das Schloß verlassen hatte, um sich zu der mit Bertram verabredeten Zusammenkunft nach dem Dorfe zu begeben, erschien ein Knabe am Schloßportal und übergab dem Portier einen Brief. Es war das

Schreiben, welches Bertram an den Herzog gerichtet hatte. Der Portier gab den Brief einem Diener, der sofort die Treppe hinaufstieg und an die Thür des Zimmers klopfte, in welchem der Herzog von Marchmont noch immer in einsamer Zurückgezogenheit verweilte.

„Wer klopft?" fragte der Edelmann heftig. „Ich hatte ausdrücklich verboten —"

„Ein Brief, gnädiger Herr," antwortete der zitternde Diener.

„Von wem?"

„Ich weiß es nicht, Mylord."

Der Herzog öffnete die Thür und nahm den Brief in Empfang. Der flüchtige Blick, den der Diener auf das Gesicht seines Herrn warf, zeigte ihm, daß dasselbe leichenblaß war und die heftigste Gemüthsbewegung verrieth. Schnell die Thür wieder schließend, blickte der Herzog auf die Adresse des Schreibens; die Handschrift erschien ihm unbekannt, denn Bertram hatte mit zitternder Hand und in fliegender Eile geschrieben. Kaum aber hatte der Herzog die ersten Worte gelesen, so schleuderte er den Brief auf den Teppich und trat ihn unter die Füße. Im nächsten Moment schämte er sich dieser ohnmächtigen Wuth; er hob das Schreiben auf und von einem unwiderstehlichen Gefühl der Neugier getrieben, einer Neugier, zu sehen, was Bertram den nach des Herzogs Ansicht so entscheidenden Beweisen gegenüber noch vorbringen könnte, ließ er sich nieder und las den Brief. Dieser bestand zum größten Theile aus abgebrochenen Sätzen, feierlichen Schwüren, ernsten Betheuerungen, welche sämmtlich auf die Behauptung der Unschuld der Herzogin hinausliefen. Das Schreiben enthielt außerdem einige unzusammenhängende Anspielungen auf eine vor langer Zeit zwischen ihnen bestandene Zuneigung, sowie auf eine grausame Täuschung, welche der verstorbene Vater der Herzogin und Madame Bailey verübt haben sollten, um Elisa zur Gattin des Herzogs zu machen.

Ein schreckliches Licht begann in dem Geiste des Herzogs emporzudämmern.

„Gerechter Himmel!" rief er, während ein Gefühl der Bestürzung über die gewaltthätigen Schritte, zu denen er sich hatte hinreißen lassen, sich seiner bemächtigte, „wenn es wirklich wahr

wäre, daß Bertram in einem Augenblicke der Schwachheit und unter dem Einflusse des Schmerzes, der ihn bei dem Gedanken an die bevorstehende Trennung ergriff, sie in die Arme geschlossen — daß sie aber dennoch unschuldig wäre! — Doch nein, ich kann es nicht glauben! Auf Unschuldsbetheuerungen war ich ja vorbereitet, und ich sagte sogar, daß, je tiefer die Schuld, desto ungestümer die Ableugnung ist. Nein, nein — schuldig sind sie — diese Natter von Neffen — diese elende Buhlerin! Aber ihre frühere Liebe und der gegen sie verübte Betrug —"

Der Herzog wußte nicht, was er denken sollte. Er drückte beide Hände gegen seine Stirn. Welten würde er hingegeben haben für die Ueberzeugung, daß die Gattin, welche er so zärtlich geliebt hatte und auf welche er so stolz gewesen, in der That unschuldig sei.

Eine Idee durchzuckte ihn plötzlich; er verließ das Zimmer und fragte nach Lord Glandon, erfuhr jedoch, daß Hugo kurz vorher ausgegangen war. Der Herzog befahl nun, daß Hannah, die erste Zofe der Herzogin, zu ihm in den Salon geschickt werden solle. Während der wenigen Minuten, welche bis zum Erscheinen der jungen Person verstrichen, nahm der Herzog von Marchmont einen Ausdruck kalter und strenger Würde an, denn sein Stolz gestattete ihm nicht, alle seine Empfindungen Anderen zu verrathen.

„Hannah," sagte er, als die Zofe mit kummervoller Miene in den Salon trat, während der erste Blick ihm Thränenspuren auf ihrem Gesicht zeigte, „Deine Herrin hat das Schloß verlassen?"

„Ja, Mylord," war die Antwort. „Die gnädige Frau schien sehr — sehr betrübt und unglücklich zu sein —"

„Und wohin ist sie gegangen?" fiel der Herzog dem Mädchen in's Wort.

„Das weiß ich nicht, Mylord."

„Aber sie muß doch dem Kutscher gesagt haben, wohin er fahren sollte! Du hast sie ohne Zweifel bis zum Wagen begleitet —"

„Mylord," sagte Hannah, indem sie in Thränen ausbrach, „die Frau Herzogin ist zu Fuße fortgegangen."

„Zu Fuße!" rief der Herzog erstaunt.

„Ja, Mylord. Die gnädige Frau sagte, sie sei ohne eigenen Wagen zu Ihnen gekommen und sie wolle daher einfach und schlicht hinweggehen, ohne etwas mitzunehmen."

Der Herzog heftete die Augen in der peinlichsten Spannung auf die Zofe, als wollte er jedes ihren Lippen entfallende Wort begierig erhaschen.

„Die gnädige Frau rief Gott als Zeugen ihrer völligen Unschuld an," fuhr Hannah fort. „O, Mylord, es würde doch entsetzlich sein, wenn man glauben müßte, daß die menschliche Natur so schlecht sein könne, einen solchen Eid zu schwören —"

Das Mädchen brach plötzlich ab, denn sie erinnerte sich der Worte und des Benehmens der Madame Bailey, und sie zitterte bei dem Gedanken, sich für die Unschuld einer Person zu verbürgen, welche doch wohl schuldig sein könnte.

„Und was sagte die Herzogin sonst noch?" fragte der Edelmann in fieberhafter Ungeduld.

„Die gnädige Frau befahl mir, Ihnen zu sagen, Mylord, daß Sie in ihrem Schreibpult die verschiedenen Dokumente finden würden, welche in ihrem Briefe an Ew. Lordschaft erwähnt sind — ich meine den Brief, welchen Lord Glandon zu Ew. Durchlaucht hineinzunehmen die Güte hatte."

„Ah, jener Brief — ich habe nicht — doch gleichviel!"

Und der Herzog eilte plötzlich aus dem Salon.

Er erstieg die zu dem Boudoir seiner Gattin führende Treppe, er fand das Schreibpult, er kannte es als dasjenige, welches der Vater der Herzogin hinterlassen und das er selbst bald nach dem Leichenbegängniß den Händen seiner Gemahlin übergeben hatte. Das Pult war nicht verschlossen; die Herzogin hatte es absichtlich offen gelassen. Der Herzog von Marchmont nahm die verschiedenen Papiere heraus, und Bertram's Briefe an den verstorbenen Kapitän Lacy, welche er unter anderen Dokumenten in dem Pulte fand, gewährten ihm einen vollständigen Einblick in alle jene früheren Ereignisse, auf welche der von dem Dorfe aus geschriebene Brief seines unglücklichen Neffen nur flüchtig und in einer fast zusammenhangslosen Weise hingedeutet hatte.

Der Herzog stand starr vor Erstaunen; ein Schleier schien von seinen Augen zu fallen und er begriff nun erst die wahre Bedeutung des seltsamen Benehmens, welches Bertram und Elisa während der ersten Tage der Anwesenheit des Ersteren gegen einander beobachtet hatten. Und er, der Herzog, hatte sie absichtlich zusammengebracht und war darauf bedacht gewesen, ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihnen herbeizuführen! Wenn er wirklich entehrt war, so hatte er, ohne es zu ahnen, sich selbst zum Werkzeug seiner Schmach gemacht. Was er jedoch während der letzten Viertelstunde so sehnsüchtig gewünscht hatte, war er jetzt mehr als zur Hälfte zu glauben geneigt: war es nicht in der That möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß Elisa nur schwach, nicht aber schuldig gewesen, und daß Bertram's Rechtfertigung auf Wahrheit beruhte, wenn er erklärte, daß er unter dem Einfluß eines unwiderstehlichen Gefühles und ohne in jenem Augenblicke seine Empfindungen beherrschen zu können, die Herzogin in seine Arme geschlossen habe? Je mehr der Herzog hierüber nachdachte, desto mehr fühlte er sich geneigt, Bertram's Angaben Glauben zu schenken. Sogar die mit der Entfernung seiner Gemahlin verknüpften Nebenumstände, wie er sie soeben von Hannah erfahren hatte, verriethen eine würdevolle Haltung, welche mit dem Bewußtsein der Unschuld weit besser vereinbar war, als mit dem niederdrückenden Gefühle der Schuld.

„O, Elisa — Elisa!" seufzte der unglückliche Herzog mit einer Mischung von Herzensangst und neu erwachender Zärtlichkeit, „wenn ich Dir Unrecht gethan und Dich unverdient gekränkt hätte! Und — gerechter Himmel! — ich fürchte, ja, ich bin fast überzeugt, daß dem so ist! Du suchtest kein intimes Verhältniß mit Bertram — im Gegentheil, Du benahmst Dich kalt und zurückhaltend gegen ihn. Dein Verfahren ist unter allen Umständen ein durchaus angemessenes gewesen. Und ich brachte Euch mit einander in Berührung, ich zwang Euch gegenseitig Eure Gesellschaft auf, ich ließ Euch allein! — Ach, es war durchaus natürlich, daß Ihr von der Vergangenheit spracht — hatte man doch Euch Beide zu Opfern eines schändlichen Betruges gemacht! Ja, Elisa, Du bist unschuldig! Deine Schwachheit verzeihe ich — Du sollst wieder meine verehrte und geliebte Gattin sein und

auf meinen Knien will ich Dich inbrünstig um Verzeihung anflehen!"

In einem an Raserei grenzenden Zustande der Aufregung stürzte der Herzog aus dem Boudoir. Von dem ihm zur zweiten Natur gewordenen würdevollen Benehmen war in diesem Augenblicke keine Spur vorhanden und sein gewohnter Stolz verschwand unter dem Eindrucke der in ihm tobenden Bewegung. Er erreichte den Treppenflur, auf welchem der Salon gelegen war, und hier traf er mit Lord Glandon zusammen, welcher nach der Unterredung mit seinem Bruder schleunig von dem Dorfe zurückgeeilt war.

„Ah!" rief der Herzog, als ob er durch den Anblick seines älteren Neffen an Dinge erinnert würde, die er in dem Wirbel seiner bisherigen Aufregung gänzlich aus den Augen verloren hatte; „komm hierher, Hugo!" Und der Herzog trat schnell in den Salon.

Lord Glandon folgte ihm.

Ihre Unterredung dauerte nur zehn Minuten; doch können wir den Inhalt derselben für jetzt nicht mittheilen. Es genügt vorläufig, wenn wir anführen, daß nach der Beendigung des kurzen Gesprächs die Thür wieder aufging und der Herzog allein heraustrat. Er stieg in die Vorhalle hinab und sagte zu den dort anwesenden Dienern in einem seine heftige Erregung verrathenden Tone:

„Die ganze männliche Dienerschaft soll sich durch die Gegend zerstreuen und nach der Herzogin suchen. Wenn sie gefunden wird, so sage man ihr, daß ich — ihr Gatte — zu der Einsicht gelangt sei, ihr Unrecht gethan zu haben —"

Ausrufungen der Freude entfuhren Allen, welche diese unzweideutige Ankündigung der Unschuld Elisa's hörten; denn ihre Herzensgüte und ihr leutseliges Benehmen hatten sie bei der ganzen Dienerschaft beliebt gemacht.

„Ja," fuhr der Herzog fort, indem er unter der Einwirkung seiner Gefühle unwillkürlich die Stimme erhob, „sagt der Herzogin, daß ich ihr Unrecht gethan, daß ich sie bitte, zu mir zurückzukehren und daß sie mit offenen Armen empfangen werden soll. Zerstreut Euch durch die ganze Nachbarschaft, tretet in jedes Haus, in jede Hütte, wo Eure Herrin möglicherweise Zuflucht gesucht

haben kann, und hundert Guineen demjenigen von Euch, der meine Gemahlin findet. Auch ich werde hinausgehen, um nach meiner mit Unrecht verbannten Gattin zu suchen!"

Hierauf nahm der Herzog seinen Hut und eilte aus dem Schlosse. Als er die Freitreppe hinunterstieg, sprang sein Lieblingshund, von dem wir schon gesprochen haben, freudig seinem Herrn entgegen.

„Komm, Pluto!" rief der Herzog. „Du, mein treues Thier, scheinst zu begreifen, daß ich etwas Wichtiges vorhabe."

Mittlerweile hatte sich die Nachricht, daß der Herzog auf irgend eine Weise die Ueberzeugung von der völligen Schuldlosigkeit seiner Gemahlin erlangt habe, durch alle Räume des Schlosses verbreitet und die gesammte Dienerschaft erfuhr, daß die Herzogin aufgesucht werden sollte und daß eine Belohnung von hundert Guineen demjenigen versprochen sei, der sie finden würde.

Keinem verursachten diese Mittheilungen aufrichtigere Freude, als den beiden Kammerzofen. Hannah umarmte ihre Kollegin und rief unter Freudenthränen:

„Sie wird zu uns zurückkehren — unsere geliebte Herrin wird wiederkommen! Gott verzeihe mir, daß ich einen augenblicklichen Argwohn gegen sie gehegt habe!"

Die ganze männliche Dienerschaft brach auf und zerstreute sich nach allen Richtungen hin, um die Herzogin aufzusuchen. Auch Lord Glandon ging, wie er erklärte, zu diesem Zwecke aus, nachdem er den Dienern versprochen hatte, daß der glückliche Finder der Dame außer den von dem Herzoge bereits versprochenen hundert Guineen auch von ihm die Hälfte dieser Summe erhalten solle.

Die Schatten des Abends begannen sich auf die Erde herabzusenken, als die Nachforschungen ihren Anfang nahmen; nachdem jedoch vollständige Dunkelheit eingetreten war, stieg der Mond am Horizont empor und Tausende funkelnder Sterne schmückten das blaue Firmament. Die Stunden vergingen. Vor Mitternacht kehrte Niemand von der Nachsuchung zurück. Dann aber begannen die Diener sich einzeln auf dem Schlosse wieder einzufinden und einer nach dem andern verkündete die gänzliche Erfolglosigkeit seiner Bemühungen. Es war beinahe ein Uhr des Morgens, als

Lord Glandon auf Schloß Oaklands wieder erschien, und auch er mußte die Erfolglosigkeit seiner Nachforschungen verkünden. Er fragte nach dem Herzoge; doch war der Letztere noch nicht zurückgekehrt und Lord Glandon beschloß, die Rückkehr seines Oheims wachend zu erwarten.

Bald nach ein Uhr erschien der Herzog von Marchmont, von seinem treuen Hunde begleitet. Seine Anstrengungen waren ebenso erfolglos gewesen, als diejenigen aller Anderen, und in der That hatte Keiner die geringste Spur von dem Verbleib der Herzogin zu entdecken vermocht. Eine entsetzliche Befürchtung schien sich unter der Dienerschaft verbreitet zu haben: die Besorgniß, daß die Herzogin durch Selbstmord ihr Leben abgekürzt habe. Doch wagte es Niemand, dem Herzog davon etwas mitzutheilen, und es hatte nicht den Anschein, als ob er eine ähnliche Befürchtung hegte. Vielleicht kannte er Elisa's natürliche Charakterfestigkeit zu gut, als daß er auch nur einen Augenblick an Selbstmord hätte glauben können.

„Ich werde noch einmal ausgehen," sagte er zu den in der Vorhalle versammelten Dienern. „Meine ermüdeten Glieder sollen diese Nacht auf keinem Lager ruhen, wenn ich den Zufluchtsort der Herzogin nicht entdecke."

Dann befragte er sämmtliche Diener über die Gegenden, in welchen jeder von ihnen gewesen war, und es stellte sich heraus, daß ein etwa eine halbe Meile vom Schlosse gelegener Weiler noch gar nicht besucht worden war.

„Dorthin will ich gehen!" rief der Herzog und ein Hoffnungsstrahl erhellte seine von tiefem Kummer getrübten Züge.

Mehrere der Diener erboten sich, ihn zu begleiten, während alle anderen sich bereit erklärten, die Nachsuchungen noch einmal aufzunehmen.

„Nein," sagte der Herzog, indem er Allen mit einem Blicke dankte, „für heute habt Ihr genug gethan. Zieht Euch jetzt in Eure Zimmer zurück und sucht die Ruhe, deren Ihr so dringend bedürft. Sollte der Morgen herankommen, ohne daß mittlerweile ein Erfolg erzielt worden, so müssen wir andere Mittel zur Erreichung unseres Zweckes anwenden. Geht nun zur Ruhe."

„Aber auch Sie, Mylord, bedürfen der Ruhe!" riefen mehrere Stimmen.

„Nein!" antwortete der Herzog; „ich könnte doch nicht schlafen, wenn ich auch mein Lager aufsuchte. Ich will wieder hinausgehen. Durch mich ist leider das Unglück herbeigeführt worden und es ist meine Pflicht, es möglichst bald wieder gut zu machen. Zieht Euch zurück."

„Lord Glandon ist noch auf," bemerkte einer der Diener. „Soll ich Se. Lordschaft benachrichtigen, daß Ew. Durchlaucht hier sind?"

„Nein!" rief der Herzog gebieterisch. „Ich habe nicht Zeit zu fernerem Gespräch. Geht in Eure Zimmer, sage ich — und ich will allein hinausgehen."

Bei diesen Worten bewegte er die Hand in einer Weise, welche deutlich darthat, daß er unbedingten Gehorsam erwartete, obgleich seine Blicke Dankbarkeit ausdrückten für die Theilnahme, die er bei seinen Untergebenen gefunden. Er verließ das Schloß und während die meisten der Diener sich sofort in ihre Zimmer begaben, beschäftigten die anderen sich mit dem Verschließen der Thüren und Fensterladen, bevor auch sie sich zurückzogen.

Mittlerweile eilte Travers zu Lord Glandon, seinem Herrn, und benachrichtigte ihn von Allem, was der Herzog gesagt hatte — denn Travers war während des soeben beschriebenen kurzen Auftritts in der Vorhalle zugegen gewesen.

„Seine Durchlaucht hätte mir gestatten sollen, ihn zu begleiten," rief Lord Glandon. „Die ungewohnten Anstrengungen und Mühseligkeiten werden ihn noch krank machen. Wie jedoch die Sache nun liegt, bleibt mir nichts Anderes übrig, als zu Bette zu gehen. Wecke mich zeitig, Travers; ich will mich morgen früh auf's Pferd werfen und meine Nachforschungen nach der Herzogin erneuern."

Travers versprach, dem Befehle seines Herrn zu gehorchen, und nachdem er den Lord nach dessen Zimmer geleitet hatte, begab er sich wenige Minuten später in das seinige.

Um sechs Uhr des nächsten Morgens waren die meisten der Schloßdiener nach kurzem Schlummer wieder in Bewegung. Lechley, des Herzogs Kammerdiener, berichtete, daß sein Herr noch

nicht zurückgekehrt sei, und Aeußerungen der Unruhe gingen von Mund zu Munde. Mehrere Diener, die in der Vorhalle zusammentrafen, waren eben im Begriff, die verschiedenen Richtungen, welche jeder von ihnen einschlagen sollte, um jetzt nicht nur ihre verlorene Herrin, sondern auch ihren vermißten Herrn aufzusuchen, gemeinschaftlich zu verabreden — als seltsame Töne, ähnlich dem kläglichen Heulen eines Thieres, sich außerhalb des Schlosses erhoben. Die Thüren waren noch nicht geöffnet worden; der alte Portier hatte, da er bis zu einer so ungewöhnlich späten Stunde gewacht hatte, die übliche Zeit verschlafen. Die Diener lauschten — die Klagetöne wurden noch immer gehört; dann folgte das Bellen eines Hundes.

„Es ist ein Hund!" rief einer der Diener.

„Es ist Pluto — darauf möchte ich schwören!" bemerkte ein Anderer.

„Holt den Schlüssel vom Portier!" riefen Mehrere gleichzeitig und allgemeine Aufregung entstand, denn Alle fühlten, daß ein neues Unglück geschehen sein müsse, obgleich Niemand eine bestimmte Vermuthung darüber auszusprechen wagte.

Die Schlüssel wurden aus dem Portierzimmer herbeigeholt — das Portal ward geöffnet — und Pluto kroch mühsam in die Vorhalle. Er wedelte schwach mit dem Schweife, als freute er sich, endlich Einlaß erlangt zu haben; doch war er an mehreren Körperstellen mit Blut befleckt und seine sonst so klaren und klugen Augen schienen verglast und brechend, als wäre er dem Tode nahe. Er trug etwas im Munde, und nachdem er in die Halle gekrochen war, schleppte er sich mit sichtbarer Anstrengung von den Füßen eines Dieners zu denen des andern. Zu jedem von ihnen blickte er mit kläglich bittendem Ausdruck empor und es war augenscheinlich, daß, wenn das intelligente und treue Thier die Macht der Sprache besessen hätte, es eine wichtige Mittheilung gemacht haben würde.

„Der arme Hund ist verwundet!" riefen mehrere Stimmen und Blicke des Schreckens wurden zwischen den Dienern gewechselt; denn was bei Allen vorhin nur eine unbestimmte Vorahnung gewesen war, hatte sich nun plötzlich in die gewisse Ueberzeugung verwandelt, daß während der verwichenen Nacht ein Unfall ge-

schehen oder ein Verbrechen verübt worden sei, dessen Opfer der Schloßherr wäre; — denn weshalb war der Hund allein und in diesem kläglichen Zustande zurückgekommen?

„Aber was hat er da im Maule?" fragte ein Diener.

In diesem Augenblicke erschien Lord Glandon, von Travers gefolgt, in der Vorhalle.

„Barmherziger Himmel, was ist geschehen?" rief er, als sein Blick auf den verwundeten Hund fiel, welcher nun gänzlich erschöpft umsank, während seine Augen sich schlossen.

„Wo ist der Herzog?" rief der Lord dann, und derselbe schreckliche Gedanke, der bereits die ganze Dienerschaft ergriffen hatte, schien ihn zu durchzucken.

„Wir wissen es nicht, Mylord," antwortete Lechley mit trauervollem Tone; „doch fürchten wir —"

„Wie! ist der Herzog nicht zurückgekehrt?" fragte Lord Glandon. „O, mein armer Oheim!" — Und er schien tief bewegt. „Aber was ist da aus Pluto's Maul gefallen?"

„Es ist ein Tuchlappen," versetzte einer der Diener, indem er sich bückte und den Gegenstand aufhob.

„Ah, offenbar aus einem Rocke herausgerissen! rief ein Anderer.

„Gerechter Himmel, was hat das Alles zu bedeuten!" sprach ein Dritter.

„Etwas Schreckliches, fürchte ich," bemerkte Lechley schaudernd.

„Zerstreut Euch nach allen Richtungen!" rief Lord Glandon in heftiger Aufregung. „Ich will ein Pferd besteigen und die Hauptwege reitend durchsuchen. Travers! Travers! Wie — der Mensch war ja noch vor wenigen Augenblicken hier!"

Doch war Travers in diesem Moment nicht in der Vorhalle und Lord Glandon eilte in sein eigenes Zimmer hinauf, wo er seinen Kammerdiener fand.

Die der Dienerschaft ertheilten Befehle wurden pünktlich ausgeführt. Die Leute zerstreuten sich nach allen Richtungen hin — einige einzeln, andere gruppenweis. Für Lord Glandon wurde schnell ein Pferd gesattelt und er war alsbald bereit, das Thier zu besteigen.

Der Kellermeister und Lechley, des Herzogs Kammerdiener,

brachen gemeinschaftlich zu der angefeunderExpedition auf. Sie schlugen den Weg ein, der nach dem Weiler führte, welchen der Herzog nach seiner in der Nacht geäußerten Absicht hatte besuchen wollen. Wie wir bereits erwähnt haben, war dieser Weiler ungefähr eine halbe Meile von dem Schlosse entfernt. Doch waren Lechley und der Kellermeister erst einige hundert Schritte gegangen, als sie ein schleppendes Geräusch und ein Keuchen und Aechzen hinter sich hörten. Sie wendeten sich um und erblickten den verwundeten Hund. Das arme Thier war, nachdem die Leute sich auf Lord Glandon's Geheiß so schnell zerstreut hatten, vergessen worden. In der Vorhalle allein und unbeachtet zurückgeblieben, hatte es sich nun mühsam auf den Weg gemacht — denn es war dem Tode nicht ganz so nahe, als sein erschöpfter Zustand und die verglasten Augen vermuthen ließen.

„Armer Pluto!" sagte Lechley, indem er das treue Thier liebkosend streichelte.

„Sieh, wie er zu uns aufblickt, als wollte er uns bitten, mit ihm zu kommen."

„Ja, es liegt Bedeutung in diesen Augen und in diesem Aechzen und Heulen."

„Wir wollen schnell weitergehen," sagte der Kellermeister.

Der Hund lief nun voran, so schnell sein geschwächter Zustand es ihm gestattete, und je weiter er kam, desto mehr neue Kraft schien er zu gewinnen, als wäre er sich einer zu vollführenden wichtigen Aufgabe bewußt, für welche er seine ganze Energie entfalten müßte. Doch noch immer stieß er jenes klagende Geheul aus, welches unglückverkündend, wie Grabesläuten in die Ohren Lechley's und des Kellermeisters tönte.

Immer weiter schritten sie, und in dem Verhältnisse, in welchem sie sich dem Ziele ihrer Wanderung näherten, beschleunigte Pluto seine Schritte und seine Klagetöne wurden immer erschütternder, während er fast ununterbrochen zu den beiden Dienern zurückblickte, als wollte er sie bitten, ihm noch weiter zu folgen und nicht zurückzugehen. Sie selbst empfanden das beklemmende Gefühl von Menschen, welche sich der Thatsache bewußt sind, daß jeder ihrer Schritte sie dem Schauplatze einer schrecklichen Katastrophe oder der Lösung eines düsteren Räthsels näher bringt.

Plötzlich bog Pluto um eine Krümmung des Weges, blickte noch einen Augenblick zurück, als wollte er sich überzeugen, daß die beiden Männer ihm folgten, und entschwand ihren Augen.

Wenige Sekunden später erreichten Lechley und der Kellermeister die Krümmung der Landstraße und erblickten sofort einen dunklen Gegenstand, der am Rande eines in der Nähe des Weges befindlichen Teiches lag.

Pluto winselte und stöhnte in so erschütternder Weise, daß seine Stimme derjenigen eines von Verzweiflung erfaßten, jammernden Menschen glich, während er neben jenem dunklen Gegenstande niedergekauert lag. Noch einige Augenblicke und die beiden Männer hatten den Ort erreicht.

Welch' ein entsetzlicher Anblick bot sich ihren Augen dar! Ihr Herr, der Herzog von Marchmont, lag todt — ermordet — vor ihnen. Ein dolchartiges Messer, mit welchem die Schandthat verübt worden war, steckte tief zwischen den Schultern der Leiche. Der unglückliche Edelmann lag auf dem Gesicht am Rande des Teiches, in dessen stagnirendes Wasser einer seiner Arme hineinhing.

Während einiger Sekunden waren der Kellermeister und Lechley durch diesen schauerlichen Anblick so erschüttert, daß sie, keiner Bewegung und keines Wortes mächtig, regungslos dastanden. Bald aber erlangten sie einen Theil ihrer Selbstbeherrschung wieder und richteten den Leichnam empor. Das Leben war vollständig erloschen, des Herzogs Gesicht war kalt wie Marmor; offenbar war er bereits seit mehreren Stunden todt.

„Ach, er ist nicht mehr!" murmelte Lechley unter hervorstürzenden Thränen.

Und nun folgte ein erschütternder Auftritt. Der Hund hatte, allem Anscheine nach, die Gesichter der beiden Männer beobachtet, während sie gemeinschaftlich den Leichnam in die Höhe richteten. Es war, als ob das Thier eine instinktartige Hoffnung fühlte, daß es ihnen gelingen möchte, ihren Herrn in's Leben zurückzurufen. Als jedoch ihre Mienen das Schlimmste zu erkennen gaben und jene trauervollen Worte sich den Lippen Lechley's entrangen, stieß Pluto einen langgedehnten, winselnden Klageton aus und sank todt neben der Leiche nieder.

Dieser Zwischenfall entlockte den Augen der beiden Diener neue Thränen. Lechley zog das Messer aus der Wunde hervor und wickelte es in sein Taschentuch. Kaum war dies geschehen, als die Hufschläge eines herangaloppirenden Pferdes ertönten; einige Sekunden später erschien Lord Glandon auf dem Schauplatze der Katastrophe.

„Barmherziger Himmel!" rief er, aus dem Sattel springend und neben dem Leichnam auf die Knie sinkend. „Mein armer Oheim! Welcher verhängnißvolle Unfall —"

„Kein Unfall, Mylord — Mord!" sagte der Kellermeister, „Ein schändlicher, teuflischer Mord!"

„Mord!" rief Lord Glandon, indem er mit allen Zeichen des Entsetzens emporfuhr. „Aber ich sehe ja keine Wunde!"

Die Leiche lag zur Zeit auf dem Rücken.

„Hier, Mylord," versetzte der Kammerdiener, „ist die mörderische Waffe!"

Und er holte das Messer aus dem Taschentuche hervor.

„Es ist Bertram's!" rief Lord Glandon, als seine Augen das Messer erblickten.

„Herrn Vivian's Messer?" riefen die beiden Diener im Tone unbeschreiblichen Schreckens.

„Wie — sagte ich Bertram's?" sprach Lord Glandon. „Nein, nein, ich widerrufe die Aeußerung! Nicht um alle Schätze der Welt möchte ich — nein, nein, Bertram meine ich nicht!"

Die Diener wechselten Blicke des Kummers und der Betrübniß, denn Beide glaubten, daß Lord Glandon, nachdem in der Plötzlichkeit seines schmerzvollen Erstaunens seines Bruders Name ihm entschlüpft war, nun großmüthiger Weise das Wort zurückzunehmen versuchte, um den Bruder gegen die schreckliche Beschuldigung und ihre Folgen zu schützen.

„Ich will nach dem Schlosse zurückreiten und Beistand herbeiholen," sagte der Lord nach einer Pause. „Aber nein — ich würde vom Pferde fallen — ich habe in diesem schrecklichen Moment nicht Kraft genug, mich aufrecht zu erhalten. Einer von Euch mag hineilen! Meine Pflicht ist es, hier zu bleiben und bei der Leiche meines armen Oheims Wache zu halten."

Lechley bestieg demnach das Pferd und eilte nach dem Schlosse

zurück. Die meisten der Diener waren noch in der Umgegend zerstreut und suchten nach ihrem Herrn und der Herzogin. Doch befanden sich einige im Schlosse und außerdem war das ganze weibliche Dienstpersonal anwesend. Die von Lechley gebrachte Nachricht war nur zu wohl geeignet, Alle, welche sie hörten, mit Bestürzung und Kummer zu erfüllen. Schnell wurde ein Wagen in Bereitschaft gesetzt und Lechley begleitete denselben zu dem Orte, wo Glandon und der Kellermeister als Wachen bei der Leiche zurückgeblieben waren. Die Letztere ward nun in das Fuhrwerk gelegt, welches mit seiner trüben Last im Schritte nach dem Schlosse zurückfuhr. Erst einige Stunden später erschienen die Diener welche zum Zwecke der Nachforschung ausgegangen waren, mit Einschluß des Kammerdieners Travers, einzeln wieder auf dem Schlosse, wo sie die Ermordung des Herzogs erfuhren. Wir müssen nebenbei bemerken, daß auch die Leiche des armen Pluto nach dem Hause geschafft wurde, und nachdem ein Thierarzt die Beschaffenheit der dem treuen Hunde beigebrachten Wunde untersucht hatte, ward der todte Körper in einem Blumenbeet des Gartens begraben.

Am folgenden Tage erschien der amtliche Leichenbeschauer auf Schloß Oaklands, um die in außergewöhnlichen Todesfällen übliche Untersuchung anzustellen. Eine aus den Pächtern und Grundbesitzern der Umgegend gebildete Jury wurde zusammenberufen. Der Kellermeister und Lechley wurden als Zeugen vernommen und erzählten die Umstände, unter welchen sie den Leichnam am Rande des Teiches gefunden hatten. Der Dolch ward der Jury überliefert, und Lechley, ein gewissenhafter Mann, glaubte seine Pflicht thun zu müssen, wie peinlich die Ausübung derselben ihm selbst und Anderen auch sein möchte. Er erwähnte daher des Umstandes, daß in dem Moment, als Lord Glandon's Auge auf das Dolchmesser fiel, seines Bruders Name seinen Lippen entschlüpft war. Der Vorfall in Bezug auf die Herzogin und Bertram hatte sich bereits in dem ganzen Distrikt verbreitet; es war demnach natürlich, daß der Leichenbeschauer und die Geschworenen in jenen Ereignissen nur eine Bestätigung ihres Argwohns erblickten, daß des Herzogs jüngerer Neffe in der That der Meuchelmörder seines Oheims wäre.

Lord Glandon, oder, wie wir ihn hinfort nennen müssen, der Herzog von Marchmont — denn durch den Tod seines Onkels war er der Erbe nicht nur des Vermögens, sondern auch des Titels seines verstorbenen Verwandten geworden — der neue Herzog von Marchmont, sagen wir, mußte vor der Jury erscheinen. Tiefe Trauer lag auf seinem Antlitz, als er in das Zimmer trat, in dem die Untersuchung stattfand, und während einiger Minuten schluchzte er so heftig, daß er nicht zu sprechen vermochte. Der Leichenbeschauer drückte sein und der Geschworenen Bedauern aus, unter so betrübenden Umständen auf die Gegenwart Sr. Durchlaucht bestehen zu müssen; doch hätten sie, wie er hinzufügte, eine nicht zu umgehende Pflicht zu erfüllen.

Nachdem der neue Herzog von Marchmont vereidet war, sagte der Vorsitzende:

„Ich bin im Begriff, eine Frage zu thun, welche, wie schmerzlich es Ew. Lordschaft auch sein mag, Sie auf Grund des soeben geleisteten Eides dennoch zu beantworten verpflichtet sind. Wissen Sie, Mylord, wem dieses Dolchmesser gehört?"

„Bin ich wirklich verpflichtet, eine solche Frage zu beantworten?" fragte Hugo — und er schien nur mit großer Anstrengung sprechen zu können, so daß ihn alle Anwesenden wegen seiner peinlichen Lage bemitleideten.

„Ew. Lordschaft müssen antworten," sagte der Vorsitzende.

„Wenn dem so ist," versetzte der Herzog von Marchmont, „so muß ich sagen, daß dieses Messer meinem — meinem Bruder gehörte."

„Dessen Vorname Bertram ist?" fragte der Leichenbeschauer weiter.

Der Herzog machte eine Geberde der Zustimmung, stieß einen tiefen Seufzer aus und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Wann haben Sie Ihren Bruder zuletzt gesehen, Mylord?" forschte der Vorsitzende nach kurzem Schweigen.

„Vorgestern Abend," antwortete der Herzog, „im Dorfe Oaklands."

„Und in welchem Gemüthszustande befand er sich zu jener Zeit?"

„Er war sehr aufgeregt," war des Herzogs Antwort, „denn

es hatten sich Dinge ereignet, welche — doch wird das Gerücht ohne Zweifel zu Ihren Ohren gedrungen sein. Mein Bruder betheuerte seine Unschuld —"

„Und ließen Ew. Lordschaft ihn in dem Dorfe zurück?"

„Nein," sagte der Herzog. „Ich bemühte mich, ihn zu beruhigen und zu trösten. Als er jedoch vernahm, daß die Herzogin das Schloß verlassen hatte, riß er sich wie ein Wahnsinniger von mir los. O, ich fürchte wirklich, daß sein Verstand erschüttert war, daß Wahnsinn ihn erfaßt hatte — und doch — doch vermag ich nicht zu glauben, daß er sich dieses Verbrechens schuldig gemacht —"

„Wir wollen Ew. Lordschaft nun nicht weiter bemühen," sagte der Vorsitzende.

Der Herzog von Marchmont erhob sich, machte den Anwesenden eine Verbeugung und verließ langsam das Zimmer. Die Theilnahme der ganzen Versammlung begleitete ihn.

Der nächste Zeuge, welcher verhört wurde, war der Wirth des Dorfgasthauses. Nach seiner Aussage hatte Bertram am Tage vor dem Morde drei Stunden des Nachmittags in seinem Hause zugebracht. Er sei während der ganzen Zeit in heftiger Aufregung gewesen und habe sich dann in dem an Raserei grenzenden Zustande, von welchem sein Bruder vorhin gesprochen, eilig entfernt.

Zwei der Dienerinnen des Schlosses wurden zunächst einzeln verhört und ihre Angaben gingen dahin, daß sie während des Aufräumens des von Bertram auf dem Schlosse bewohnten Zimmers unter einigen anderen dort umherliegenden merkwürdigen Gegenständen, welche, wie sie gehört, Herr Bertram aus den Vereinigten Staaten mitgebracht, auch jenen Dolch gesehen hätten, mit welchem der Mord vollbracht worden.

Der Diener, welchem Bertram's spezielle Bedienung während seines Aufenthaltes auf Oaklands übertragen worden, war der nächste Zeuge. Er berichtete die Thatsache, daß Bertram ihm den Dolch gezeigt und gleichzeitig erklärt hätte, daß derselbe lange Zeit im Besitze eines berühmten Indianerhäuptlings gewesen, der einige Monate vor Bertram's Abreise von Washington gestorben sei.

Wir müssen nebenbei bemerken, daß die Waffe von außergewöhnlicher Form und Arbeit war und von Denen, welche sie einmal gesehen hatten, leicht wiedererkannt werden konnte.

Es wurden nun Zeugen vernommen, welche die auf den Hund bezüglichen Einzelnheiten berichten mußten. Es hatte sich herausgestellt, daß Pluto an einer vermittelst einer Pistolenkugel ihm beigebrachten tödtlichen Schußwunde gestorben war; die Waffe selbst war jedoch weder am Teiche, noch in der Nachbarschaft desselben gefunden worden, und es schien daher gewiß, daß der Mörder dieselbe mitgenommen hatte. Der Tuchfetzen, welchen der treue Hund im Maule mitgebracht hatte, war offenbar ein aus einem Rockschooße herausgerissenes Stück, und es lag die Vermuthung nahe, daß das treue Thier sich auf den Mörder seines Herrn gestürzt habe und bei dieser Gelegenheit durch eine Pistolenkugel tödtlich verwundet worden sei. Ferner ward der Beweis geführt, daß Bertram einen schwarzen Rock getragen hatte, als er nach dem Auftritt mit Elisa und dem Herzog das Schloß verließ.

Da die Zeugenverhöre nun beendet waren, so schritt der Leichenbeschauer zu dem Resumé sämmtlicher Aussagen. In Bezug auf das Dolchmesser bemerkte er, es sei unwiderleglich bewiesen worden, daß die Waffe Bertram's Eigenthum gewesen war und daß die Geschworenen, mit dieser Thatsache vor Augen, sorgfältig erwägen müßten, ob es in Anbetracht der übrigen Umstände anzunehmen wäre, daß das Verbrechen durch Bertram verübt worden sei, oder ob man vermuthen müsse, daß irgend eine andere Person sich zu dem schändlichsten aller Zwecke in den Besitz der Waffe gesetzt habe. Der Vorsitzende sagte ferner, es erscheine allerdings auffallend, daß Bertram zu der Zeit, als er mit der Herzogin promenirte und das Ereigniß eintrat, welches ihn zur Flucht von Oaklands zwang, jenes Dolchmesser bei sich getragen haben sollte. Keiner der Zeugen sei im Stande gewesen, diesen Punkt aufzuklären, Niemand habe auszusagen vermocht, daß die Waffe zu der Zeit von Bertram's Flucht noch im Zimmer desselben gewesen, oder daß sie andererseits aus jenem Zimmer vermißt worden wäre. Gewiß sei nur die Thatsache, daß die Todeswunde vermittelst des Dolches dem verstorbenen Herzog beigebracht worden war, und die Geschworenen hätten nun die Frage zu entscheiden, ob

Bertram's Hand oder diejenige eines noch unbekannten Meuchelmörders die Mordwaffe geschwungen habe. Nachdem er dann noch die übrigen Theile der von den Zeugen gemachten Aussagen beleuchtet hatte, überließ der Leichenbeschauer die Angelegenheit dem Urtheil der Geschworenen.

Die Berathung der Letzteren war nicht von langer Dauer und ihre einstimmige Entscheidung lautete auf „absichtlichen Mord, muthmaßlich verübt von Bertram Vivian, jetzigem Lord Glandon."

Als die Kunde der auf Oaklands stattgefundenen tragischen Ereignisse sich vermittelst der Tagespresse durch ganz Großbritannien verbreitete, erregten dieselben das unter solchen Umständen gewöhnliche Aufsehen, welches jedoch durch andere Ereignisse allmälig verdrängt wurde. Verhaftsbefehle wurden gegen Bertram erlassen, eine Belohnung für seine Ergreifung ausgeboten, Zeitungs-Annoncen und Steckbriefe veröffentlicht — doch blieben alle diese Maßregeln fruchtlos: der Verfolgte war nicht zu finden.

Und Elisa? Auch von ihr hörte man nichts, und es lag demnach die Vermuthung nahe, daß Bertram und die Herzogin von Marchmont mit einander nach einem fernen Welttheile entflohen wären, um dort ihr ungesetzliches Liebesverhältniß fortzusetzen und den Folgen der von dem Einen begangenen und von der Andern sanktionirten Blutthat zu entgehen.

10.

Achtzehn Jahre später.

Beinahe achtzehn Jahre waren seit den schrecklichen Ereignissen auf Oaklands verflossen — achtzehn Jahre, während welcher nicht die geringste Spur von dem des Mordes beschuldigten Bertram und der vermißten Elisa aufgefunden worden.

Hugo, Herzog von Marchmont, stand nun in seinem dreiundvierzigsten Jahre und sein Aeußeres hatte natürlich einige Ver-

änderungen erfahren. Sein ehemals rabenschwarzes Haar verrieth nun die ersten Spuren des Ergrauens; auf seiner Stirne zeigten sich tiefe Furchen, die von heftigen Leidenschaften und einer etwas ungeregelten Lebensweise Zeugniß ablegten. Sein Gesicht war abgezehrt und bleich, seine Züge hatten sich schärfer markirt und drückten kalte und hochmüthige Strenge aus.

Etwa zwei Jahre nachdem die auf Oaklands stattgefundene Tragödie ihn in den Besitz des Titels und der Ländereien von Oaklands gesetzt, hatte er sich vermählt, doch waren keine Kinder aus diesem Ehebündniß hervorgegangen. Die Gattin des Herzogs war zur Zeit ihrer Verbindung mit ihm erst sechszehn Jahre alt gewesen, und da seitdem ein Zeitraum von fünfzehn Jahren verstrichen war, so zählte die Dame nun einunddreißig. Lange hatte der Herzog sich der sehnsüchtigen Hoffnung hingegeben, daß seine Gattin ihn mit einem Erben für seine Besitzungen und seinen Titel beschenken würde. Als aber Jahr auf Jahr verging, ohne ihm eine Verwirklichung dieser Hoffnung zu bringen, faßte Hugo allmälig eine Abneigung gegen seine schöne Gemahlin. Anfangs verrieth diese Mißstimmung sich nicht durch offene Handlungen gegen die Herzogin; im weiteren Verlaufe der Zeit nahm der Herzog sich immer weniger die Mühe, seinen ungerechten Groll zu verbergen, einen Groll, der endlich in offenen, unverhohlenen Haß ausartete. Es kam zuletzt dahin, daß Beide gesonderte Gemächer bewohnten, obgleich sie nach wie vor unter demselben Dache weilten und außerhalb ihrer Häuslichkeit jene äußeren Rücksichten beobachteten, welche ein verheirathetes Paar selbst unter den traurigsten Verhältnissen nie aus den Augen setzen sollte. Doch fand sich die Herzogin in jeder anderen Beziehung gänzlich vernachlässigt; selten speiste der Herzog zu Hause und täglich ging er den seinem Geschmacke zusagenden Vergnügungen nach. Obgleich er in seinen jüngeren Jahren verschwenderisch gelebt hatte und in Folge dessen zu der Zeit, als die Besitzungen seines Oheims ihm zufielen, tief verschuldet gewesen war, hatte er seit jenem für ihn glücklichen Ereignisse nie sein ganzes Einkommen verbraucht; doch war dasselbe freilich beträchtlich genug, um die Wünsche des vergnügungssüchtigsten Menschen zu befriedigen.

Das Haus, welches der Herzog und die Herzogin von

Marchmont in London bewohnten, war eines der schönsten und geräumigsten von Belgrave-Square. Es war erst jüngst in sehr luxuriöser Weise neu möblirt worden; die Gemälde-Galerie enthielt einige der herrlichsten Werke der alten Meister; die ganze Ausstattung des Hauses verrieth großen Reichthum und Hinneigung für bedeutenden Aufwand. In allen diesen Anordnungen war einzig und allein die Stimme des Herzogs maßgebend gewesen; seiner Gemahlin hatte er nicht die geringste Einmischung gestattet. Auch war eine solche Einmischung ihr nie in den Sinn gekommen; sie war von sanfter und nachgiebiger Gemüthsart. Ihr Loos war ein unglückliches; doch war sie bemüht, es mit geziemender Resignation zu ertragen, und sie vermied es sorgfältig, ihr Schicksal durch irgend einen Versuch des Widerstandes gegen den Willen ihres tyrannischen Gatten noch trüber zu gestalten.

Wir sind nun im Begriff, einen Auftritt zu schildern, der sich im Anfange des Juni 1847 ereignete.

Die Stutzuhr in einem der eleganten Gemächer von Marchmont-House verkündete die Mittagsstunde, und der Herzog, welcher sich dort allein befand, legte ein soeben gelesenes Zeitungsblatt aus der Hand. Er hatte sich nachlässig in einen Divan zurückgelehnt und dachte an die Zerstreuungen, welchen er sich am heutigen Tage hinzugeben gedachte, als ein Diener eintrat und Herrn Armytage meldete.

Auf dem Gesichte des Herzogs zeigte sich ein Ausdruck des Verdrusses; doch ließ er vermittelst einer kräftigen Willensanstrengung jenen Ausdruck schnell verschwinden, da er es nicht für angemessen erachtete, dem gleich darauf eintretenden Gaste zu verrathen, daß der Besuch ihm lästig war. Herr Armytage schien etwa fünfzig Jahre alt zu sein; er war von mittlerer Größe und seine Züge waren nichts weniger als einnehmend. Sie verriethen ein Mischung niederer, gemeiner List, kalten, berechnenden Eigennutzes, harter Selbstsucht und kleinlichen Ehrgeizes. Doch lag in seinem Aeußeren eine gewisse Gentilität, obgleich ein Menschenkenner sehr bald hätte sehen können, daß dieselbe jenem Manne nicht angeboren, sondern durch häufige Berührung mit Personen der höheren Stände angenommen war.

Bei seinem Eintritt in das Zimmer verbeugte sich Herr Army-

tage mit einem Gemisch von Vertraulichkeit und Ehrfurcht, während der Herzog, ohne sich vom Divan zu erheben, nur mit dem Kopfe nickte.

Gleichzeitig deutete er auf einen Sessel und sagte:

„Nun, Armytage, was führt Sie diesen Morgen zu mir?"

„Ich wollte Ew. Durchlaucht über eine Familienangelegenheit, die mir sehr am Herzen liegt, consultiren. Ich habe seit längerer Zeit darüber nachgedacht und mich endlich entschlossen, mir den Rath Ew. Durchlaucht zu erbitten."

„Ueber eine Familienangelegenheit?" rief der Herzog mit unverkennbarem Erstaunen. „Was zum Henker wollen Sie damit sagen? Dies ist das erste Mal, daß es Ihnen je in den Sinn gekommen ist, mich über eine derartige Sache um Rath zu fragen, und ich sollte wirklich meinen, Herr Armytage, daß Sie, bei Ihrer praktischen Gewandtheit, solche Dinge besser zu handhaben wissen, als irgend ein anderer Mensch in der Welt."

„Zuweilen jedoch, Herr Herzog, braucht der klügste Mensch in der Welt den Beistand eines — eines —"

Armytage hatte offenbar das Wort „Freundes" hinzufügen wollen, doch sagte er statt dessen endlich: „eines Rathgebers."

„Nun, so fassen Sie sich kurz, denn es ist nach Zwölf und ich bin noch nicht zum Ausgehen angekleidet."

„Ew. Durchlaucht wissen," begann Armytage daß meine Tochter Zoe in ihrem zwanzigsten Jahre steht —"

„Ist sie schon so alt?" sagte der Herzog gleichgültig. „Doch habe ich, wie Sie wissen, sie so wenig gesehen."

„Das ist freilich wahr," versetzte Herr Armytage, diese Worte vorwurfsvoll betonend. „Ew. Durchlaucht lassen sich nur selten herab, in den von mir gegebenen Gesellschaften zu erscheinen, und es hat sich seit einigen Jahren so unglücklich getroffen, daß Ew. Lordschaft stets frühere Einladungen angenommen hatten, wenn ich um die Ehre Ihrer Anwesenheit bat."

„Nun, Armytage, das war nicht meine Schuld, wie Sie wissen," erwiederte Marchmont. „Aber — Sie sprachen von Fräulein Zoe; — sie ist ein sehr schönes Mädchen —"

„Und ich darf mir schmeicheln, Mylord," unterbrach ihn

Armytage, „daß sie auch fein erzogen ist. Ich habe bei ihrer Erziehung keine Kosten gescheut —"

„Ja, ja, ich erinnere mich, daß sie vortrefflich singt und spielt, sagte der Herzog. „Aber kommen Sie zur Sache, wenn ich bitten darf."

„Ich will mich möglichst kurz erklären," fuhr Herr Armytage fort. „Ew. Durchlaucht wissen, daß meine arme Frau, Zoe's Mutter, gestorben ist, als meine Tochter noch sehr jung war, und daß demnach die Erziehung der Letzteren ausschließlich mir anheimfiel. Ich bin daher stolz auf sie, nicht nur deshalb, weil ich sie als die Personificirung weiblicher Schönheit und Bildung, sondern auch als einen lebendigen Beweis meines eigenen feinen Geschmackes betrachten darf. Ich meine, daß sie dem maßgebenden Einfluß Ehre macht, welcher —"

„Wirklich, Armytage, Sie könnten es Anderen überlassen, Ihr Lob zu singen," fiel der Herzog ihm ungeduldig in's Wort. „Was in des Teufels Namen nützt es, mir all' diesen Unsinn vorzuschwatzen? Ich will ja gerne zugeben, daß Ihre Tochter so vollkommen ist, wie Sie sie darstellen. Und nun sagen Sie mir endlich, welchen Dienst Sie von mir erwarten, — denn ich sehe deutlich, daß es eine Dienstleistung ist, welche Sie von mir erbitten wollen."

„Mylord, das Wohl meines einzigen geliebten Kindes liegt mir am Herzen," versetzte Armytage. „Offen gesagt, — ich habe, seit Zoe herangewachsen war, die glänzendsten Gesellschaften gegeben, in der Hoffnung, ihr eine passende Partie zu verschaffen. Mehrere junge Edelleute sind froh genug, an meiner Tafel sich gütlich zu thun und in meinen Salons zu liebeln und zu coquettiren. Doch hat bisher noch keiner von ihnen —"

„Sich um Ihre Tochter beworben," ergänzte der Herzog. „Aber was kann denn ich dazu thun? Sie glauben doch nicht, daß es in meiner Macht stehe, Ihrer Tochter einen adeligen Gatten zu verschaffen?"

„Im Gegentheil, Mylord, das glaube ich bestimmt," erwiederte Herr Armytage, „und ich will Ihnen sagen, wie Sie das können. Ew. Durchlaucht sind mit allen den jungen Edelleuten, welche mein Haus besuchen, intim bekannt —"

„Natürlich!" fiel Marchmont ein, „denn eben durch mich sind Sie mit ihnen bekannt geworden."

„Ganz recht, Mylord!" rief Herr Armytage. „Jene jungen Edelleute sind Ew. Lordschaft Gefährten und Freunde, — sie treffen mit Ihnen in Ihrem Club zusammen; — sie reiten mit Ihnen aus; — sie besuchen Ew. Durchlaucht auf Ihren Landsitzen und Ihrem Jagdschloß; — sie speisen an Ihrer Tafel; — kurz, sie sind die Satelliten, welche Ew. Durchlaucht als ihre Centralsonne umkreisen."

„Nun, Armytage, und wo wollen Sie mit diesen Bemerkungen hinaus?" fragte der Herzog.

„Ich will damit sagen, daß Sie, Mylord, es in Ihrer Macht haben, jenen Edelleuten anzudeuten, daß Herr Armytage ein reicher Mann ist, — ein sehr reicher Mann, der durch glückliche Spekulationen ein sehr beträchtliches Vermögen angehäuft hat —"

„Das wissen die jungen Edelleute, von welchen Sie sprechen," bemerkte der Herzog.

„Ja, Mylord; doch wissen sie nicht, daß ich die Absicht habe, meiner Tochter an ihrem Hochzeitstage sechzigtausend Pfund mitzugeben. Natürlich ist dies eine Ankündigung, die ich nicht an meiner Tafel oder in meinem Salon den bei mir versammelten Gästen zuschreien kann. Ew. Durchlaucht jedoch können es im Laufe der Unterhaltung, gleichsam absichtslos, den betreffenden jungen Herren erzählen und was Sie unter solchen Umständen in Bezug auf die Versorgung, welche ich meiner Tochter zugedacht habe, andeutend hinwerfen, wird für diejenigen, welche es hören, eine Veranlassung bilden, die Sache in ernstliche Erwägung zu ziehen. Ist die Aufmerksamkeit jener Herren erst auf die Angelegenheit hingelenkt —"

„So wird, wie Sie glauben, Ihr Wunsch bald verwirklicht werden?" sagte der Herzog. „Nun, das ist allerdings möglich. Aber haben Sie auch bedacht, Armytage, daß die meisten der in Rede stehenden Edelleute jüngere Söhne sind, die wenig oder gar kein eigenes Vermögen besitzen?"

„Was schadet das?" entgegnete Armytage; „wenn ich nur Vermögen habe! Ich will meine Tochter lieber einem Edelmanne

geben, der keinen Schilling besitzt, als dem reichsten Bürgerlichen in ganz England." .

„Nun, wenn das Ihre Absicht ist, so wird es Ihnen nicht sehr schwer werden, Ihren Zweck zu erreichen."

„Gewiß nicht, — wenn Ew. Lordschaft nur in der von mir angedeuteten Weise die Sache fördern wollen," sagte Armytage. „Darf ich darauf rechnen, daß —"

„Ja, gewiß," unterbrach ihn der Herzog. „Ich will die erste Gelegenheit benutzen, den von Ihnen vorgeschlagenen Wink fallen zu lassen. Aber was wird Fräulein Zoe selbst sagen, wenn Sie ihr eines schönen Morgens den Befehl ertheilen, die Bewerbung eines Mannes, den sie nicht liebt, freundlich aufzunehmen?"

„Zoe, Mylord, ist eine gehorsame und gute Tochter," versetzte Armytage, „und sie wird in allen Dingen den Rathschlägen ihres Vaters folgen."

„Und wenn nun die ganze Angelegenheit nach Ihren Wünschen erledigt wird," fuhr der Herzog fort, „so dürfen Sie hinterher nicht mir die Schuld beimessen, wenn Mißgeschick und Unannehmlichkeiten daraus hervorgehen, — wenn z. B. der Gatte, den Ihre Tochter auf solche Weise erhält, ihre Mitgift vergeudet —"

„Dagegen, Mylord, werde ich schon in dem Ehekontrakt Vorsorge treffen," vesetzte Armytage. „Ich will einmal den Fall setzen, daß der adelige Freier, den ich für meine Tochter suche, in Schulden steckt. Nun denn, — bis zu einem billigen Betrage würde ich bereit sein, diese Schulden für meinen Schwiegersohn zu bezahlen und ihm außerdem eine anständige Summe — etwa tausend Pfund jährlich — als Taschengeld auszusetzen. Das, und die Zinsen der sechzigtausend Pfund, die meine Tochter als Mitgift erhält, werden ein recht hübsches Einkommen bilden, und das junge Paar würde außerdem noch doppelt so viel bei meinem Tode erben. Ist das billig und verständig, Mylord?"

„Es ist wenigstens deutlich und klar," erwiederte der Herzog, „und da ich sehe, daß Sie durchaus darauf versessen sind, Ihre Tochter mit dem Ersten, Besten zu verheirathen, wenn er nur einen Adelstitel besitzt, so will ich — wie ich bereits versprach — mein

Bestes thun, um Ihnen zur Erreichung Ihres Zweckes die Hand zu bieten."

„Für diese Gefälligkeit, Mylord, und für alle früheren," erwiederte Herr Armytage, indem er aufstand, „sage ich Ihnen meinen aufrichtigen Dank."

Er verbeugte sich in derselben halb vertraulichen, halb ehrerbietigen Weise, wie bei seiner Ankunft, und verließ den Salon. Als die Thür hinter ihm zufiel, zeigte sich auf dem Gesichte des Herzogs von Marchmont ein Ausdruck höhnischer Verachtung, der sich jedoch gleich darauf in eine Miene bitteren und finsteren Verdrusses verwandelte; es war dem Herzoge überaus lästig und unangenehm, sich gleichsam zum Helfershelfer für die ehrgeizigen Pläne des Emporkömmlings Armytage hergeben zu sollen.

Einige Minuten nach der Entfernung des Letzteren war der Herzog im Begriff, sich in sein Zimmer zu begeben, und sich zum Ausreiten anzukleiden, als ihm der Besuch des Lord Octavian Meredith gemeldet wurde.

Der Letztere war ein junger Edelmann von überaus gewinnendem Aeußern. Aus seinen tiefblauen Augen strahlte ein offenes und edles Gemüth. Er war der jüngste der drei Söhne des Marquis von Penshurst. Der Marquis selbst war ein sehr reicher, aber gleichzeitig auch sehr geiziger Mann von niedriger Denkungsart. Die Familiengüter bildeten ein Majorat und mußten demnach beim Tode des Marquis dem ältesten Sohne zufallen. Der zweite Sohn war, obgleich erst sechsundzwanzig Jahre alt, Oberstlieutenant in der englischen Armee. Octavian, der jüngste, von welchem wir nun sprechen, war ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt worden; doch hatte er diesem ihm zugedachten Berufe entsagt und war durch diesen Widerstand gegen den Willen seines Vaters in einen peinlichen Zwiespalt mit demselben gerathen. Der zwischen ihm und dem Marquis eingetretene Bruch war anfangs so ernster Art gewesen, daß der alte Edelmann seine Hand von dem jüngsten Sohne schon gänzlich hatte zurückziehen wollen und sich nur auf die Verwendung eines einflußreichen Verwandten schließlich dazu verstanden hatte, Octavian ein jährliches Einkommen von fünfhundert Pfund auszusetzen.

„Sie sind es gerade, den ich in diesem Augenblicke zu sehen

wünschte," rief der Herzog von Marchmont dem jungen Lord freundlich entgegen, als dieser bei ihm eintrat. „Ich wollte eben ausreiten und in der frischen Luft Erholung suchen, denn offen gesagt, ich habe gestern etwas zu viel Champagner getrunken — apropos! Sie erschienen gestern nicht in der Abendgesellschaft bei Lady Orenden?"

„Nein, ich war zu Armytage eingeladen," antwortete Meredith.

„Ah! Armytage war soeben bei mir."

„Ja, ich sah ihn in seinem Wagen von hier abfahren," bemerkte Octavian. „Aber ich wünschte eben ein ernstes Gespräch mit Ihnen, mein lieber Herzog. Haben Sie eine halbe Stunde für mich übrig? Hernach will ich Sie bereitwillig auf Ihrem Spazierritt begleiten."

„Ich stehe zu Ihren Diensten," antwortete der Herzog, sich nachlässig auf dem Sopha ausstreckend. „Sprechen Sie nur, Octavian, ich bin ganz Ohr."

„Sie wissen, mein lieber Marchmont," begann der junge Edelmann, „wie ich mit meinem Vater stehe —"

„Ich will Ihrem noch nicht ausgesprochenen Wunsche sogleich zuvorkommen und Ihnen unnöthige Umschweife ersparen. Sie befinden sich in augenblicklicher Geldverlegenheit? Sagen Sie mir ohne Weiteres, wie viel Sie brauchen und ich will Ihnen sogleich eine Anweisung auf meinen Banquier ausstellen."

„Nein, mein lieber Herzog, das war es nicht, was ich von Ihnen erbitten wollte," erwiederte Meredith. „Aber eine andere Gefälligkeit wünsche ich von Ihnen. Sie sollen Ihren Einfluß anwenden, um mir einen diplomatischen Posten zu verschaffen. Ich möchte gern in's Ausland gehen."

„Lächerlich, Octavian!" rief der Herzog, „wir können Sie aus unserem Kreise nicht entbehren. Aber ernsthaft gesprochen mein lieber junger Freund: beim jetzigen Ministerium besitze ich nicht den geringsten Einfluß. Sie wissen, daß ich streng konservativ bin und daher prinzipiell stets gegen die jetzige lieberale Regierung stimme, — und wenn die Stelle eines Stiefelputzers zu besetzen wäre, so würde ich um dieselbe für irgend eine von mir empfohlene Persönlichkeit vergebens anhalten."

„Das hatte ich in der That gefürchtet," bemerkte Octavian, dessen schönes Gesicht sich umwölkte.

„Aber wie ist dieser plötzliche Wunsch, in's Ausland zu gehen, in Ihnen entstanden?" fragte Marchmont.

„Sie sind mir so freundlich entgegengekommen, daß ich Ihnen gegenüber ganz offen sein will," versetzte Octavian. „Meine Mittel sind beschränkt, — ich hänge gänzlich von meines Vaters Launen ab, ich habe keinen Berufszweig, keine Lebensstellung und sehne mich danach, meine Umstände in jeder Hinsicht zu verbessern."

„Ich verstehe," bemerkte der Herzog, „und Ihr Wunsch ist vollkommen natürlich. Doch halt! mein lieber Freund, ich habe eben eine Idee. Sie wissen, ich pflege nicht zu schmeicheln; aber ein junger Edelmann von Ihren persönlichen Vorzügen — Sie sollten heirathen."

„Ja, heirathen!" sagte Octavian mit einem schlecht unterdrückten Seufzer. „Ich habe kein Vermögen, und welcher Vater würde sich dazu verstehen, seine Tochter, wenn sie eine reiche Erbschaft zu erwarten hat, einem vermögens- und aussichtslosen jungen Manne zu geben?"

„Sie unterschätzen Ihre eigenen Vorzüge," erwiederte der Herzog. „Beim Abschluß von Ehen gründet sich Alles auf das Prinzip von Leistung und Gegenleistung. Wenn die Dame, welche Sie heirathen, Ihnen ein Vermögen bringt, so bringen Sie ihr dafür den Adelsrang und Titel."

„Wenn ich auch zugebe, daß dieses Argument etwas für sich hat, und wenn ich denn auch eine reiche junge Dame kennen lerne, die sich dazu verstehen würde, mich zum Gatten anzunehmen, wie könnte ich meinem Herzen gebieten, sie zu lieben? Und wie dürfte ich sie heirathen, wenn ich ihr nicht meine Liebe zu schenken vermag?"

„O, wenn Sie Liebe in die Wagschale werfen wollen," antwortete der Herzog in einem beinahe verächtlichen Tone, „so muß ich schweigen. Ich vermag Ihnen nur zu rathen, wie Sie es anzufangen haben, um sich eine geordnete sociale Position zu verschaffen. Zaubertränke, die Liebe hervorrufen, weiß ich nicht zu brauen. Aber vielleicht lieben Sie schon, mein lieber Meredith?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Octavian mit einiger Befangenheit. „Und doch finde ich, daß das Bild eines Wesens, das ich bei zwei oder drei zufälligen Veranlassungen gesehen habe, mir unaufhörlich vorschwebt."

„Und wer ist das schöne Wesen, von welchem Sie sprechen?" fragte der Herzog; „denn schön muß es wohl sein, wenn es auf Ihr Herz einen solchen Eindruck gemacht hat."

„O, das lieblichste Mädchen, das ich je in meinem Leben sah!" rief Octavian enthusiastisch.

„Wer aber ist sie? Mir dürfen Sie es sagen; denn ich mische mich nie auf verrätherische und heimtückische Weise in die Liebesverhältnisse meiner Freunde."

„Ich würde es Ihnen bereitwillig sagen, wenn ich selbst es wüßte. Ich sah sie einige Male mit einem Jüngling promeniren, der, nach der zwischen Beiden herrschenden Aehnlichkeit, offenbar ihr Bruder ist."

„Sie haben also noch nie mit ihr gesprochen?"

„Nie; sie ist ebenso bescheiden und zurückhaltend, wie sie schön ist, und ich glaube nicht, daß sie bei unserem dreimaligen Zusammentreffen auch nur bemerkte, daß sie ein Gegenstand meines Interesses war. Nein, sie ist die personificirte schüchterne Jungfräulichkeit."

„Und welcher Lebenssphäre gehört Ihre Unbekannte an?"

„Die Geschwister, von welchen ich spreche, sind offenbar achtbare Personen —"

„Achtbar, aber nicht reich?" fiel der Herzog ein; „vielleicht gar die Kinder eines Gewerbetreibenden oder etwas Derartiges? Mein lieber Freund, verzichten Sie auf diese Laune so bald und so schnell, als es Ihnen nur möglich ist."

„Ja, ja, ich muß es wohl," sagte Octavian schnell und nicht ohne innere Bewegung. „In meiner Lage würde es geradezu thöricht sein, einer solchen Illusion nachzuhängen."

„Gewiß; Sie müssen vor Allem sich eine Position zu verschaffen suchen. Es giebt genug reiche Erbinnen, die nach einem hübschen jungen Lord mit beiden Händen greifen würden. Was sagen Sie zu meinem Vorschlage, Meredith?

„Er verdient Ueberlegung," antwortete der junge Edelmann

und fügte dann langsam und nachdenkend hinzu: „Wenn ich eine solche Verbindung schlösse, so würde ich es für meine Pflicht erachten, meine Gattin in der rücksichtsvollsten Weise zu behandeln, sie mit fürsorgenden Aufmerksamkeiten zu umgeben, wenn ich auch nicht im Stande wäre, sie aufrichtig zu lieben. — Wo aber sind solche Erbinnen zu finden?"

„Wo?" entgegnete der Herzog in einem scheinbar nachlässigen Tone. „Nun, das ist Ihre Sache; ich habe Ihnen meinen Rath ertheilt und nun ist es — doch halt! eben fällt mir die Tochter des Herrn ein, von dem wir vorhin sprachen."

„Welches Herrn?"

„Armytage," war des Herzogs Antwort. „Wissen Sie auch, mein lieber Freund, daß Armytage ein sehr reicher Mann ist und daß er seiner Tochter eine Mitgift von sechzigtausend Pfund geben wird? Wie Sie wissen, kenne ich Armytage seit vielen Jahren und ich achte ihn, weil er ein biederer, ehrlicher Mann ist, der sein Vermögen durch seine Intelligenz und seine Thätigkeit erworben hat."

„Er war ja wohl ursprünglich Ihr Verwalter oder Intendant oder etwas Derartiges — nicht wahr?" fragte Octavian, der den Herzog aufmerksam angehört hatte.

„Ja, ganz recht. Er hatte schon, während er in meinem Dienste stand, einiges Geld zusammengescharrt und dann erbte er, wie ich glaube, eine bedeutende Summe von einem Verwandten. Mit diesem Gelde kam er nach London, begann Geschäfte zu machen und zu spekuliren und auf diese Weise hat er sein Glück gemacht. Sie wissen, Meredith, daß ich im Allgemeinen eine tief eingewurzelte Antipathie gegen die Geldschacherer jenseits Temple Bar fühle. Aber in Bezug auf Armytage habe ich nie vergessen, daß er mir ehemals treu gedient hat und daher bin ich auch stets sein wohlwollender Gönner geblieben."

„Dieses Gefühl macht Ihnen Ehre, mein lieber Marchmont," sagte Lord Meredith mit Wärme, da er an die Aufrichtigkeit der von dem Herzog zur Schau getragenen Gesinnungen glaubte.

„Und Zoe, die Tochter des Herrn Armytage, ist ein wirklich schönes Mädchen," fuhr der Herzog fort, „anmuthig, gebildet und mit allen Eigenschaften begabt, die erforderlich sind, um in den

Salons zu glänzen. Ich sehe, daß mein Rath nicht ganz und gar auf unfruchtbaren Boden gefallen ist. Wir wollen ausreiten und Sie können hernach mit Muße über meine Mittheilungen nachdenken."

„Ja," murmelte Octavian mit einem leisen Seufzer, welcher der schönen Unbekannten galt, die bei ihren zufälligen Begegnungen mit ihm einen Eindruck in seinem Herzen hinterlassen hatte.

11.

Die Tochter eines Emporkömmlings.

In dem reich ausgestatteten Salon eines eleganten Hauses im Regent's Park saß zwischen drei und vier Uhr des Nachmittags eine junge Dame. Das Gemach ward mehr durch Glanz, als durch feinen Geschmack charakterisirt; Alles in demselben war reich und kostbar, und allem Anscheine nach waren diese Luxusgegenstände weit mehr darauf berechnet, den Reichthum ihres Besitzers in prahlerischer Weise zu entfalten, als mit feinem Geschmack und Zartgefühl vereinbar war.

Dennoch erblickte man inmitten aller dieser kostspieligen Luxusartikel auch einige Beweise der Anwesenheit eines gebildeteren Geistes, als desjenigen, welcher offenbar die allgemeinen Einrichtungen getroffen hatte. Blumen waren mit offenbarer Rücksichtnahme auf die Harmonie ihrer Farben geordnet. Ein auf dem Tische liegendes Portefeuille enthielt einige überaus gelungene Zeichnungen. Eine halb vollendete, von köstlichem Geschmack zeugende Stickerei lag auf dem Sopha, auf welchem die schöne Insassin des Zimmers sich niedergelassen hatte. Im Gegensatze zu den prahlerisch ausgelegten, dem Inhalte nach völlig werthlosen Büchern in den kostbarsten Einbänden, lagen, ebenfalls auf dem Sopha neben der Stickerei, drei oder vier Bände, welche die Werke der besten britischen Dichter enthielten, und diese letzteren

waren überaus einfach gebunden. Der Anzug der jungen Dame war schlicht, sauber und vom allerfeinsten Geschmack. Es bedarf nach diesen Andeutungen wohl nicht erst der Erwähnung, daß jene Beweise einer höheren Geistesbildung, welche sich inmitten der nur Reichthum verrathenden geschmacklosen Gegenstände zeigten, von der erwähnten Dame herrührten, während alles Uebrige von einer ganz anderen Person angeordnet war.

Diese Dame war Zoe, die Tochter des Herrn Armytage, und das Haus, in welches wir unsere Leser geführt haben, gehörte dem soeben genannten Herrn.

In allen Räumen dieses Hauses, mit Ausnahme von zwei Gemächern, trat dem Beschauer der vulgäre Geschmack des Emporkömmlings entgegen, der in seinem Streben, sich in die vornehmsten und glänzendsten Kreise einzudrängen, sich der Illusion hingab, daß man seine niedere Abstammung in dem blendenden Schimmer, mit welchem er sich umgab, aus den Augen verlieren würde.

Die beiden Gemächer, welche eine Ausnahme von den übrigen bildeten, waren die Privatzimmer seiner Tochter Zoe: ihr Boudoir und ihr Schlafzimmer. Diese hatte sie nach ihrem eigenen feineren Geschmack einrichten lassen.

Fräulein Armytage war nun etwa zwanzig Jahre alt. Sie war nicht nur schön, sondern auch überaus interessant, und über ihre ganze Persönlichkeit war jener unbeschreibliche Liebreiz verbreitet, der selbst ohne wirkliche Schönheit ein junges Mädchen so überaus anziehend macht. Ihr Lächeln hatte etwas unbeschreiblich Bezauberndes; die Reinheit ihrer Gedanken ließ Zoe's Antlitz wie das eines Engels erscheinen und die demselben entsprechende fast durchsichtige Reinheit der Haut erhöhte die Lieblichkeit der ganzen Erscheinung.

Was Herrn Armytage betraf, so weiß der Leser bereits, daß er sich aus niederem Stande und ärmlichen Verhältnissen zu bedeutendem Reichthum emporgearbeitet hatte. Daß er ehedem die Stelle eines Verwalters der ausgedehnten Besitzungen des jetzigen Herzogs von Marchmont bekleidet hatte, pflegte er zuweilen seinen Geschäftsfreunden — nie aber seinen aristokratischen Bekannten — offen zu bekennen. Doch ging er nie hinter jene Zeit zurück, in welcher er den erwähnten Posten innegehabt hatte.

Herr Armytage liebte seine Tochter, das heißt, so weit ein Mensch von seinem harten und gefühllosen Herzen überhaupt zu lieben vermochte. Er war stolz auf ihre Schönheit und ihre Talente, die ihr, wie er hoffte, in Verbindung mit seinem Reichthum, zu einem aristokratischen Gatten verhelfen würden. Zoe mit einem wenn auch tief verschuldeten Edelmanne zu verheirathen, war sein fester Entschluß, und nie würde er seine Einwilligung gegeben haben, daß seine Tochter einen Bürgerlichen mit ihrer Hand beglücke.

Und dennoch liebte Zoe. Wer, ohne daß er selbst die leiseste Ahnung davon hatte, der Gegenstand ihrer Zuneigung geworden war, wird aus dem weiteren Verlaufe unserer Erzählung bald erhellen. Ueberhaupt ahnte Niemand ihre Liebe, weder ihr Vater, noch ihre Zofe. Die natürliche Reinheit ihrer Seele und die ihr angeborene jungfräuliche Würde verhinderten sie, das Geheimniß ihres Herzens durch ein Wort oder einen Blick zu verrathen.

Wir glauben unsere Leser nun mit der Persönlichkeit und dem Charakter Zoe's genügend bekannt gemacht zu haben und können den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen.

Es war, wie wir bereits erwähnten, zwischen drei und vier Uhr des Nachmittags, als Zoe in dem Salon ihres Vaterhauses bereit war, etwaige Besuche zu empfangen. Ihr Vater war soeben in ein anderes Zimmer berufen worden, um Jemand zu empfangen, der über ein Geschäft mit ihm zu verhandeln hatte — denn obgleich Herr Armytage sein Comptoir in der City aufgegeben und sich nominell von kommerziellen Angelegenheiten zurückgezogen hatte, so setzte er doch noch unter der Hand seine finanziellen Unternehmungen fort, indem er gegen hohe Wucherzinsen und gute Sicherheit Darlehne hergab.

Nachdem er das Geschäft, welches ihn von seiner Tochter hinweggerufen, zum Abschluß gebracht hatte, kehrte Armytage in den Salon zurück. Fast unmittelbar nach seinem Eintritt fuhr unten eine Equipage vor, und zum Fenster hineilend, rief Herr Armytage, nachdem er hinausgeblickt:

„Es ist mein Freund, der Herzog von Marchmont."

Dann setzte er sich und nahm ein Buch vor, um sich die Miene eines Menschen zu geben, der selbst für einen herzoglichen

Besuch sich nicht echauffire. Doch war es ihm nicht bestimmt, diesen hohen Besuch heute überhaupt zu empfangen, denn als einer seiner Lakaien eintrat, geschah es nicht, um den Herzog anzumelden, sondern Herrn Armytage zu ersuchen, sich hinunter zu bemühen, da Seine Durchlaucht der Herzog ihm einige Worte zu sagen habe, aber nicht aussteigen könne, weil er anderswo einen eiligen Besuch machen müsse.

Während eines Augenblickes zeigte sich eine düstere Wolke des Verdrusses auf Armytage's Gesicht; er schien zu fühlen, daß er von einem ihm unendlich überlegenen Patrizier als Plebejer behandelt wurde. Im nächsten Augenblicke jedoch durchzuckte eine Erinnerung sein Gedächtniß — sein Gesicht nahm die gewöhnliche Miene des Gleichmuths wieder an und er eilte hinunter.

„Ohne Zweifel," sagte er sich, „kommt Marchmont, um mit mir über die Angelegenheit zu sprechen, die ich vor einigen Tagen anregte.""

Der Herzog saß in seinem Wagen allein, und als Armytage am Fenster desselben erschien, flüsterte der Herzog ihm leise zu:

„Ich wollte Ihnen nur sagen, Armytage, daß ich Gelegenheit gefunden habe, in der Sache, wegen welcher Sie vor einigen Tagen zu mir kamen, etwas zu thun. Wie denken Sie über Lord Octavian Meredith, den jüngsten Sohn des Marquis von Penshurst?"

Während einer Minute dachte Armytage nach, ohne zu antworten.

„Es ist eine sehr alte und ehrenwerthe Familie," fuhr der Herzog fort. „Was Lord Octavian betrifft, so ist er ein hübscher und eleganter junger Mann —"

„Aber wenn ich nicht irre, steht er mit seiner Familie nicht auf dem besten Fuße," bemerkte Armytage, „und ich möchte nicht, daß meine Tochter in eine Familie hineinheirathete, in der sie geringschätzig behandelt werden könnte und in welcher ich selbst kein willkommener Gast sein würde."

„Darüber mögen Sie sich beruhigen," erwiederte der Herzog. „Der Marquis von Penshurst ist mehr geizig als stolz. Er wird seinen Sohn und seine Schwiegertochter mit offenen Armen empfangen, wenn die Letztere ihrem Gatten eine reiche Mitgift zu-

bringt. Was Sie selbst betrifft, so brauchen Sie Lord Meredith, dem ältesten, und Lord Charles, dem zweiten Sohne des Marquis, die in Folge des Geizes ihres Vaters in fortwährender Geldverlegenheit sind, nur einige tausend Pfund zu leihen, um von ihnen mit aller möglichen Höflichkeit behandelt zu werden."

„Nun ja, ich glaube, Sie haben vollkommen Recht, Mylord. Und Lord Octavian ist wirklich ein sehr netter junger Mann."

„Ich habe die Angelegenheit mit ihm besprochen, natürlich ohne Sie irgendwie bloßzustellen, und Sie mögen noch heute seinen Besuch erwarten. Ich will daher auch keinen Augenblick länger hier verweilen, denn er kann von einer Minute zur andern erscheinen und würde es auffallend finden, wenn er mich gerade jetzt im Gespräch mit Ihnen überraschte. Falls Sie Ihre Karte gut spielen, Armytage, wird die schöne Zoe sich bald in Lady Octavian Meredith verwandeln."

Der Wagen des Herzogs fuhr davon und Herr Armytage begab sich in gehobener Stimmung in seinen Salon zurück.

Eine halbe Stunde später wurde Lord Octavian Meredith gemeldet.

Wir haben bereits angedeutet, daß der soeben genannte junge Edelmann das Haus des Herrn Armytage zuweilen besucht hatte. Er wurde bei der vorliegenden Veranlassung von dem reichen Emporkömmling mit aller Höflichkeit empfangen, obgleich Armytage klug genug war, ihm nicht mehr Zuvorkommenheit zu erweisen, als er ihm bisher zu zeigen pflegte, denn es war ihm darum zu thun, dem jungen Manne die Machinationen, deren Gegenstand er war, nicht zu verrathen. Zoe, welche von der durch ihren Vater in Gang gebrachten Heirathsspekulation keine Ahnung hatte, behandelte Lord Octavian mit gewinnender Freundlichkeit und die Unterhaltung drehte sich anfangs um alltägliche Dinge. Bald darauf erinnerte sich Herr Armytage, daß er einige Briefe abzusenden habe, und bat Seine Lordschaft, ihn auf einige Minuten zu entschuldigen.

Meredith war nun mit Zoe allein und er gab dem Gespräche alsbald eine geistreichere Wendung. Die junge Dame wußte mit Leichtigkeit darauf einzugehen und Beide fühlten sich von dem Gespräche immer mehr angezogen. Lord Octavian gewann alsbald

die Ueberzeugung, daß Zoe eine vielseitige Bildung und Geistestiefe besaß, die er bisher in ihr nicht geahnt hatte. verweilte eine volle Stunde, die ihm wie ein Zeitraum von wenigen Minuten erschien.

Von nun an wurde Lord Octavian fast täglicher und stets willkommener Gast in Herrn Armytage's Hause. Wir halten es für überflüssig, den Gang seiner Bewerbung um Zoe's Hand ausführlich zu beschreiben. Nur das müssen wir anführen, daß er anfangs mit seinen Erinnerungen an die schöne Unbekannte, die er zuweilen in der Begleitung ihres muthmaßlichen Bruders auf der Promenade gesehen, einige schwere Kämpfe zu bestehen hatte. Je mehr er jedoch das tiefe Gemüth und die reichen Geistesschätze Zoe's kennen und würdigen lernte, desto mehr erblaßte das Bild jener jungen Fremden in seinem Gedächtniß.

Und was fühlte Zoe für Lord Octavian? Anstatt diese Frage direkt zu beantworten, ziehen wir es vor, unsere Leser der für die Bewerbung des Letzteren entscheidenden Scene beiwohnen zu lassen.

Sechs Wochen waren seit dem Tage verflossen, an welchem der Herzog von Marchmont Herrn Armytage von dem bevorstehenden Besuche des Lord Octavian Meredith benachrichtigt hatte, als der Letztere eines Nachmittags etwas früher als gewöhnlich im Hause des Emporkömmlings erschien und Zoe im Salon allein fand.

Nach einigen von Befangenheit zeugenden Worten der Einleitung gestand er ihr seine Zuneigung und die von ihm gehegte Hoffnung, sich mit ihrer Hand beglückt zu sehen.

„Ich will Ihnen nicht verhehlen, Fräulein Armytage," fügte er mit naiver Offenheit hinzu, „daß ich nicht in der Lage bin, ein Vermögen zu Ihren Füßen zu legen; Alles, was ich Ihnen darzubieten vermag, ist ein liebendes Herz. Wollen Sie es annehmen?"

Mit abgewandtem Antlitz, auf welchem die lieblichste Röthe und vollständige Bläße sich um die Herrschaft stritten, hielt Zoe ihm die rechte Hand hin, ohne sogleich eine verständliche Antwort geben zu können. Kaum aber hatte er seine Lippen auf ihre Hand gedrückt, als sie dieselbe sanft zurückzog und mit leiser, aber fester Stimme sagte:

br „Ich muß Sie nun an meinen Vater verweisen, Mylord. — vielleicht hätte ich dies zuerst thun sollen," fügte sie noch leiser inzu.

„Darf ich Herrn Armytage gleichzeitig sagen, daß, wenn er meine Bitte gewährt und seine Einwilligung giebt, die Ihrige mir nicht versagt werden wird?"

„Es würde eine lächerliche Ziererei sein, Mylord," antwortete Zoe mit einer lieblichen Mischung von Verlegenheit und Festigkeit, „wenn ich behaupten wollte, daß Sie mir vollkommen gleichgültig seien. Sie haben meine Zustimmung, wenn Sie die meines Vaters erlangen."

„Zoe — meine theure Zoe, Sie beglücken mich unendlich durch dieses freimüthige Geständniß. Wenn Ihr Vater in unsere Verbindung willigt, so schwöre ich, daß es meine einzige Aufgabe sein soll, Ihr Lebensglück zu sichern! Jetzt eile ich zu Ihrem Vater."

Kaum hatte die Thür sich hinter ihm geschlossen, so sank Zoe in einen Sessel und murmelte mit tief gefühltem Entzücken, während ihre Augen von Freudenthränen überfluthet wurden:

„Er liebt mich!"

Ja — Octavian Meredith war seit dem Tage seiner ersten Bekanntschaft mit Zoe der Gegenstand ihrer heimlichen Zuneigung gewesen, und so wurden denn die Absichten und Pläne ihres Vaters in Folge eines außergewöhnlichen Zusammentreffens der Umstände durch Zoe's eigene Gefühle unterstützt.

Sie blieb nicht lange in einem Zustande der Ungewißheit. Eine halbe Stunde später erschien Octavian mit freudestrahlendem Gesicht wieder — einem Gesicht, das den Erfolg seiner mit Herrn Armytage gepflogenen Unterredung verkündete, bevor noch ein einziges Wort seinen Lippen entfallen war.

Armytage hatte sich bei seinem Gespräche mit Lord Octavian als ein feiner Diplomat gezeigt. Er hatte — ob der Wahrheit gemäß, werden unsere Leser nach Allem, was sie über Herrn Armytage bereits wissen, selbst beurtheilen können — dem jungen Edelmanne angedeutet, daß er für seine Tochter nie eine Verbindung gesucht, bei welcher der Rang ihres zukünftigen Gatten als das allein maßgebende Element zu betrachten wäre; er habe im

Gegentheil die Hoffnung gehegt, daß sie die Gattin eines Mannes werden würde, der mehr ihrer eigenen Lebenssphäre angehöre."

„Aber," hatte Armytage hinzugefügt, „Zoe ist mein einziges Kind und ich liebe sie zu innig, als daß ich ihrem Glücke entgegentreten sollte. Sie sagen, Mylord, daß Zoe Sie liebt, und daher haben Sie meine Einwilligung. Ohne Besorgniß, eines übertriebenen väterlichen Stolzes beschuldigt zu werden, darf ich behaupten, daß ich in Zoe Ihnen einen kostbaren Schatz anvertraue. Machen Sie meine Tochter glücklich; beweisen Sie mir durch die Behandlung, welche Sie ihr künftig angedeihen lassen, daß Sie das unschätzbare Kleinod, welches ich Ihrem Gewahrsam übergebe, gebührend zu würdigen verstehen — und ich werde Ihnen meine Dankbarkeit an den Tag zu legen wissen."

Lord Octavian ließ sich durch die plausible Sprache des Herrn Armytage so vollständig täuschen, daß er Zoe's Vater wirklich für einen Mann von vortrefflichem Herzen hielt, obgleich er seine weltliche Gesinnung kannte und sehr wohl wußte, daß Armytage's Streben hauptsächlich auf die Erwerbung von Reichthum gerichtet war. Bevor er sich von seinem künftigen Schwiegervater trennte, nannte der Letztere dem jungen Edelmanne den Betrag der Mitgift, die er seiner Tochter bestimmt hatte, und die Art und Weise, in welcher die Zinsen derselben zwischen Octavian und seiner Gattin getheilt werden sollten.

Wenn aber Lord Octavian nach Beendigung dieser Unterredung über das scheinbar so offene und väterliche Benehmen des Herrn Armytage Erstaunen fühlte, so war der Letztere nicht minder überrascht, als er erfuhr, daß Zoe ihren adeligen Bewerber liebe. Er nahm sich jedoch keine Zeit, über diese Entdeckung nachzudenken; ihm genügte es, daß Zoe ohne Widerstand auf seine Pläne einging, und er eilte zum Herzog von Marchmont, um diesen von der stattgefundenen Verlobung zu benachrichtigen.

Einen Monat später wurde die Vermählung gefeiert. Herr Armytage bestand darauf, bei dieser Veranlassung den höchsten Glanz zu entfalten. Der Marquis von Penshurst, ein dürrer, bleicher alter Mann, erschien, von seinen beiden älteren Söhnen begleitet, im Hause des Brautvaters, und obgleich sie Armytage nur die gewöhnliche ceremonielle Höflichkeit erwiesen, benahmen

sie sich andererseits gegen Zoe, deren hinreißende Anmuth und Schönheit sogleich einen Eindruck auf sie machte, mit leutseliger Herzlichkeit.

Der Herzog von Marchmont befand sich unter den Gästen, welche in den am nächsten Morgen erscheinenden Zeitungsnummern als die „Elite der aristokratischen Kreise" bezeichnet wurden.

Nach dem solennen Frühstück verabschiedete sich Zoe unter Thränen der Rührung von ihrem Vater und bestieg mit ihrem Gatten eine von Herrn Armytage dem jungen Paare geschenkte glänzende Equipage, in welcher sie die Hochzeitsreise nach einem Badeorte antraten.

12.

Eine unerwartete Begegnung.

Sechs Wochen waren seit Lord Octavian's Vermählung mit Zoe Armytage verstrichen; das junge Paar war nach London zurückgekehrt und hatte ein Haus im Regent's Park bezogen.

Während der Flitterwochrn hatte Octavian keine Veranlassung gefunden, die von ihm geschlossene Verbindung zu bereuen. Jeder Tag, ja jede Stunde bewies ihm auf's Neue, daß die hohe Meinung, welche er von Zoe's Charakter, Geist und Gemüthsart gefaßt hatte, keine irrige gewesen war. Kurz, er hatte alle Ursache, sich überaus glücklich und zufrieden zu fühlen.

Eines Nachmittags machte Lord Octavian seinem Schwiegervater einen Besuch, um einige auf Zoe's Mitgift bezügliche Details zu erledigen. Das Geschäft war bald beendet und er verließ Herrn Armytage, um durch den Park nach seiner eigenen Wohnung zurückzukehren. Eben verfolgte er den Weg, welcher, vom Colosseum abzweigend, nach dem inneren Kreise führt, als ein in geringer Entfernung stattfindender Auftritt seine Aufmerksamkeit erregte. Ein Herr hatte die Hand eines anständig, aber

einfach gekleideten Mädchens ergriffen; dies war offenbar gegen den Willen der jungen Person geschehen, da sie sich aus allen Kräften bemühte, ihre Hand zu befreien, während er sie in einer Weise anredete, die ihre ganze Entrüstung hervorrief.

Aber — wie groß war Lord Octavian's Ueberraschung, als er jene Gestalt und jenes Gesicht auf den ersten Blick wieder erkannte!

Im nächsten Moment stand er an der Seite des Mädchens; einen Augenblick später hatte er den zudringlichen Verfolger desselben mit einem einzigen Schlage niedergestreckt.

Wir müssen jedoch Lord Octavian die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bemerken, daß, wenn die junge Person, als deren Beschützer er auftrat, ihm durchaus fremd gewesen wäre, er dennoch in derselben Weise gehandelt haben würde.

In heftiger Wuth raffte der von Octavian so nachdrücklich Gezüchtigte sich vom Erdboden auf, indem er, vor Zorn stammelnd, ausrief:

„Beim Himmel! Wer Sie auch sein mögen, Sie sollen mir für diesen Schimpf Genugthuung geben."

„Sie sind es, der eine achtbare junge Dame beschimpft hat," war Octavians Antwort, „und Sie haben Ihre Bestrafung dafür erhalten. Wenn Sie außer der Ihnen zu Theil gewordenen Züchtigung nach einer weiteren Verlangen tragen, soll sie Ihnen nicht entgehen. Hier ist meine Karte."

„Sehr gut," versetzte der Andere, ohne auf die ihm von Octavian überreichte Karte einen Blick zu werfen. „Sie sollen von mir hören."

Und mit schnellen Schritten entfernte er sich.

Und nun befand Lord Octavian Meredith sich allein mit dem jungen Wesen, welchem er so rechtzeitig zu Hülfe geeilt war.

Er wendete sich zu ihr und drückte die Hoffnung aus, daß der durch das stattgefundene Ereigniß ihr verursachte Schrecken keinen nachtheiligen Einfluß auf ihre Gesundheit haben werde.

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Theilnahme," murmelte sie mit zitternder Stimme, „und nicht minder gebührt Ihnen mein Dank für Ihren ritterlichen Beistand. Aber habe ich die von jenem rohen Manne ausgestoßene Drohung richtig aufgefaßt?"

fügte sie ängstlich hinzu. „O, mein Herr, ich bitte Sie dringend, so zu verfahren, daß kein Menschenleben auf's Spiel gesetzt werde?"

„Beruhigen Sie sich," antwortete Octavian in dem sanftesten Tone seiner ohnehin schon wohlklingenden Stimme. „Der Mann, welcher ein Wesen, wie Sie, beleidigen konnte, muß im Herzen ein Feigling sein. Und wenn er auch, aus Furcht vor der Verachtung der Welt, mich zum Zweikampf herausfordern sollte, so werde ich ihn sicherlich züchtigen, wie er's verdient."

„Gerechter Himmel! Sie werden Ihr Leben wagen? — O, ich beschwöre Sie, nehmen Sie die Herausforderung jenes Mannes nicht an; seine Aufführung hat ihn Ihrer Beachtung gänzlich unwürdig gemacht."

Dieser ganze Auftritt war für Lord Octavian überaus verfänglich. Das unerwartete Zusammentreffen mit der Unbekannten, deren Bild er in seiner Erinnerung aus Pflichtgefühl gegen Zoe zwar gewaltsam zurückgedrängt, das er aber nicht gänzlich zu vergessen vermocht, hatte sein ganzes früheres Interesse für sie auf's neue angefacht, und an Zoe dachte er in diesem Moment nur wie an eine Person, welche als ein lebendiges Hinderniß der Verwirklichung seines Lebensglückes im Wege stand. Und nun durchzuckte seinen Geist die niederdrückende Ueberzeugung, daß er sich für Armytage's Reichthum verkauft habe, obgleich er während einer kurzen Zeit Zoe wirklich zu lieben geglaubt.

Dies waren Lord Octavians Gefühle und Gedanken, während die reizende Unbekannte ihre Bitten fortsetzte.

Während einiger Augenblicke hatte er sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß jene Bitten aus einer zärtlichen Theilnahme hervorgingen, welche sie selbst für ihn empfände. Bald aber gewann er die Ueberzeugung, daß jene Bitten nur aus Pflichtgefühl und aus Dankbarkeit für einen Mitmenschen entsprängen, der sie in edler Weise beschützt hatte.

„Wollen Sie mir versprechen," begann sie auf's Neue, „daß dieses angedrohte Duell nicht stattfinden soll?"

„Ja, ja, ich verspreche es Ihnen," versetzte er schnell, um sie zu beschwichtigen, obgleich es keineswegs seine Absicht war, dieses

Versprechen zu halten, wenn sein Gegner Genugthuung von ihm verlangen sollte.

„Ach, mein Herr," erwiederte das Mädchen, „Sie sagen das nur zu meiner Beruhigung. O, ich verstehe!" rief sie, als ein Licht plötzlich über ihren Geist hereinbrach; „Sie werden sich gebunden erachten durch jene unnatürlichen Vorschriften, welche man den Ehrencodex nennt! Aber das darf nicht sein," fügte sie unter dem Einflusse einer neuen Idee und eines schnell gefaßten Entschlusses hinzu. „Sie haben gegen mich edel gehandelt; ich will meine Pflicht gegen Sie erfüllen."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Octavian überrascht.

„Wollen Sie," sagte schüchtern die Unbekannte, „mir nicht den Namen des Mannes sagen, dem ich so sehr verpflichtet bin?"

Octavian begriff sogleich die Absicht dieser Frage. Sie wollte den Behörden Nachricht geben, daß ein Duell stattfinden sollte, und sie hoffte, durch dieses Verfahren den Zweikampf verhindern zu können, ohne daß seine — Octavians — Ehre dadurch bloßgestellt würde. Dieser Absicht glaubte er aus verschiedenen Gründen nicht Vorschub leisten zu dürfen, und ohne Zögern antwortete er daher auf ihre Frage:

„Ich heiße Richard Percival."

„So empfangen Sie denn, Herr Percival, meinen aufrichtigen Dank für Ihr ritterliches Benehmen gegen mich," erwiederte sie.

Mit einer anmuthigen Neigung des Kopfes wollte sie hinwegeilen. Lord Octavian war jedoch schon im nächsten Moment an ihrer Seite.

„Wollen Sie mir nicht die Frage gestatten, wem ich in der glücklichen Lage war, den kleinen Dienst zu erweisen, den Sie einer Danksagung würdig erachten?"

Nach einigem Zögern antwortete das Mädchen:

„Sie haben ein Recht, mein Herr, mich danach zu fragen. Mein Name ist Christina Aschton."

„Sie erlauben mir wohl, Fräulein Aschton, Sie bis zu Ihrer Wohnung zu begleiten: es könnten Ihnen noch weitere Unannehmlichkeiten zustoßen, und —"

„Es würde mir leid thun, Ihre Zeit noch länger in Anspruch

zu nehmen, Herr Percival," antwortete die junge Dame. „Gestatten Sie mir vielmehr, meinen Weg allein fortzusetzen."

„Ich habe Ihre Absicht ergründet, Fräulein Aschton," versetzte Lord Octavian. „Sie wollen geradeswegs zu einem Friedensrichter gehen, um durch sein Einschreiten ein etwaiges Duell zu verhindern. Ich muß Sie jedoch dringend bitten, den von Ihnen beabsichtigten Schritt zu unterlassen. Sie scheinen nicht zu ahnen, daß Sie durch eine derartige Einmischung mich einem viel schlimmeren Schicksal aussetzen würden, als dem, mein Leben einzubüßen. Die Welt würde mich mit der Benennung „Feigling" brandmarken; ich aber schwöre Ihnen, daß ich, allen Behörden zum Trotz, meinen Ruf und meine Ehre wahren würde."

„Ach, steht es so?" murmelte Christina trauervoll; denn die Wahrheit dessen, was ihr Beschützer soeben gesagt hatte, leuchtete ihr nur zu sehr ein.

„Sie begreifen also, Fräulein Aschton, daß, wenn ich von dem Manne eine Herausforderung erhalte, ich mich ihm stellen muß. Ich will keinen weiteren Versuch machen, Sie in dieser Hinsicht zu täuschen. Sie dürfen jedoch um meinetwillen unbesorgt sein. Sollte ich tödtlich verwundet werden, so würde es mir noch in meinen letzten Augenblicken ein freudiger Gedanke sein, daß ich im Stande gewesen, einer liebenswürdigen jungen Dame, wie Sie es sind, einen kleinen Dienst geleistet zu haben."

Thränen traten in Christina's Augen bei dem bloßen Gedanken, daß das Leben eines Mitmenschen um ihretwillen gefährdet, vielleicht gar geopfert werden könnte, und noch immer stand sie zögernd da, ohne daran zu denken, daß ihre Unterredung mit dem ihr gänzlich fremden Herrn schon gar zu lange gedauert hatte; denn wir müssen bemerken, daß, obgleich sie selbst bei früheren Begegnungen von Octavian bemerkt und beachtet worden war, sie ihn doch nie wahrgenommen hatte.

„Sie sehen also, mein Fräulein," fuhr Meredith fort, „daß Sie dieser Angelegenheit ihren unbehinderten Verlauf lassen müssen, und daß Sie mir durch irgend eine direkte Einmischung unberechenbaren Schaden zufügen würden. Gleichzeitig aber weiß ich den Edelmuth Ihrer Motive vollkommen zu würdigen, und ich fühle mich verpflichtet, Sie mit dem Resultat bekannt machen zu

lassen. Wenn ich demnach in dem bevorstehenden Duell falle, so soll ein Freund von mir Ihnen seine Aufwartung machen und Ihnen die Nachricht mittheilen. Bleibe ich am Leben, so werde ich selbst mir das Vergnügen machen, bei Ihnen vorzusprechen, um Sie von dem glücklichen Ausgange persönlich zu überzeugen."

Wäre Christina Aschton etwas weniger unerfahren in den Wegen der Welt gewesen, so würde sie den hinterlistigen Versuch, ihr die Mittheilung ihres Wohnortes zu entlocken, sogleich durchschaut haben. Aber selbst vollkommen arglos und ohne Falsch, hatte sie keine Ahnung von den krummen Wegen anderer Personen. Sie nannte ihre Adresse, und nachdem sie dies gethan, verneigte sie sich und ging davon.

Meredith hatte nun nicht mehr den geringsten Vorwand, sie noch länger zurückzuhalten, obgleich er das Gespräch mit einem Wesen, dessen Schönheit einen so tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht, gern fortgesetzt haben würde.

Er ging nun mit langsamen Schritten seinem Hause zu. Dort angekommen, fand er den Wagen in Bereitschaft, da er Zoe versprochen hatte, sie auf einer Spazierfahrt zu begleiten. Gern wäre er zu Hause geblieben, um mit seinen Gedanken allein zu sein. Er fühlte sich jedoch nicht berechtigt, seiner ihm blindlings vertrauenden Gattin in Folge des veränderten Zustandes seiner Gefühle seine Gesellschaft zu entziehen; es war, nach seiner Meinung, für ihn vielmehr eine Pflicht, jene neuen Gefühle zu ersticken, und er faßte den ernsten Entschluß, dies zu thun, und während des Ausfluges nahm er sich so eifrig zusammen, daß Zoe ihm keine Veränderung anmerkte. Von dem Abenteuer, das möglicherweise zu einem Duell führen konnte, sagte er ihr nichts.

Um neun Uhr am Abende dieses Tages saßen Lord und Lady Octavian Meredith in ihrem Salon, als ein Diener eintrat und dem Ersteren eine Karte überreichte, indem er sagte, daß der Herr, dessen Name auf derselben stand, ihn zu sprechen wünsche.

„Ah, Kapitän Whitby," sagte Octavian im Tone der Gleichgültigkeit, um seine Gattin nicht merken zu lassen, daß etwas Außergewöhnliches vorging. „Ich werde zu ihm hinuntergehen."

Einige Augenblicke später erschien Octavian in dem Zimmer,

in welchem Kapitän Whitby seiner harrte. Der Letztere kam im Auftrage des Herrn Wilson Stanhop, — so hieß der Mann, gegen dessen unverschämte Zudringlichkeit Lord Octavian Fräulein Aschton beschützt hatte — um ihm die Herausforderung desselben zu überbringen.

Meredith schrieb ein kurzes Billet an den Herzog von Marchmont und ersuchte ihn, als sein Sekundant zu handeln. Er bat den Kapitän, dies Billet dem Herzoge zu geben, der mit ihm alle Präliminarien verabreden würde.

„Ich habe in meinem Briefe Zeit und Ort genannt und betrachte es übrigens als selbstverständlich, daß alle Betheiligten die gewissenhafteste Verschwiegenheit beobachten.“

„Das ist auch Herrn Stanhop's Wunsch,“ antwortete der Kapitän. „Herr Stanhop gesteht freimüthig zu, daß er unter dem Einflusse eines Champagnerfrühstücks sich etwas zudringlich gegen das Mädchen benahm und daher, Mylord, würde ein einziges Wort der Abbitte Ihrerseits wegen des von Ihnen ihm versetzten Schlages das Duell verhindern.“

„Und dieses Wort wird von meinen Lippen nimmermehr gesprochen werden, Kapitän Whitby.“

Der Letztere entfernte sich mit einer Verbeugung.

Es liegt nicht in unserer Absicht, eine ausführliche Schilderung des Duells zu geben. Es wird genügen, wenn wir anführen, daß Octavian zu einer frühen Stunde des nächsten Morgens aufstand, indem er seiner Gattin gegenüber vorschützte, daß die Schönheit des Wetters ihn zu einem Spazierritt vor dem Frühstück verlocke. Fast gleichzeitig mit dem Herzog von Marchmont erreichte er den Schauplatz des bevorstehenden Zweikampfes. Einige Minuten später erschienen auch Herr Wilson Stanhop und Kapitän Whitby. Einige Pistolenschüsse wurden gewechselt, ohne daß einer der beiden Gegner eine Verletzung erhielt, und Herr Stanhop erklärte sich mit der ihm gewährten Genugthuung zufrieden. Die beiden Duellanten reichten versöhnt einander die Hand und so war denn in fünf Minuten Alles erledigt.

Zum Schlusse dieses Kapitels dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß Meredith sich in die Nothwendigkeit versetzt gesehen hatte, dem Herzoge von Marchmont den Namen und die Adresse

des Fräulein Aschton mitzutheilen, damit, wenn er in dem Zweikampf fiele, sein Versprechen erfüllt und die Nachricht von seinem Schicksal der jungen Dame überbracht werden konnte. Doch hatte Octavian nicht für angemessen erachtet, dem Herzoge zu bekennen, daß Fräulein Aschton dieselbe schöne Unbekannte sei, deren er Erwähnung gethan, als er, wie wir schon früher erzählten, den Herzog über seine Aussichten zu Rathe zog.

13.

Ein Privat-Hotel.

In Mortimer Street, einer der ruhigen Straßen, die in den Cavendish Square münden, befand sich ein anständig aussehendes Privat-Hotel, dessen Besitzerin eine Wittwe, Namens Macaulay war.

Sie war ungefähr fünfzig Jahre alt, klein und korpulent, aber dennoch eine rüstige und thätige Frau. Während der ersten Tagesstunden sah man sie meistens sehr vernachlässigt und unordentlich in ihrem Aeußern; am Nachmittage jedoch pflegte sie in ihrem besten Putz zu erscheinen. Obgleich sparsam, sogar bis zu kleinlichem Geiz, und stets darauf bedacht, einen Penny hier und einen Penny dort zu ersparen, war sie doch in ihrer Art eine redliche und gutmüthige Frau. Auch besaß sie im Großen und Ganzen nicht gerade ein schlechtes oder hartes Herz, obgleich dasselbe in Geldangelegenheiten durch zahlreiche Schanzen geschützt und ziemlich unzugänglich war. Es kam ihr durchaus nicht darauf an, ganze Nächte aufzubleiben, um einen kranken Miether zu pflegen. Doch verzog sie unwillig den Mund, wenn der Miether am Zahltage die Entrichtung der Miethe und des übrigen Theils seiner Rechnung unter irgend einem Vorwande hinauszuschieben suchte.

Es war um zehn Uhr am Morgen des Tages, an welchem das unblutige Duell zwischen Lord Octavian und seinem Gegner stattgefunden hatte, als ein Mann von hoher Statur, einfach aber gut gekleidet, langsamen Schrittes durch Mortimer Street ging, und als er im Fenster des Erdgeschosses im Hause der Frau Macaulay eine Karte erblickte, welche die Ankündigung enthielt, daß das erste Stockwerk möblirt zu vermiethen sei, klopfte er an die Hausthür und theilte der dieselbe öffnenden Dienerin mit, daß er die zu vermiethenden Zimmer zu sehen wünsche. Er wurde in das Wohnzimmer des Parterregeschosses geführt, wo Frau Macaulay ihm mit einem prüfenden Blicke, als wollte sie seine Zahlungsfähigkeit ergründen, entgegentrat.

Wir haben bereits erwähnt, daß der Fremde von hoher Statur war; wir dürfen hinzufügen, daß seine ganze Persönlichkeit eine imponirende Würde entfaltete. Sein dünnes, eisengraues Haar war von der Stirn und den Schläfen zurückgebürstet. Man durfte ihn, was das Profil seines Gesichtes betraf, als einen schönen Mann bezeichnen; doch lag in dem Ausdruck desselben eine strenge, düstere Zurückhaltung, die auf Andere einen beinahe einschüchternden Eindruck machte und zu freundlicher Annäherung keineswegs aufmunterte. Seine Haut war, offenbar durch langen Aufenthalt in einem heißen Klima, gebräunt. Was sein Alter betraf, so war es schwierig, dasselbe genau zu bestimmen. Doch machte er auf den ersten flüchtigen Anblick den Eindruck eines Mannes, der das vierzigste Lebensjahr erreicht, wenn nicht schon überschritten hatte.

„Ich sehe, Sie haben einige Zimmer zu vermiethen," sagte er zu Frau Macaulay, die sich durch den angenehmen und wohlthuenden Klang seiner Stimme überrascht fühlte, denn nach seinem düsteren Aeußern hatte sie nur harte und rauhe Töne von jenen Lippen zu hören erwartet.

„Ja, mein Herr! ich glaube, die Wohnung wird Ihnen passen. Wünschen Sie die Zimmer für sich und Ihre Frau Gemahlin, oder —"

„Nur für mich selbst," antwortete der Fremde, indem er eine Bewegung nach der Thür hin machte, als wäre er ungeduldig,

die betreffenden Zimmer ohne weitere Präliminarien in Augenschein zu nehmen.

„Ich will Ihnen die Wohnung zeigen," bemerkte Frau Macaulay.

Und sie schritt dem Herrn voran in die erste Etage hinauf.

Der Fremde warf nur einen flüchtigen Blick auf das Wohnzimmer und das daran grenzende Schlafgemach; dann erklärte er sich mit der Wohnung zufrieden.

„Der Miethspreis beträgt vier Guineen die Woche, natürlich mit Einschluß der Bedienung," sagte Frau Macaulay. „Für diese Summe haben Sie aber auch noch eine Bedientenstube unter dem Dache, wenn Sie Ihren eigenen Diener halten."

„Nein, ich habe keinen und es liegt auch nicht in meiner Absicht, einen zu halten."

„Sehr wohl, mein Herr," versetzte die Wirthin. „Sie werden übrigens mein Haus sehr ruhig finden. Wann wünschen Sie einzuziehen?"

„Zunächst noch eine kurze Bemerkung," antwortete der Herr. „Es ist mir hauptsächlich um eine ruhige, stille Wohnung zu thun. Haben Sie noch andere Miether im Hause?"

„Das zweite Stockwerk ist allerdings vermiethet, aber an ein sehr nettes und ruhiges Geschwisterpaar. Es sind sehr achtungswerthe junge Leute, denn sie haben noch nicht ein einziges Mal verfehlt, ihre Miethe pünktlich zu zahlen, und doch wohnen sie schon sechs Monate bei mir."

„Und sind noch andere Miether im Hause?"

„Nein, mein Herr. Wenn Sie diese Zimmer nehmen, so sind alle meine Wohnungen besetzt, denn ich vermiethe nur die erste und zweite Etage."

„Dann will ich diese Wohnung miethen, und werde sogleich einziehen," antwortete der Fremde. „Mein Koffer ist in einem benachbarten Hotel. Ich will gehen und ihn hersenden."

„Sie haben vielleicht die Güte, mein Herr," sagte Frau Macaulay mit einigem Zögern, als fürchtete sie, den Herrn zu beleidigen, „mir eine Referenz anzugeben?"

„Das kann ich nicht, da ich keinen einzigen Bekannten in

London habe und ganz fremd bin; doch können Sie jede Summe, die Sie für angemessen erachten, voraus erhalten."

Und der Herr zog bei diesen Worten eine wohlgefüllte Börse hervor.

„Das ist nicht gerade ein und dasselbe," bemerkte die Wirthin, indem sie sich gleichzeitig sagte: „Hat nicht auch der Herr mit dem rothen Haar mir auf vierzehn Tage die Miethe vorausbezahlt und ist mir hernach doch zehn Pfund schuldig geworden, und als ich ihn endlich um die Zahlung drängte, ist er da nicht mit meinem versilberten Kaffeetopf und sechs silbernen Theelöffeln ausgerückt?"

Als demnach die würdige Wirthin diese schlimmen Erfahrungen in ihr Gedächtniß zurückrief, beschloß sie, jetzt vorsichtiger zu handeln.

„Ich verarge es Ihnen keineswegs," sagte der Fremde, „daß Sie für den achtbaren Charakter Derjenigen, welche in Ihrem Hause wohnen wollen, eine Bürgschaft verlangen. Doch wiederhole ich, daß ich in London durchaus fremd bin und Ihnen demnach keine Referenzen auf Personen geben kann, die mich näher kennen. Wenn Sie jedoch bei den Banquiers Morley u. Co. im Strand vorsprechen wollen, so werden Sie dort, wie ich glaube, die Ihnen wünschenswerthe Auskunft über mich erhalten. Erkundigen Sie sich nach den Verhältnissen des Herrn Redcliff."

„Sehr wohl, mein Herr; eine solche Referenz ist genügend."

Nachdem der Fremde sich entfernt hatte, verlor Frau Macaulay keinen Augenblick, sich nach dem Bureau der ihr genannten Banquiers zu begeben, und als sie einen der Buchhalter im vorderen Comptoir von ihrem Anliegen unterrichtet hatte, wies man sie an einen Herrn in einem inneren Zimmer. Dies gefiel ihr schon nicht, denn in ihrer Einfalt glaubte sie, daß, wenn ihr künftiger Miether bei diesem Banquierhause ein Conto führte, das heißt, Gelder bei ihm deponirt hätte, alle Buchhalter in dem Comptoir im Stande sein müßten, ihre Erkundiguugen zu beantworten. Indessen wendete sie sich an den Herrn im inneren Zimmer, und nachdem dieser sie schweigend angehört hatte, öffnete er ein großes Rechnungsbuch, das vor ihm auf dem Tische lag.

„Ich weiß nichts Näheres über Herrn Redcliff anzugeben," sagte er endlich.

„Dann bin ich um meine Zeit betrogen und sollte auch um Miethe und Auslagen betrogen werden!" rief die zornige Wirthin des Privathotels. „Wer weiß, ob der nicht auch mit einem Kaffeetopf und sechs silbernen Löffeln ausgerückt sein würde!"

„Warten Sie — warten Sie doch, gute Frau," fiel ihr der Banquier mit einem gebieterischen Schwenken seiner Feder in's Wort, „haben Sie nur ein wenig Geduld. Ich wollte eben sagen, daß Herr Redcliff mir persönlich nicht näher bekannt ist; auch weiß ich nicht, wer oder was er ist. Das aber weiß ich, daß ich mehr als hunderttausend Pfund Sterling für seine Rechnung in Händen habe."

„Mein Gott!" rief Frau Macaulay, vor Erstaunen kaum der Sprache mächtig.

„Ich glaube also, Madame," fuhr der Banquier fort, „daß, wenn Sie Herrn Redcliff als Miether haben — vorausgesetzt, daß es derselbe Herr Clemens Redcliff ist, dessen Name in meinem Buche steht — Sie keine Gefahr laufen, Ihren Kaffeetopf oder Ihre silbernen Löffel zu verlieren."

Der Banquier machte eine leichte Verbeugung, welche gleichzeitig den nicht zu verkennenden Wink enthielt, daß er nichts weiter zu sagen habe und daß seine Zeit kostbar sei. Frau Macaulay entfernte sich und kehrte nach ihrem Hause zurück. Fast unmittelbar nach ihrer Rückkehr kam das Gepäck ihres neuen Miethers aus dem benachbarten Hotel an, und da die Wirthin dem Träger desselben — es war der Hausknecht des betreffenden Hotels — aufgepaßt hatte, so nahm sie den Mann in ihr Wohnzimmer, schenkte ihm ein Glas Branntwein ein und begann ihn zu befragen.

„Wer ist dieser Herr Redcliff?" sagte sie.

„Weiß nichts über den Herrn, Madame — nichts weiter, als daß er allen Dienstboten ein sehr reichliches Trinkgeld gegeben hat."

„Wie lange hat er in Eurem Hotel gewohnt?"

„Er kam zuerst vor sechs oder sieben Wochen, denk' ich. Aber er blieb damals nur ein paar Tage und während er da war,

schloß er sich die ganze Zeit über in seinem Zimmer ein und las ganze Haufen von alten Zeitungen durch. Dann reiste er eines schönen Tages auf's Land. Er nahm nur seine Reisetasche mit und sagte, daß er bald wieder zurückkommen würde. Seine Rechnung bezahlte er nicht, er schien es ungeheuer eilig zu haben. Fünf oder sechs Wochen vergingen und der Alte" — mit dieser Bezeichnung war der Besitzer des Hotels gemeint — „begann schon zu glauben, daß er beschwindelt worden wäre und daß in dem großen schweren Koffer des fremden Herrn nichts weiter wie Ziegelsteine und Stroh oder dergleichen läge und daß der Herr alle seine Wäsche und Kleider in der Reisetasche mitgenommen hätte."

„Und der Verdacht war ganz natürlich," bemerkte Frau Macaulay. „Ich würde lange vor Ablauf der sechs Wochen dasselbe geglaubt haben. Aber erzählen Sie weiter."

„Nun, Madame, gestern Morgen also entschloß sich der Alte, als er fand, daß der fremde Herr noch immer nicht zurückkam, den Koffer zu erbrechen. Er befahl mir also, ein Brecheisen zu nehmen und mich an die Arbeit zu machen. Gerade wie ich nach oben gegangen bin, hält eine Droschke vor der Hausthür und wer zum Teufel tritt in's Haus? Herr Redcliff, dem der Kutscher die Reisetasche nachträgt. Ich hab' also nichts Eiligeres zu thun, als das Brecheisen unter meiner Weste zu verstecken und Herrn Redcliff meine schönste Verbeugung zu machen, als er an mir vorüber nach seinem Zimmer geht. O, aber der Alte war froh, daß Herr Redcliff nicht ein paar Minuten später gekommen war, denn sonst würde er, so wahr wie heut die Sonne scheint, seinen Koffer erbrochen gefunden haben."

„Ich weiß so viel, daß ich ihn schon am Ende der ersten Woche erbrochen haben würde," bemerkte Frau Macaulay. „Nun, was geschah weiter?"

„Vor einer Stunde, Madame, klingelt Herr Redcliff und fordert seine Rechnung. Nun sehen Sie, sein Koffer hatte die ganzen sechs Wochen, die er verreist gewesen war, in seinem Schlafzimmer gestanden; der Alte setzt ihm also für sechs Wochen Logis auf die Rechnung. Dem Kellner war doch ein bischen ängstlich um's Herz, als er die Rechnung zu Herrn Redcliff hinauftrug, obschon er sonst dreist genug ist. Aber der Herr sah nur den

Totalbetrag an, warf einige Banknoten auf den Tisch und bezahlte die Rechnung, ohne sich einen Augenblick zu besinnen."

„So hab' ich's gern!" rief Frau Macaulay, indem sie sogleich den Beschluß faßte, daß ihre eigenen Rechnungen für Herrn Redcliff nicht gar zu unbedeutend ausfallen sollten.

„Und ich will verdammt sein, Madame," fügte der Hausknecht hinzu, „wenn Herr Redcliff nicht allen Leuten im Hotel solche Trinkgelder gab, als ob er die ganzen sechs Wochen hindurch im Hause logirt hätte."

„Nehmen Sie doch noch ein Gläschen Wachholder," sagte Frau Macaulay, die in der Freude ihres Herzens über den Besitz eines solchen Miethers und über die Beseitigung ihres früheren Verdachtes in eine sehr freigebige Stimmung gerieth.

Der Mann leerte das ihm zum zweiten Male gefüllte Glas, trug den Koffer des Herrn Redcliff in dessen Wohnung hinauf und entfernte sich. Einige Minuten später erschien der neue Miether und nahm Besitz von seinen Zimmern.

14.

Die Zwillingsgeschwister.

Zu derselben Stunde, in welcher Herr Redcliff in seine neue Wohnung zog, saßen die Bewohner der zweiten Etage zusammen an einem Tische, auf welchem Bücher und weibliche Handarbeiten umherlagen. Das Zimmer war anständig und behaglich ausgestattet. Die beiden Insassen desselben waren Bruder und Schwester, und sogar ein oberflächlicher Beobachter würde in ihnen Zwillinge erkannt haben. Die Schwester haben wir unseren Lesern bereits vorgeführt; sie war dieselbe Christina Aschton, um derenwillen Lord Octavian Meredith sich in einen Zweikampf verwickelt hatte. Sie war zwischen siebzehn und achtzehn Jahre alt und prangte in aller Fülle der Jugend und Schönheit.

Christina's Bruder war ein überaus einnehmender Jüngling; die bewunderungswürdige Symmetrie seiner Formen versprach bei weiterer Reife und Entwickelung die schönsten männlichen Proportionen.

Beide hatten eine gute Erziehung erhalten; sie waren einander aufrichtig zugethan, und so geschah es denn fast täglich, daß, während Christina mit ihrer Handarbeit beschäftigt war, ihr Bruder Christian ihr aus einem unterhaltenden und zugleich belehrenden Buche vorlas.

Es war am Nachmittage des Tages, der auf Christina Aschton's Abenteuer im Regent's Park folgte und also auch desselben Tages, an dessen Morgen das Duell stattgefunden hatte. Christina hatte ihrem Bruder alle Einzelnheiten des Ereignisses erzählt — denn die Geschwister hielten vor einander nichts geheim — und nun bemerkte Christian, wenn er dann und wann von seinem Buche aufblickte, daß sie nervös und unruhig war.

„Ich wünschte, liebe Christina, daß Du von dieser Sorge erst befreit wärest," sagte er endlich, sein Buch auf den Tisch legend.

„Es ist ein schrecklicher Gedanke, Christian," antwortete sie trauervoll, während Thränen in ihre schönen Augen traten, „daß Menschenleben möglicherweise auf's Spiel gesetzt, vielleicht sogar geopfert worden sind, und das Alles um meinetwillen."

„Aber hatte nicht Herr Percival Dir versprochen, daß Du von dem Ausgange des Duells benachrichtigt werden solltest? Verlasse Dich darauf, daß, wenn etwas Verhängnißvolles geschehen wäre, wir es nun bereits wissen würden. Herr Percival hat Dich, wie ich glaube, von seiner Wohnung nicht in Kenntniß gesetzt; hätte er dies gethan, so würde ich hingehen und in seiner Nachbarschaft Erkundigungen einziehen."

„Nein, er vermuthete, daß ich die Absicht hegte, die Behörden zu benachrichtigen und auf diese Weise dem Duell vorzubeugen."

„Ach, liebe Christina," rief ihr Bruder, „dies war das erste Mal während der ganzen sechs Monate, die wir in London zugebracht haben, daß Du allein ausgingst — und es soll auch das letzte Mal gewesen sein."

„Du warst mit Deiner Zeichnung so beschäftigt, Christian, daß ich Dich von derselben nicht abziehen wollte. Auch glaubte ich, daß auf dem kurzen Wege zu Preston mir nichts zustoßen würde. Außerdem hattest Du vergessen, daß es der Tag war, an welchem wir unser Monatsgeld in Empfang nehmen mußten, und Du warst daher nicht zum Ausgehen angekleidet. Die Stunde war bereits gekommen, in welcher das Geld abgeholt werden sollte, und Du weißt, wie streng Herr Preston darauf hält, daß wir genau zur bestimmten Stunde erscheinen."

„Nun, nun, ein andermal, meine liebe Schwester, will ich's nicht wieder vergessen und mich bereit halten, zur festgesetzten Zeit mit Dir auszugehen. Aber ich vergaß Dich zu fragen: war Herr Preston dieses Mal mittheilender als sonst?"

„Nein, durchaus nicht. Er war kurz und einsilbig, wie immer, und ich fand gar keine Gelegenheit, ihm die beabsichtigten Fragen vorzulegen."

„Diese geheimnißvolle Zurückhaltung mißfällt mir im höchsten Grade," sagte Christian. „Das müßige Leben, zu welchem ich bisher verurtheilt war, ist mir zuwider. Ich sehne mich herzlich danach, in irgend eine Stellung versetzt zu werden, in der ich im Stande sein würde, unseren Lebensunterhalt zu erwerben. Wenn es Wohlthaten sind, von denen wir abhängen, so ist es hohe Zeit, daß wir uns einer so demüthigenden Lage entziehen. Wenn es sich aber so verhält, daß unser verstorbener Onkel uns bei seinem Tode einiges Vermögen hinterlassen hat und daß Herr Preston sein Testamentsvollstrecker und gewissermaßen unser Vormund ist, so wünsche ich, er sagte uns, wie wir situirt sind und welche Aussichten wir für die Zukunft haben. Ich bin entschlossen, Christina, wenn der monatliche Zahltag wieder erscheint, mir von Herrn Preston einige Auskunft über diese Dinge zu erbitten. Das ist ein so natürliches und berechtigtes Gefühl, daß er sich gewiß nicht weigern wird, demselben nachzukommen."

„Ja, das sollst Du thun, Christian," war die Antwort der Schwester. „Am vorigen Montag war es ein Jahr, daß unser guter Oheim auf eine so schreckliche Weise das Leben einbüßte —"

„Und während dieser ganzen Zeit haben wir über die Umstände und Verhältnisse, in denen Onkel Ashton uns zurückgelassen

hat, nicht mehr erfahren, als uns an seinem Todestage bereits bekannt war — ausgenommen das Eine, daß Herr Preston sich auf irgend eine Weise für uns interessirte. Als er uns vor sechs Monaten von unserem angenehmen ländlichen Aufenthaltsorte nach dieser großen Hauptstadt kommen ließ, da hoffte ich, daß er für mich etwas Entscheidendes thun, mir einen Beruf oder eine Beschäftignng anweisen würde; aber nein — seit sechs Monaten wohnen wir in diesem Hause und meine Hoffnungen sind nicht weiter gefördert, als am Tage unserer Ankunft. Doch sollte ich nicht murren; es ist vielleicht gottlos von mir, denn wir haben genug, um behaglich zu leben, und bei unseren geringen Bedürfnissen sind zwölf Guineen monatlich ein kleines Vermögen."

In diesem Augenblicke trat eine der Hausmägde in das Zimmer und sagte:

„Ein Herr fragt nach Ihnen, Fräulein. Er nennt sich Herr Percival."

„O, dann ist ihm nichts Schlimmes zugestoßen," murmelte Christina mit einem Blick tiefen Dankgefühls, während ihr Bruder die Dienerin beauftragte, den Herrn heraufzuführen.

Aber während Lord Octavian Meredith die Treppe heraufkommt, müssen wir die Umstände anführen, unter denen er den von ihm angenommenen Namen Percival dem Fräulein Aschton gegenüber noch beibehielt. Unsere Leser wissen, daß er für das junge Mädchen in Liebe entbrannt war, als sie für ihn noch „die schöne Unbekannte" war, und daß er in Bezug auf seine wirklichen Gefühle für Zoe sich sehr getäuscht hatte. Das unerwartete Zusammentreffen mit Christina im Park hatte ihm die Augen geöffnet und nun erst fühlte er, welche Uebereilung er begangen, indem er Zoe Armytage heirathete. Obgleich nun sein Pflichtgefühl gegen Christina nicht minder, als gegen Zoe ihn hätte veranlassen müssen, die Gefahren einer neuen Unterredung mit dem jungen Mädchen zu meiden, besaß er doch nicht einen genügenden Grad von Selbstbeherrschung, der Versuchung, bei dem Gegenstande seiner Leidenschaft vorzusprechen, zu widerstehen. Wir müssen dem jungen Edelmanne die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß die Absicht der Verführung ihm durchaus fern lag; ein so gottloser Gedanke war noch keinen Augenblick in ihm aufgestiegen; er dachte

eben nur an das Vergnügen, welches er empfinden würde, Christina wiederzusehen und ihrer lieblichen Stimme zu lauschen. Und so benutzte denn Lord Octavian, ohne einen bestimmten Anschlag gegen ihre Tugend geschmiedet zu haben, sondern nur einer unwiderstehlich gewordenen Verblendung nachgebend, den Vortheil, welchen sein falscher Name ihm gewährte, um sich Christina zu nähern und in ihrer Wohnung aus- und einzugehen.

„Meinem Versprechen gemäß, Fräulein Aschton," sagte Octavian bei seinem Eintritt, „bin ich hier, um Sie von meinem vollkommenen Wohlsein zu überzeugen."

In derselben einfachen und ungekünstelten Weise, die ihn schon bei der ersten Unterredung mit ihr bezaubert hatte, wiederholte sie ihre Danksagungen für den ihr gewährten Schutz und drückte schüchtern, aber herzlich ihre Freude aus, daß keine ernsten Folgen für ihn aus jenem Ereigniß entstanden waren. Dann fragte sie nach den Einzelnheiten des Duells.

„Ich stellte mich der Herausforderung des Herrn Stanhop; — so heißt nämlich der Herr, der Sie beleidigte — wir wechselten einige Schüsse, doch wurde Keiner von uns verwundet. — Ich brauche wohl nicht erst zu fragen, ob dieser Herr Ihr Bruder ist?"

Bei diesen Worten wendete er sich zu Christian, dem er freundlich die Hand bot, welche mit dem ganzen Vertrauen der arglosen Jugend angenommen wurde.

Und nun enspann sich zwischen Octavian und den Geschwistern eine lange Unterhaltung, in welcher diese dem Ersteren rückhaltslos Alles mittheilten, was sie selbst über ihre Verhältnisse wußten.

Als der Lord endlich aufstand, um sich zu entfernen, bat er um die Erlaubniß, dann und wann vorsprechen zu dürfen. Christina antwortete nicht; ihr Bruder jedoch, erfreut über ein Entgegenkommen, von dessen Ursprung er in seiner Unerfahrenheit eine viel zu günstige Meinung hatte, drückte bereitwillig seine Zustimmung aus.

Lord Octavian hatte sich noch nicht lange entfernt, als Frau Macaulay ziemlich geräuschvoll in das Zimmer trat und durch ihre Miene und Benehmen heftige Bestürzung verrieth.

Erstaunt und unruhig blickten die Geschwister die Wirthin an.

„Habe ich Sie nicht sagen hören, mein lieber junger Herr, und auch Sie, mein Fräulein," rief sie ihnen entgegen, „daß Herr Preston im Regent's Park Ihr Freund — oder Vormund — oder etwas Aehnliches ist?"

„Gewiß!" riefen Beide und blickten mit erhöhter Unruhe und Spannung auf die Wirthin.

„Sagen Sie mir — hat Herr Preston viel Geld von Ihnen in Händen?" fragte die Frau weiter.

„Das wissen wir nicht," antwortete Christian. „Aber was ist geschehen?"

„Ich fürchte sehr, es wird ein schwerer Schlag für Sie Beide sein. Herr Preston ist fortgelaufen — durchgebrannt, wie man's nennt," antwortete Frau Macaulay. „Er hat Fälschungen zu einem ungeheuren Betrage verübt — Plakate sind überall angeklebt, die eine Belohnung für seine Verhaftung ausbieten. Ich habe eben eines von den Plakaten gesehen und der Name fiel mir auf; ich fürchtete sogleich, daß es Ihr Herr Preston sein möchte. Und es ist gar nicht zu bezweifeln, daß es derselbe ist: Joseph Preston in Cambridge Terrace."

Ja, es war in der That derselbe und die Nachricht von seiner Flucht war für die armen Geschwister ein Donnerschlag. Während einer Minute starrten sie Frau Macaulay in sprachloser Bestürzung an.

Die Wirthin fand durch die Wirkung, welche die von ihr mitgetheilte Nachricht auf Christian und seine Schwester hervorbrachte, ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Wir haben bereits gesagt, daß sie nicht gerade ein schlechtes Herz hatte; doch wurde ihr besseres Gefühl durch ihre Geldgier und ihre stete Furcht vor Verlusten fast gänzlich erstickt. Während sie demnach die unglücklichen Waisen einerseits wirklich bemitleidete, legte sie sich andererseits jetzt schon die Frage vor, ob sie unter den obwaltenden Umständen wirklich daran denken könnten, ihre Wohnung auch fernerhin zu behalten, und ob der Miethspreis von fünfundzwanzig Schillingen für die Woche von nun an auch pünktlich gezahlt werden würde.

„Glauben Sie nicht," fragte sie, „daß es rathsam sein würde, wenn Sie sogleich nach Herrn Preston's Hause gingen? Wahrscheinlich werden Sie es schon von der Polizei besetzt finden und Sie können jedenfalls ermitteln, ob er Papiere zurückgelassen hat, die auf Sie Bezug haben."

Dieser Rath schien den unglücklichen Geschwistern vortrefflich und sie machten sich sogleich auf den Weg. Unterwegs bestrebten sich Beide, eine Miene der Hoffnung und Zuversicht anzunehmen, obgleich sie weit entfernt waren, Hoffnung und Zuversicht wirklich zu fühlen. Im Gegentheil, sie vermochten sich der Besorgniß nicht zu erwehren, daß die Verbrechen des Herrn Preston, dessen eigentliche Beziehungen zu ihnen selbst sie in Folge seiner geheimnißvollen Zurückhaltung nie zu ergründen im Stande gewesen waren, auch für sie verderblich sein würden.

Sie erreichten endlich Cambridge Terrace und auf ihr Klopfen an die Hausthür wurde dieselbe von einem Polizei-Konstabler geöffnet. Von diesem erfuhren sie, daß Preston Fälschungen verübt hatte, die sich, so weit sich bis jetzt habe ermitteln lassen, auf dreißigtausend Pfund beliefen, und daß nach aller Wahrscheinlichkeit noch weitere Betrugsfälle entdeckt werden würden. Auf ihre besondere Anfrage erfuhren die Geschwister, daß Dokumente von Wichtigkeit weder in der Privatwohnung, noch in dem Komptoir in der City entdeckt wären; doch habe man in Preston's Schlafzimmer die verkohlten Ueberreste vieler verbrannten Papiere im Kaminrost gefunden.

Langsam und schweigend entfernten sich Christian und seine Schwester aus dem Hause des entflohenen Fälschers, ohne daß sie einander anzublicken wagten. Sie fühlten sich zu Grunde gerichtet.

„Verzagen wir nicht, liebe Christina," sagte der Bruder endlich, indem er stehen blieb und sich die Augen trocknete. „Was Herr Preston für mich zu thun unterließ, muß ich nun selbst auszuführen suchen. Ich will mir eine Anstellung suchen, in welcher ich wenigstens Etwas erwerben kann, und ich bin entschlossen, im Schweiße meines Angesichts zu arbeiten, um uns Beide anständig zu ernähren."

„Und auch ich will arbeiten, Christian," antwortete die Schwe-

ster. „Du hast Recht — wir wollen nicht verzagen. Man hat uns eine gute Erziehung gegeben, und es müßte seltsam zugehen, wenn wir durch Fleiß nicht unseren Lebensunterhalt erwerben könnten."

Der Entschluß, zu welchem die Geschwister gelangt waren, flößte ihnen neuen Muth ein und die Thränen verschwanden aus ihren Augen. Auf ihrem Heimwege berathschlagten sie über das Verfahren, welches sie zunächst einschlagen sollten. Beide stimmten darin überein, daß eine Wohnung für fünfundzwanzig Schillinge die Woche für ihre neuen Verhältnisse zu theuer sein würde, und sie beschlossen daher, mit Frau Macaulay wegen Aufgabe derselben zu sprechen.

Als sie Mortimer Street erreichten, begaben sie sich sogleich in das Wohnzimmer der Wirthin, erklärten der Letzteren mit aller Offenheit ihre neue Lage und drückten den Wunsch aus, so bald als möglich eine minder kostspielige Wohnung zu beziehen.

„Nun, meine armen Kinder," sagte Frau Macaulay, „Sie thun mir wirklich aufrichtig leid, und wenn ich Ihnen irgendwie behülflich sein kann, so bin ich von ganzem Herzen dazu bereit. Ich kenne eine sehr würdige Wittwe, die ein kleines Haus in Park Street bewohnt, und ich weiß zufällig, daß sie in diesem Augenblick zwei hübsche Zimmer für zehn Shilling wöchentlich zu vermiethen hat. Sie können sich auf mich beziehen. Was Ihre Wohnung bei mir betrifft, so will ich Sie nicht drücken. Sie haben eben eine neue Woche begonnen, und ich würde außerdem zu einer einwöchentlichen Kündigung berechtigt sein. Von der Kündigung aber wollen wir ganz absehen, und wenn Sie mir die angefangene Woche bezahlen, werde ich mich damit begnügen. — Sie wollen sich also nach Handarbeit umsehen, Fräulein? Nun, das ist recht von Ihnen. Ich würde Ihnen rathen, sich an Herrn Tomlinson, den großen Garderobier in der City, zu wenden. Ich glaube bestimmt, daß Sie dort Beschäftigung finden.

Noch an demselben Abende verließen die Waisen das Haus der Frau Macaulay, um nach ihrer neuen, billigeren Wohnung in Park Street überzusiedeln und dort den Kampf mit dem Leben zu beginnen. Die Liebe für einander flößte ihnen Muth und Zu=

verſicht ein, und Hand in Hand traten ſie aus ihrem bisherigen Wohnzimmer hervor.

Als ſie die Treppen hinuntergingen und eben den Vorflur der erſten Etage erreicht hatten, öffnete ſich die Thür des Vorderzimmers und Herr Redcliff erſchien, zum Ausgehen angekleidet, auf der Schwelle deſſelben. Seine dunklen Augen hefteten ſich ſogleich auf die Geſchwiſter, und der Anblick der Letzteren erregte in ihm ein lebendiges Intereſſe für Beide.

„Ich glaube," ſagte er, „Sie ſind meine Hausgenoſſen, von welchen die Wirthin erſt dieſen Morgen in ſo lobenden Ausdrücken zu mir ſprach."

Chriſtian antwortete, daß er und ſeine Schweſter bisher in dem Hauſe gewohnt hätten, daß ſie aber eben im Begriff wären, eine andere Wohnung zu beziehen.

„Wirklich?" ſagte Redcliff mit ſichtbarer Betrübniß. „Das bedaure ich. Es würde mir Vergnügen gewährt haben, Ihre nähere Bekanntſchaft zu machen."

Nach dieſen Worten verbeugte er ſich und eilte die Treppe hinunter und zum Hauſe hinaus.

„Er iſt ein ſeltſamer Mann," bemerkte die Wirthin, welche, am unteren Ende der Treppe ſtehend, um den Waiſen Lebewohl zu ſagen, das ſoeben ſtattgefundene kurze Geſpräch gehört hatte. „Und nun wünſche ich Ihnen von ganzem Herzen Glück und Wohlergehen, meine jungen Freunde. Beſuchen Sie mich oft, um mir zu ſagen, wie es Ihnen ergeht. Vergeſſen Sie nicht Herrn Tomlinſon, den Garderobier, Fräulein Aſchton."

Die Waiſen verabſchiedeten ſich von ihrer bisherigen Wirthin, beſtiegen die bereitſtehende Droſchke und fuhren nach ihrer neuen Wohnung.

15.

Die Dame aus dem Orient.

Wir verlegen nun den Schauplatz unserer Erzählung nach einer kleinen, aber überaus eleganten Villa in der Nähe von Notting Hill. Sie stand abgesondert von den anderen Wohnhäusern ihrer Nachbarschaft und in der Mitte eines geräumigen Gartens, der von einer Mauer umschlossen war, mit Ausnahme desjenigen Theils des Wohngebäudes, der seine Front der Landstraße zuwendete; hier befand sich in der Gartenmauer eine Lücke, die ihrerseits durch ein eisernes Gitter versperrt wurde. Innerhalb dieses Gitters standen die verschiedenen Gebüsche in so dichten Gruppen zusammen und waren so hoch emporgeschossen, daß sie für die Bewohner der Villa einen vollständigen Vorhang bildeten, der sie gegen die neugierigen Blicke der auf der Landstraße vorüberwandelnden Personen genügend schützte. Die Fenster des Wohngebäudes waren sämmtlich mit venetianischen Jalousien versehen, die man den ganzen Tag hindurch gewöhnlich geschlossen hielt.

Wir haben von diesem Wohnsitz gesprochen, wie er sich bei Tage zu präsentiren pflegte. Doch beabsichtigen wir nun, den Leser zur Abendzeit, während der Schleier der Dunkelheit auf der Erde ruht, in das Innere der Villa zu führen.

Ein im ersten Stockwerk befindliches Gemach, aus dem man auf den hinteren Theil des Gartens blickt, war in einem ganz und gar orientalischen Style eingerichtet. Anstatt der Stühle erblickte man eine fast ununterbrochene Reihe von Ottomanen an den Wänden. Vorhänge von den schwersten und kostbarsten carmoisinrothen Seidenstoffen verwehrten dem leisesten Luftzuge den Zugang. Eine von der Mitte des Plafonds herabhängende Ampel verbreitete einen rosenfarbenen, sanften Lichtschimmer, da der Flammenschein nur durch eine rothgefärbte Glaskugel in das Gemach drang. Auch die übrige Ausstattung desselben entsprach den bereits beschriebenen Einrichtungen.

Wer aber saß halb zurückgelehnt auf einer der luxuriösen Ottomanen? Sicherlich eine Dame, denn nur weiblicher Geschmack konnte eine so reizende Zurückgezogenheit geschaffen haben. Es war in der That eine Dame, die das dreißigste Lebensjahr erreicht haben mochte, und obgleich die etwas dunkele Hautfarbe ihren orientalischen Ursprung verrieth, so hatte doch der heiße Himmelsstrich, dem sie entsprossen war, ihrer wahrhaft imponirenden und blendenden Schönheit keinen Abbruch gethan.

Die Kleidung der Dame war überaus reich und harmonirte vortrefflich mit dem fremdartigen Aussehen des Gemaches, in welchem wir sie finden.

Es war, wie wir bereits andeuteten, zwischen neun und zehn Uhr Abends. Die Dame schien abwechselnd in tiefes Nachdenken zu versinken und dann wieder Unruhe und Aufregung zu verrathen. Mehrere Male während des kurzen Zeitraums einer Viertelstunde warf sie einen Blick auf eine elegante, mit Diamanten besetzte Uhr, die, an einer massiven goldenen Kette befestigt, in dem Brusttheile ihres Kaftans steckte.

„Die Zeit vergeht und er kommt nicht!" murmelte sie endlich in einem der orientalischen Dialekte.

Die Stimme, mit welcher diese wenigen Worte gesprochen wurden, war so lieblich und flötend, daß sie selbst der härtesten Sprache einen unbeschreiblichen Reiz würde verliehen haben. Es war eine Stimme, welche, einmal gehört, für immer unvergeßlich bleiben mußte.

Bald darauf setzte die Dame eine silberne Glocke in Bewegung und eine indische Dienerin erschien in dem Gemach. Diese Person war ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt, groß, schlank und herrlich geformt. Ihre Bewegungen verriethen die leichte Elasticität einer Bajadere. Auch ihr Gesicht, viel dunkler zwar, als das ihrer Herrin, war von außergewöhnlicher Schönheit. In ihren Augen lag eine solche Gluth, daß sie buchstäblich zu brennen schienen und daß der Anblick derselben dem Beschauer ebenso viel Pein als Vergnügen bereitete.

Sie betrat das Zimmer mit niedergeschlagenen Augen und in einer so unterwürfigen Haltung, wie man solche von einer Sklavin, die sich einer Königin nähert, hätte erwarten dürfen.

„Es ist beinahe zehn Uhr, Sagoonah?" fragte die Dame, „oder geht meine Uhr unrichtig?"

Auch dieses Gespräch zwischen der Herrin und Dienerin wurde in dem indischen Dialekt geführt.

„Ja, Hoheit, es ist nahe an Zehn," war die Antwort.

„Still, nenne mich hier nicht Hoheit!" rief die Fürstin, — denn diesen Rang bekleidete sie in ihrer Heimath. „Aber," fügte sie mit einem freundlichen Lächeln hinzu, „ich vergaß, daß wir in unserer Muttersprache redeten, die hier Niemand versteht. — Sage mir, Sagoonah, wie gefällt Dir dieses fremde Land?"

„Ich habe bis jetzt so wenig davon gesehen, daß ich noch keine Meinung darüber aussprechen mag. Uebrigens gefällt es mir in jedem Lande, wo meine Herrin zu weilen für gut findet."

In diesem Augenblicke hörte man an der Hausthür klingeln. Die Fürstin zuckte heftig zusammen und machte Sagoonah ein Zeichen, die unmittelbar darauf das Gemach verließ. Kaum war die Thür hinter ihr zugefallen, so trat die Aufregung der Fürstin noch mehr hervor. Bald aber gelang es ihr, einige Fassung zu erringen, und ihre Augen hefteten sich gespannt, aber mit einem Ausdruck freudiger Erwartung auf die Thür. Die letztere ging auf — und Herr Redcliff wurde in das Gemach gewiesen.

Die Fürstin machte unwillkürlich eine Bewegung, als wollte sie aufspringen und ihm entgegeneilen. Doch unterdrückte sie diese augenscheinliche Neigung und blieb an ihrem Platze, von welchem sie auf den Eintretenden einen Blick heftete, in dem sich eine seltsame Mischung von Zärtlichkeit und trauervoller Bitte ausprägte.

Was Redcliff betraf, so blieb er während einiger Sekunden in der Nähe der Thür stehen. Seine dunklen Augen blickten halb vorwurfsvoll und nicht ohne Strenge auf die Fürstin.

Es war offenbar, daß Beide sich unter dem Einflusse eines peinlichen Zwanges befanden und daß weder der Eine, noch die Andere wußten, wie sie das Gespräch beginnen sollten.

„Endlich sehen wir uns wieder," sagte nach einer peinlichen Pause die Fürstin mit zitternder Stimme. „Sie haben meine Aufforderung erhalten und sind gekommen."

„Aufforderung?" wiederholte Redcliff, seine ohnehin schon hohe

Gestalt stolz zu ihrer vollen Höhe emporrichtend. „Vergessen Sie nicht, Fürstin Indora, daß Sie jetzt nicht in einem Lande sind, wo Sie freie Menschen auffordern, ihnen befehlen und sie zwingen können. Wenn Sie mich hier sehen, so geschieht es nur, weil ich mich freiwillig hierher verfügt habe, keiner anderen Macht gehorsam, als der meines eigenen Willens."

„Sie sind vielleicht berechtigt, mir Vorwürfe zu machen," versetzte Indora in einem traurigen, weichen Tone. „Doch würde es großmüthig von Ihnen sein, wenn Sie sich derselben enthalten wollten."

„Ja, ich will es," sagte Redcliff, einen sanfteren Ton annehmend, als bereute er den der Dame soeben gegebenen Verweis, „denn obgleich Ew. Hoheit königlicher Vater und Sie selbst mir einiges Böse zugefügt haben, so haben Sie Beide mir doch auch Gutes erwiesen."

Die Fürstin Indora winkte ihm, sich niederzulassen. Er legte langsam seinen Mantel ab und setzte sich auf die Ottomane, aber in solcher Entfernung von der Dame, daß sie ihm einen Blick zärtlichen Vorwurfs zuwarf.

Wir müssen bemerken, daß das soeben geführte Gespräch in derselben Sprache stattgefunden, deren sich Indora ihrer Dienerin gegenüber vorhin bedient hatte, und daß Redcliff in jener Sprache sich mit Geläufigkeit auszudrücken wußte.

„Wäre es möglich," fragte er nun, „daß Ew. Hoheit zu dem alleinigen Zwecke nach England gekommen sind, welchen Sie in Ihrem Briefe an mich, den ich diesen Nachmittag empfing, angedeutet haben?"

„Zu welchem anderen Zwecke sollte ich gekommen sein?" entgegnete die Fürstin. „Ja, Clemens Redcliff, ich bin Ihnen in Ihr Heimathland gefolgt, und das in keiner anderen Absicht, als derjenigen, die ich in meinem Schreiben angab. Ich spreche ganz offen; die Liebe hat mich schon ehedem kühn gemacht, sie flößt mir auch jetzt Muth ein, denn ich bin stolz auf die Liebe, die ich für Sie empfinde."

Redcliff hatte diese Worte mit sichtbarem Schmerz angehört; sein Herz war zu edel, als daß er nicht Mitleid hätte fühlen sollen für ein Weib, welches eine so außerordentliche Zuneigung für

ihn an den Tag legte — eine Zuneigung jedoch, die er nicht zu erwiedern vermochte. Er war um Ausdrücke verlegen, in denen er eine Entscheidung hätte fällen sollen, welche die von der Fürstin gehegte Hoffnung vernichten mußte.

„Sie sprechen nicht,“ fuhr sie fort, „Sie sind kalt und zurückhaltend. Ich fürchtete in der That, daß es so sein würde, und dennoch suchte ich mich vom Gegentheil zu überreden. Ich sagte mir, Sie könnten nicht umhin, sich durch diese letzten Beweise meiner Liebe gerührt zu fühlen.“

„Indora,“ sagte Redcliff in den mildesten Tönen seiner reichen, klangvollen Stimme, „diese Ihre Verblendung ist unbegreiflich. Ich besitze keine Eitelkeit, der möglicher Weise geschmeichelt werden könnte,“ fügte er nicht ohne Bitterkeit hinzu, „und daher kann ich mich nicht über mich selbst täuschen, wenn ich in den Spiegel blicke. Ich weiß, daß ich ein vorzeitig gealterter Mann bin; mein Haar ist früh ergraut, meine Hautfarbe fahl geworden durch Krankheit und gebräunt durch die glühende Sonne Ihres Geburtslandes —“

„Sprechen Sie nicht so,“ unterbrach ihn Indora mit einem Blicke unaussprechlicher Zärtlichkeit. „Selbst wenn Sie so wären, wie Sie behaupten, so sind Sie es doch nicht in meinen Augen. Wäre Ihr Haupthaar weiß, Ihr Antlitz mit Runzeln bedeckt, Ihre Gestalt vom Alter gebeugt, ich würde Sie dennoch ebenso aufrichtig und zärtlich lieben. Ja, ich würde Sie nur so sehen, wie Sie vor vielen Jahren waren, als ich, noch im Kindesalter, Sie zum ersten Mal erblickte. Auch war es nicht blos das Bild Ihrer persönlichen Schönheit, wie sie damals war, das sich meinem Herzen so unauslöschlich einprägte; Ihr glänzender Geist erfüllte mich mit Bewunderung, Ihr Benehmen bezauberte mich, Ihr Wissen bereicherte auch meinen Geist.“

Sie schwieg einen Augenblick; dann fuhr sie, plötzlich von einer Sprache zur anderen übergehend, in ihrer Anrede fort, indem sie sich der englischen Sprache und zwar mit überraschender Geläufigkeit und Korrektheit bediente:

„Aus allen diesen Gründen liebe ich Sie, Clemens Redcliff. Mein Lebensglück hängt nun von dem nächsten Worte ab, das Ihren Lippen entfallen wird. Ueberlegen Sie es reiflich, bevor

Sie jenes Wort aussprechen, wenn es geeignet ist, die einzige, die letzte Hoffnung eines Mitmenschen zu zerstören. Doch halt! es giebt noch Eins, das Ihnen meine Liebe erworben hat, und obgleich ich dieses Eine vorhin zu erwähnen unterließ, ist es doch wahrlich nicht die geringste der Wohlthaten, welche Sie mir erwiesen haben. Ihnen verdanke ich die Kenntniß der erhabenen Lehren Ihres eigenen Glaubens; Sie haben mich dem Heidenthume entrissen und mich zur Christin erhoben. Und glauben Sie, daß die Dankbarkeit, welche Sie mir einflößten, nicht ganz naturgemäß zur Liebe reifen mußte?"

„Fürstin," erwiederte Redcliff, der sich nun ebenfalls der englischen Sprache bediente, „es ist mir überaus peinlich, dies Alles von Ihren Lippen zu hören; denn ich bin von Natur nicht hart und mitleidlos; und doch giebt es ein Wort, das ich aussprechen muß, obgleich ich zittere, dieses Wort hervorzubringen."

„Nein, nein, sprechen Sie es nicht!" rief Indora mit bebenden Lippen; „es würde mein Todesstreich sein. Denken Sie an Alles, was ich um Ihretwillen gethan, wie ich mein Heimathland verlassen, wie ich einen fremden, fernen Himmelsstrich ohne Schwanken und Zögern aufgesucht habe, nur um Sie wiederzusehen! Bedenken Sie dies Alles und geben Sie mir einige Hoffnung!"

„Indora," antwortete Redcliff, der nun seine ganze Standhaftigkeit zusammenraffte und sich alle erdenkliche Mühe gab, die großmüthigeren Gefühle seiner Seele vermittelst seines starken Willens zu vernichten, „zu Ihrem eigenen Besten muß ich ein entscheidendes Wort sprechen. Ich wollte Sie nicht durch eine schriftliche Beantwortung Ihres Briefes verletzen; ich entschloß mich daher, selbst herzukommen, obwohl ich voraussah, daß diese Unterredung eine überaus peinliche sein würde. Bewaffnen Sie sich nun mit allem Muthe, der Ihnen angeboren ist. Indem Sie mich lieben, haben Sie Ihre Zuneigung einem Manne zugewendet, der dieselbe nicht zu erwiedern vermag."

„Wenn Sie mich nicht lieben," antwortete Indora mit weicher, wehmüthiger Stimme, — „und Sie haben mir dies oft genug angedeutet — so könnten Sie wenigstens Mitleid für mich

fühlen. Meine Liebe könnte Ihnen Theilnahme einflößen und Theilnahme ist ein der Liebe verwandtes Gefühl."

„Indora, die Wahrheit muß endlich gesprochen werden, so streng und rauh sie auch klingen mag. Ich kann — ich darf Sie nicht heirathen! Und nun beschwöre ich Sie, Ihre ganze Standhaftigkeit und Resignation zusammen zu raffen!"

Das schöne Haupt der indischen Fürstin sank auf ihren Busen hinab. Sie schien von Verzweiflung erfaßt zu sein. Redcliff war offenbar tief bewegt; aus dem Grunde seines Herzens bemitleidete er sie. Doch von der Ueberzeugung durchdrungen, das es hohe Zeit sei, dem so überaus peinlichen Auftritt ein Ende zu machen, warf er plötzlich seinen Mantel um und mit den Worten: „Leben Sie wohl, Indora; mögen Sie noch glücklich werden!" war er im Begriff, das Gemach zu verlassen.

„Noch ein Wort, bevor wir uns trennen!" rief die Fürstin, ihm nacheilend und seinen Arm ergreifend. „Noch ein Wort, Clemens Redcliff! — denn so dürfen wir nicht scheiden."

„Was wollen Sie noch sagen?" fragte Redcliff mit abgewandtem Gesicht.

„Sie müssen mir versprechen, noch eine Woche reiflichen Nachdenkens der Angelegenheit zu widmen, über welche Sie soeben Ihre Entscheidung gefällt haben. Nehmen Sie diese Entscheidung auf eine Woche zurück. Es ist ja nur eine Frist von sieben Tagen, um die ich Sie bitte —"

„Und die in meinen Gefühlen keine Veränderung bewirken kann, Fürstin," fügte Redcliff trauervoll, aber entschlossen hinzu.

„Unterbrechen Sie mich nicht!" rief Indora in einem fast ungestümen Tone. „Ich verlange, wie schon gesagt, eine Frist von einer Woche. Versprechen Sie mir, daß Sie heute über acht Tage zu derselben Stunde hier wiedererscheinen werden und daß Sie alsdann Ihre endgültige Entscheidung aussprechen wollen. Wie diese Entscheidung auch ausfallen möge, ich werde sie respektiren."

„Gut; unter der Voraussetzung, daß Sie meinen alsdann Ihnen mitzutheilenden Entschluß respektiren wollen, werde ich kommen."

Und im nächsten Augenblick schloß sich die Thür hinter ihm.

Er schritt die mit kostbaren Teppichen belegte Treppe hinunter und erreichte die Vorhalle, in welcher die Dienerin Sagoonah seiner harrte, um ihn hinauszulassen. Er griff nach seinem auf dem Tische liegenden Hute, und als er sich demnächst umwandte, begegnete sein Auge dem des Hindumädchens. Während einer Sekunde durchfuhr ihn eine seltsame Empfindung; er fühlte sich betroffen, ja fast bestürzt über das eigenthümliche Feuer jener Augen, die ihn einen Moment anblitzten, dann aber sich schnell abwandten. Er kannte Sagoonah, hatte sie in der That schon Jahre lang in ihrem Geburtslande gekannt, doch erinnerte er sich nicht, sie je zuvor auf einem solchen Blick ertappt zu haben.

Ohne ein Wort zu sprechen, eilte er zum Hause hinaus. Mit schnellen Schritten wandelte er auf der Landstraße einher und näherte sich der riesigen Hauptstadt. Peinliche und streitende Gedanken bewegten sein Gehirn. Doch peinlicher noch als diese Gedanken war der Eindruck, den jener eigenthümliche Blick Sagoonah's in seinem Geiste zurückgelassen hatte.

16.

Ein Garderoben-Magazin.

In einer der Hauptstraßen der City befand sich das ausgedehnte Garderobengeschäft des Herrn Frederick Tomlinson.

Der Eigenthümer dieses weit und breit berühmten Etablissements hatte viele Tausende darauf verwendet, dasselbe durch Annoncen jeder Art bekannt zu machen, und es war ihm hierdurch gelungen, seiner eigenen Persönlichkeit eine gewisse Berühmtheit zu verschaffen. Kein hölzerner Bretterzaun in ganz London war ohne seine Plakate. Setztet Ihr Euch in einen Omnibus, so fiel ein wahrer Regenschauer von sauber gehefteten kleinen Büchelchen auf Euch herab, und nahmt Ihr eins derselben in die Hand, so er-

kanntet Ihr sofort die prachtvolle Fronte von Herrn Frederick Tomlinson's Magazin in Form eines Holzschnittes auf dem Deckel. Lustwandelte man durch die Umgegend von London, so starrte der Name Frederick Tomlinson dem Spaziergänger von jeder Hecke, von jeder blinden Mauer entgegen. Warf man einen Blick in den Annoncentheil einer Zeitung, so fiel das Auge des Lesers auf eine Reihenfolge von Zeilen ungleicher Länge, die manche Leute höflicher Weise mit dem Namen „Gedicht" belegten; war man aber neugierig und geduldig genug, die elenden Knittelreime zu lesen, so fand man darin nichts weiter, als eine abermalige, höchst überspannte marktschreierische Reclame für Herrn Tomlinson's Garderoben-Magazin.

Und dennoch — wenn man in das letztere eintrat und jene berühmte Persönlichkeit von Angesicht zu Angesicht vor sich sah, so fand man in ihr einen so widerlichen Menschen, wie man ihn vielleicht auf einer ganzen Tageswanderung nicht zum zweiten Male antraf.

Seine Frau, die ebenfalls in dem Magazin thätig war, erschien neben ihm als eine wahre Riesin. Sie war ein Weib mit rohen, derben Gesichtszügen, einer corpulenten Gestalt und einer Miene frecher Dreistigkeit, die zu beherrschen sie sich selten die Mühe nahm.

In Bezug auf das Etablissement selbst bedarf es wohl kaum der Erwähnung, daß dasselbe überaus glänzend eingerichtet war, daß die Fensterscheiben aus dem kostbarsten Spiegelglase bestanden, daß die Lampen vermittelst hoher, zweckmäßig angebrachter Spiegel bis in's Unendliche vervielfältigt wurden, daß die Schauzimmer des Lokals mit Waaren überfüllt waren und daß jede der einzelnen Abtheilungen des ausgedehnten Lokals mit Gehülfen reichlich besetzt war.

Nach diesem Etablissement begab sich Christina Aschton, in Begleitung ihres Bruders, am Tage nach demjenigen, an welchem die Zwillingsgeschwister ihre neue Wohnung bezogen hatten. Christian jedoch blieb draußen, während seine Schwester hineintrat. Sie hatte kaum die Schwelle überschritten, als sie unter dem Einflusse einer plötzlichen Schüchternheit stehen blieb. In demselben Moment hörte sie einige im Gespräch begriffene Stim-

men; doch waren die sprechenden Personen für Christina ebenso unsichtbar, wie sie für jene, da eine Reihe bunter Schlafröcke, die an einem zu dem Zwecke aufgestellten hölzernen Gerüste hingen, die Aussicht von beiden Seiten versperrte.

Christina fühlte sich in diesem Augenblicke durchaus unfähig, noch einen einzigen Schritt vorwärts zu thun, und ein Gefühl der Blödigkeit raubte ihr fast die Kraft zu sprechen; sie erschien sich beinahe wie eine Bettlerin, als sie die Schwelle des glänzenden Etablissements betrat, mit der Absicht, um Beschäftigung zu bitten. Die Erinnerung an Herrn Preston's Flucht und an die Lage der Dürftigkeit, in welche sie und ihr Bruder sich gestürzt sahen, lockte Thränen in Christina's Augen, und dies zwang sie, an der Schwelle stehen zu bleiben, um einige Fassung zu erringen, bevor sie weiter vortrat.

So wurde sie denn, ohne es zu beabsichtigen, Ohrenzeugin des Gespräches, das hinter dem bereits erwähnten Schlafrockständer geführt wurde.

„Nun, Herr Sloman," sagte eine rohe Mannesstimme mit einer Mischung von Autorität und Herablassung, „so weit ist Alles recht gut; doch müssen wir immer wieder neue Mittel ersinnen, um das Publikum beständig an unser Magazin zu erinnern. Apropos! haben Sie sich schon um irgend ein zerlumptes Weib bemüht, das einen Stein in die Schaufensterscheibe werfen soll, die gestern zufällig zersprungen ist?"

„Ja, ich habe eine passende Person gefunden," antwortete Herr Sloman, Herrn Tomlinson's erster Commis und, so zu sagen, die rechte Hand seines Prinzipals. „Es gelang mir gestern Abend, das elendeste Geschöpf zu entdecken, das je in der Gestalt eines Weibes gesehen wurde; sie wird nachher in diese Straße kommen, um einen großen Ziegelstein gerade gegen das Schaufenster zu werfen."

„Vortrefflich!" rief Herr Tomlinson mit einem rohen Lachen. „Du siehst, mein Kind," fügte er erklärend hinzu, indem er seine Frau anredete, „die Glasscheibe ist ohnehin schon gespalten und wir würden unter allen Umständen eine neue bestellen müssen. Wir verlieren also, bei Licht besehen, gar nichts, wenn wir sie vollständig zertrümmern lassen."

„Ah, ich verstehe schon, du schlauer Schelm!" rief Madame Tomlinson, deren Stimme von der eines kräftigen Mannes kaum zu unterscheiden war. „Ich brauche wohl nicht zu fragen, was dann folgen soll — ich glaube es schon zu errathen."

„Ja, ich habe Alles im Voraus arrangirt und verabredet," sagte Sloman. „Die Frau versteht sich dazu, die Glasscheibe einzuwerfen, und natürlich hat sie auch nichts dagegen, auf der Stelle verhaftet zu werden. Sie wird vor den Lord Mayor gebracht und weint ihm eine klägliche Geschichte vor: daß Noth und Hunger sie dazu gezwungen haben, um sich ein Unterkommen und tägliche Nahrung im Gefängniß zu verschaffen."

„Und dann, mein Kind," sagte Herr Tomlinson, indem er den Faden der Erklärungen nun seinerseits aufnahm, „da ich vor dem Lord Mayor werde erscheinen müssen, um meine Anklage gegen die Frau vorzubringen, so gebe ich mir natürlich die Miene, als wäre ich durch ihre Jammergeschichte sehr gerührt, spreche mein Bedauern aus, daß ich sie arretiren ließ, und bitte Se. Lordschaft, sie mit einem Verweise zu entlassen. Der Lord Mayor nimmt eine ernste und pomphafte Amtsmiene an und hält eine lange, tiradenvolle Rede, in der er sagt, daß man brod- und obdachlosen Leuten nicht gestatten könne, die Fenster hochachtbarer Gewerbetreibenden zu zertrümmern — und er wird das Weib auf acht oder vierzehn Tage in's Gefängniß schicken. Dann bitte ich um die Erlaubniß, dem Lord Mayor zwei Guineen für die arme Frau zu übergeben, wenn sie aus dem Gefängniß entlassen wird; und überdies werde ich ihr sagen, daß, wenn sie zu nähen versteht, sie bei mir vorsprechen soll und ich wolle ihr Arbeit geben und guten Lohn zahlen."

„Ja, ja, Herr Tomlinson, das ist der richtige Weg," bemerkte der unterwürfige Commis. „Aber — ich bitte um Entschuldigung — wenn Sie vielleicht auch eine Thräne hervorpressen könnten —"

„Ich will ein Dutzend Thränen vergießen!" rief Herr Tomlinson. „Und dann, mein Kind," fügte er hinzu, indem er seine Frau wiederum anredete, „wird morgen in den Zeitungen ein ellenlanger Bericht erscheinen, wie Herrn Tomlinson, dem großen Garderobier, eine werthvolle Schaufensterscheibe absichtlich zer-

trümmert wurde und wie edel und großmüthig er sich gegen die Thäterin benommen, wie er ihr noch zwei Guineen gespendet und ihr lohnende Arbeit versprochen, — wie die Zuhörer im Gerichtssaal dann in lauten Beifall ausbrachen und der Lord Mayor selbst seine Rührung nicht verbergen konnte. Siehst Du — wie gefällt Dir das? Ist das nicht eine famose Reclame für unser Magazin? Und dabei kostet sie uns weiter nichts, als die zwei Guineen für die Frau und die fünf Shillinge, die Sloman ihr als Handgeld gab, als er Alles mit ihr verabredete."

„Ja, ich gab ihr die fünf Shillinge," sagte Sloman, „und," fügte er mit einem spöttischen Lachen hinzu, „ich zweifle nicht, daß das arme Geschöpf sich gestern Abend viehisch betrunken hat."

„Aber was ist das für ein Brief, den Sie in der Hand haben und vorhin lasen?" fragte Madame Tomlinson jetzt den Commis.

„O, nur eine lange Litanei von der Mary Wright, die —"

„Ah, das Mädchen, welches so gut arbeitete, aber die Auszehrung hatte?" fiel Madame Tomlinson ihm in's Wort. „Und was will sie von uns?"

„Es ist die alte Leier, Madame," antwortete Sloman. „Sie behauptet, sich für Sie zu Tode gearbeitet zu haben, sie sei jetzt auf dem Sterbebette, von den nothwendigsten Lebensbedürfnissen entblößt, und sie bittet Sie um Gottes Barmherzigkeit willen, wie sie sagt, um eine kleine Unterstützung. Sie giebt auch ihre Adresse an: Nr. 16, Redcroß Street."

„Ah, eine hübsch erfundene Geschichte, ohne Zweifel," sagte Herr Tomlinson mit frivoler Leichtfertigkeit. „Aber nicht einen Penny soll sie von uns erhalten. Nehmen Sie gar keine Notiz von dem Briefe, Sloman."

„Das war eben das Verfahren, welches ich einzuschlagen beabsichtigte. Apropos! ich hätte Ihnen beinahe zu sagen vergessen, daß ein Theil der Nähterinnen von Matrosenhemden ihre Arbeit für uns einzustellen drohen, wenn ihnen nicht ein erhöhter Arbeitslohn bewilligt wird; die Leute sagen, sie könnten nicht für anderthalb Pence ein Hemd anfertigen und dabei noch ihre eigenen Nadeln und Zwirn geben."

„Welche Unverschämtheit!" tobte Herr Tomlinson. „Mögen

sie in's Teufels Namen die Arbeit einstellen — wir finden genug Arbeiterinnen, die froh sein werden, in ihre Stelle zu treten."

Das Gespräch wurde noch eine Weile fortgesetzt. Christina hatte unterdessen ihre persönliche Schüchternheit besiegt; doch war durch das belauschte Gespräch ihr Rechtsgefühl auf's Aeußerste verletzt worden. Das elende Weib, dessen unglückliche Lage und unbedenkliche Bereitwilligkeit zum Verüben einer Täuschung in gleicher Weise benutzt werden sollten, um das Zertrümmern einer Fensterscheibe herbeizuführen, damit der Kleiderfabrikant Gelegenheit fände, mit seiner Person und mit seinem Geschäft vor dem Publikum zu paradiren, — das sterbende Mädchen, das durch seine Arbeit für Tomlinson sich eine tödtliche Krankheit zugezogen hatte und nun von dem hartherzigen Manne vergebens eine kleine Hülfe erflehte, — die unglücklichen Hemdenarbeiterinnen, welche ihren Arbeitslohn zu einigen elenden Kupfermünzen herabgedrückt sahen und nun auch diese kärgliche Beschäftigung verlieren sollten, weil sie es gewagt hatten, um einen Lohn zu bitten, der wenigstens um die geringfügigste Kleinigkeit über dem Verhungerungspunkte stände; — alle diese Fälle und noch andere, über welche verhandelt worden war, hatten Christina's Herz mit Abscheu, Erstaunen, Mitleid und Widerwillen erfüllt. Sie fühlte sich daher, selbst nachdem ihre eigene Blödigkeit schon überwunden war, noch immer an die Stelle gefesselt, auf der sie stand, und lauschte — ohne sich über ihre absichtslose Rolle Rechenschaft zu geben — auf den Verlauf des Gespräches, welches ihr so schmachvolle Dinge enthüllte.

Endlich trat sie vor und fand sich unmittelbar dem Herrn Tomlinson und seiner Frau gegenüber.

„Ich möchte Sie bitten," sagte Christina, auf deren Wangen noch die Röthe des Unwillens über die in dem Gespräche gehörten Abscheulichkeiten lag, „mir die Adresse der armen Wittwe mitzutheilen, welche aus bitterer Noth einige Ihnen gehörende Jacken verpfändet hat. Ich will ihr die Mittel geben, die versetzten Stücke auszulösen und Ihnen zurückzugeben, damit Sie keine Veranlassung haben, sie verhaften zu lassen."

Herr und Frau Tomlinson wechselten bedeutungsvolle Blicke und der Erstere sagte in brutalem Tone:

„Sie haben wohl unser Gespräch behorcht?"

Christina's Gesicht wurde purpurroth vor Unwillen. Dann aber konnte sie sich eines Gefühls der Scham nicht erwehren, als ihr einfiel, daß sie sich in der That auf indirekte Weise zu ihrer unwillkürlich gespielten Lauscherrolle bekannt hatte.

„Ich will Ihnen offen sagen," antwortete sie, schnell ihre Geistesgegenwart wiedergewinnend, „daß ich zu einem besonderen Zwecke hier eintrat, und es war gewiß nicht meine Schuld, daß ich einen Theil Ihres Gespräches hörte."

„Und der besondere Zweck, worin bestand er?" fragte Tomlinson, indem er das Mädchen drohend anblickte.

„Ich kam, um Beschäftigung zu bitten," antwortete sie.

„Beschäftigung?" rief Tomlinson höhnisch. Dann aber beugte er sich vor und fügte brutal und übermüthig hinzu: „Sie sollen für mein Etablissement keine Beschäftigung erhalten. Mit schleichenden Horcherinnen will ich nichts zu thun haben. Packen Sie sich hinaus! Ich sehe schon, daß Sie nichts Gutes vorhaben, und wenn Sie nicht sogleich Ihres Wegs gehen, so rufe ich einen Konstabler herein."

Ohne ein Wort zu erwiedern, verließ Christina Aschton den Laden, und unmittelbar nachdem sie auf die Straße hinausgetreten war, gesellte ihr Bruder sich zu ihr.

Als er Alles, was Christina gehört und erlebt, erfahren hatte, war seine Entrüstung grenzenlos; sein Zorn gegen den Elenden, der seine Schwester so brutal behandelt und sich überhaupt als ein hartherziger und schändlicher Tyrann erwiesen hatte, flammte hell empor, und nur mit großer Schwierigkeit gelang es ihr, ihn von seiner Absicht abzubringen, zu Tomlinson zurückzukehren und ihn mit Vorwürfen zu überschütten.

„Es ist nutzlos, mein lieber Christian," sagte sie, ihn gewaltsam am Arme zurückhaltend, während Beide durch das Straßengewühl schritten, „Du würdest Dich nur in Ungelegenheiten verwickeln. Ach, ich fange an zu begreifen, daß der Geldbesitz eine unermeßliche und unwiderstehliche Macht bildet, während Armuth auch gleichzeitig Schwäche ist. — Christian," fuhr sie nach kurzem Schweigen fort, „fällt Dir nicht etwas ein — eine Pflicht, die wir zu erfüllen hätten?"

„Ja, meine gute Schwester, ich weiß, was Du sagen willst. Wir müssen hingehen und dem armen sterbenden und verschmachtenden Mädchen Hülfe bringen. Es trifft sich glücklich, daß Du ihre Wohnung nennen hörtest. Leider sind unsere eigenen Mittel sehr beschränkt, aber dennoch müssen wir einen Theil davon für unsere noch dürftigeren Mitmenschen verwenden. Es ist schade, daß Du nicht auch die Adresse der armen Wittwe, welche jener elende Mensch mit Verhaftung und gerichtlicher Verfolgung bedroht, erfahren konntest."

Ohne Zögern erkundigten sich die Geschwister nach dem nach Redcroß Street führenden Wege. Sie fanden alsbald die Straße und das Haus, dessen Nummer Christina in Tomlinson's Magazin hatte nennen hören. Hier erfuhren sie von einer alten, verwahrlost aussehenden Frau, die sich als die Wirthin bezeichnete, daß eine junge Person Namens Mary Wright bei ihr logire, aber ihre Miethe nicht bezahlen könne. Die Frau bestätigte ferner, daß das Mädchen dem Tode nahe sei und daß sie, die Wirthin, die Aufnahme der Sterbenden in ein Armenhaus an diesem Morgen beantragt habe.

Die Frau führte Christina nun auf den Wunsch der Letzteren zu der Thür einer Dachkammer, welche Mary Wright's Wohnung bildete.

Christina trat hinein.

Von dem herzzerreißenden Anblick, der sich ihr nun darbot, von den glühenden Danksagungen des kranken, hungernden Mädchens, als dieses erfuhr, daß die junge Fremde sie in der Absicht aufgesucht habe, ihre Noth nach Kräften zu lindern, wollen wir schweigen.

Christina erfuhr von Mary Wright, daß die Wirthin ungefähr dreißig Shillinge von ihr zu fordern hatte, und obgleich die Sterbende diesen Wunsch nicht aussprach, so schien ihr klagend flehender Blick doch Christina zu bitten, sie vor dem gefürchteten Transport nach dem Armenhause zu bewahren. Dieses Versprechen gab die Letztere auch ohne Zögern, und mit der Zusage, in einer Viertelstunde zurückzukehren, eilte sie aus der Kammer.

Sie ging sogleich zu der Wirthin und bezahlte derselben aus ihrer nur spärlich gefüllten Börse den rückständigen Miethszins.

Dann beeilte sie sich, zu ihrem auf der Straße harrenden Bruder zu kommen.

Beide begaben sich nun, während Christina ihm tief bewegt den soeben erlebten Auftritt schilderte, in verschiedene Läden, wo sie die der Kranken so dringend nothwendigen kleinen Erfrischungen und Lebensbedürfnisse einkauften. Dann kehrten sie nach der Wohnung der unglücklichen Mary zurück und Christina stieg zu derselben abermals hinauf, während ihr Bruder wiederum auf der Straße zurückblieb.

Sie verweilte über eine Stunde bei der Kranken, die ihr mit schwacher Stimme von ihren Kämpfen und Leiden und von der Hartherzigkeit der meisten ihrer Arbeitgeber erzählte. Mit dem Versprechen, sie am folgenden Tage wieder zu besuchen, entfernte sich das gute Mädchen endlich; die heißen Segenswünsche der armen Mary folgten ihr.

Kaum war Christina auf die Straße hinausgetreten und zu ihrem Bruder gestoßen, so erblickten Beide einen Herrn, der, als er ihrer ansichtig ward, sogleich stehen blieb und sie mit Interesse betrachtete. Er hatte die Geschwister offenbar erkannt und auch sie erkannten ihn ihrerseits: es war Herr Redcliff.

„Weshalb sehen Sie so betrübt aus?" fragte er nach einem freundlichen Gruße, als er die verweinten Augen Christina's bemerkte.

„Weil ich soeben einer Scene beigewohnt habe, die das härteste Herz erweichen würde," antwortete Christina. „Ein junges Mädchen, von Arbeit und Entbehrungen aufgerieben, in dem letzten Stadium der Abzehrung —"

„Sind Sie auch nicht getäuscht worden? Verdient die junge Person Ihre Theilnahme?" forschte Herr Redcliff, während er mit trauervollem Interesse die Geschwister betrachtete.

„O gewiß, sie verdient die Theilnahme eines jeden fühlenden Menschen!" rief Christina unter hervorstürzenden Thränen.

„Dann werde ich Sorge tragen, daß ihr Hülfe werde," sagte Redcliff, und mit einer freundlichen Verbeugung ging er davon.

Die Geschwister schritten langsam die Straße entlang. Nach wenigen Sekunden blickten sie zurück, um zu sehen, ob Herr Redcliff in das Haus treten würde, in welchem Mary Wright wohnte.

Doch verschwand er eben um die Ecke einer anderen Straße. Die Waisen wußten nicht, was sie davon denken sollten, — ob er nur, um eine Erzählung abzuschneiden, die er nicht hören wollte, das Versprechen gegeben habe, daß der Kranken Hülfe von ihm zu Theil werden solle, oder ob er dieses Versprechen wirklich zu erfüllen beabsichtige.

Am Morgen des nächsten Tages waren die Geschwister wieder in Redcroß Street und an der Thür des Hauses, zu welchem ihr wohlwollendes Vorhaben sie geführt hatte. Die Wirthin erschien und was sie erzählte, war für Christina und ihren Bruder ebenso erfreulich als überraschend.

Ein Herr von hohem Wuchs und dunkler Gesichtsfarbe hatte in Begleitung eines Arztes aus der Nachbarschaft, ungefähr zwei Stunden nachdem Christina am vorigen Tage sich entfernt hatte, das Haus besucht. Der Letztere war zu der Kranken hinaufgegangen, während der Herr unten zurückblieb und die Wirthin über die Patientin ausführlich befragte. Was nun folgte, war offenbar schon vorher angeordnet worden und wurde schnell ausgeführt. Ein Miethswagen wurde herbeigeholt, der die Kranke aufnahm und nach einem anderen Hause in der Nachbarschaft von Islington brachte.

Die Wirthin nannte den Geschwistern die Adresse des Hauses und erwähnte noch, daß der fremde Herr Mary Wright nicht nach ihrer neuen Wohnung begleitet, sondern nur den Arzt mitgesandt und ihm eine Summe Geldes für die Verpflegung der Patientin übergeben und sich dann sogleich entfernt habe.

Für die Geschwister war es nicht schwierig, in dem großen Herrn mit dunklem Teint Herrn Redcliff zu erkennen.

Sie begaben sich sofort nach der ihnen angegebenen Adresse. Bei ihrer Ankunft in dem in einem gesunden, freundlichen Theile von Islington gelegenen Hause fanden sie, daß eine helle, bequeme Wohnung die Leidende aufgenommen hatte und eine Wärterin für sie gemiethet worden war; eine reichliche Geldsumme war der neuen Wirthin für ihre Verpflegung übergeben worden und die arme Mary Wright hatte von dem Arzte die Versicherung erhalten, daß sie sich wegen der Zukunft keine weiteren Sorgen zu machen brauche. Auch hatte die Kranke erfahren, daß sie durch

Christina der Gegenstand einer so reichlich gespendeten, rücksichtsvollen Mildthätigkeit geworden war, und wir dürfen nicht vergessen hinzuzufügen, daß sie nicht verfehlt hatte, den Arzt von den Wohlthaten zu benachrichtigen, welche das schöne junge Wesen mit den schwarzen Augen und dem schwarzen Hauptthaar — deren Name ihr jedoch unbekannt geblieben war — ihr erwiesen hatte.

17.

Indora.

Am achten Abend nach der zwischen Herrn Redcliff und der Fürstin Indora stattgefundenen Unterredung saß die Letztere in einem ihrer Salons, und, wie bei der früheren Veranlassung, verrieth sie auch heute eine Rastlosigkeit und nervöse Aufregung, die, da der große Augenblick herannahte, welcher ihr Glück oder Unglück entscheiden sollte, nur zu natürlich war.

Die Thür wurde leise geöffnet und Sagoonah erschien. Sie trug einen silbernen Präsentirteller, auf welchem ein mit kühlendem Scherbet gefüllter Krystallbecher stand, den sie ihrer Herrin darbot.

„Bevor die soeben begonnene Stunde verstrichen ist, meine treue Sagoonah," sagte die Fürstin, nachdem sie etwas von dem Inhalt des Bechers geschlürft hatte, „wird mein Schicksal entschieden sein. Du, Sagoonah, die Du meine einzige Vertraute gewesen bist und mir stets treu gedient hast, mußt wohl auch auf den Ausgang der Unterredung gespannt sein, welche in wenigen Minuten beginnen soll."

„Ja, Herrin," antwortete Sagoonah, „ich bin sehr gespannt auf den Ausgang."

Und als sie sich seitwärts wandte, schoß ein Feuerstrahl aus ihren Augen.

„Funfzehn Jahre sind nun verstrichen, seit ich Clemens Redcliff zum ersten Male erblickte. Ich war damals funfzehn Jahre alt. Er war der erste Engländer, den ich jemals gesehen. Und schön war er — schön, wie ein Wesen aus einer höheren Welt. Er sagt, er sei jetzt sehr verändert und die Spuren des herannahenden Alters beginnen sich bei ihm einzufinden. Wenn dem wirklich so ist, so bemerke ich jene Spuren kaum. Ich hatte mir eingebildet, daß nur so lange, als er ein Gefangener in meines Vaters Hauptstadt blieb, seine stolze Seele sich sträuben würde, vor der Tochter Desjenigen sich zu beugen, der ihn gefangen hielt, — und dennoch vermochte ich es nicht über mich zu gewinnen, mich bei meinem Vater für seine Freilassung zu verwenden, und mich so der Gefahr auszusetzen, ihn für immer zu verlieren. Er entfloh endlich, wie Du weißt, und meine wilde Verzweiflung über seine Flucht hast Du gewiß nicht vergessen. Dann aber drängte sich mir der Gedanke auf, daß er vielleicht nun, da er frei war, das Unrecht, welches ich durch Versagung meiner Fürsprache ihm zugefügt, vergessen und nur meine hingebende, treue Liebe berücksichtigen würde. Und dies hoffe ich auch jetzt noch. Sagoonah, hältst Du es für möglich, daß diese Hoffnung getäuscht werden könnte?"

Sagoonah antwortete nicht und die Fürstin versank, ohne dies zu beachten, in tiefes Sinnen.

„Und," fragte Sagoonah plötzlich, indem sie ernst und prüfend in das Gesicht ihrer Herrin blickte, „wenn des Engländers heutige Entscheidung gegen Ihr Glück ausfallen sollte, meine theure Gebieterin — was werden Sie dann thun?"

„Ja, was werde ich dann thun?" murmelte Indora im Tone der Herzensangst, welche sie bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit einer ungünstigen Entscheidung beschlich. „Der Himmel allein weiß, was ich dann thun werde!"

„Aber dennoch, theure Herrin, haben Sie die beste Hoffnung — nicht wahr?" fragte Sagoonah. „Glauben Sie nicht, daß das Gefühl der Verpflichtung in dem Geiste des Engländers das des erlittenen Unrechts überwiegen sollte? Wenn Ihr königlicher Vater ihn so viele Jahre gefangen hielt, so behandelte er ihn doch mit aller Gastfreundschaft. Er gab ihm eine glänzende Wohnung

in seinem eigenen Palaste, gab ihm Sklaven zu seiner Bedienung, gab ihm eine Ehrenwache und auch Reichthümer, über die er nach seinem Belieben verfügen konnte."

„Ja — aber Du kannst Dich in die Gefühle des stolzen Engländers nicht hineindenken; Du begreifst nicht, daß, wie glänzend der Käfig auch sei, er doch immerhin ein Käfig, ein Gefängniß für ihn ist. Clemens Redcliff wußte nur zu wohl, daß die ihn bedienenden Sklaven Spione waren, die alle seine Bewegungen beobachten und darüber Bericht erstatten mußten; daß die Ehrenwachen, obgleich sie ihm äußerliche Ehre zu erweisen bestimmt waren, nur das Amt von Kerkermeistern versahen; endlich, daß der Reichthum, mit welchem er überhäuft wurde, als bloßes Spielzeug dienen sollte, um seine Gefangenschaft minder unerträglich zu machen."

„Und doch benahm er sich höflich gegen Ihren königlichen Vater und gegen Ew. Hoheit selbst," bemerkte Sagoonah.

„Es war eine kalte Höflichkeit," antwortete Indora, „und Alles, was Clemens Redcliff that, geschah ohne Zweifel zu dem alleinigen Zwecke, meinen Vater für sich zu gewinnen, um auf diese Weise seine Freiheit desto schneller wiederzuerlangen. Außerdem mußte der natürliche Stolz eines Engländers sich geschmeichelt fühlen durch seine Einsetzung in eine Stelle, in welcher er die Macht hatte, die Rauhheiten unserer halb barbarischen Zustände abzuschleifen. Clemens Redcliff verbreitete in unserem Lande die Künste des Friedens und arbeitete, mit voller Zustimmung meines Vaters, an der Verbesserung der Gesetzgebung von Inderabad. Jahre lang bat er um seine Freiheit und mein Vater würde sie ihm endlich auch gewährt haben, aber ich — ich —"

Die Fürstin brach plötzlich ab und schwieg während einiger Sekunden. Dann fuhr sie seufzend fort:

„Es war seltsam, daß meine Einmischung zu Clemens' Ohren kam; ach, wie bitter waren die Vorwürfe, mit denen er mich überhäufte! O, das war eine Scene der Aufregung, die ich nie vergessen werde!"

Das Gespräch wurde noch einige Minuten fortgesetzt. Dann gab Indora ihrer Dienerin ein Zeichen, worauf diese sich zurückzog.

Kaum hatte das Hindumädchen den Fuß der Treppe erreicht, als an der Vorderthür geläutet wurde, und als Sagoonah dieselbe öffnete, trat Herr Redcliff über die Schwelle.

Er hatte sich wie gewöhnlich in einen weiten Mantel gehüllt und den Hut tief über die Stirn herabgezogen. Es war dies überhaupt seine stete Gewohnheit, wenn er durch die Straßen London's ging.

Als er Hut und Mantel ablegte, warf er einen Blick auf Sagoonah; denn er erinnerte sich des seltsamen Ausdrucks, mit welchem sie ihn neulich betrachtet hatte. Dieses Mal jedoch war ihr Benehmen das einer morgenländischen Sklavin. Ohne die Augen zu erheben, ging sie ihm voran die Treppe hinauf.

In der nächsten Minute stand Herr Redcliff wiederum vor der indischen Fürstin.

18.

Die Entscheidung.

Es würde unmöglich sein, die Gefühle zu schildern, mit welchen Indora denjenigen eintreten sah, den sie zum Herrn ihres Schicksals gemacht hatte. Sie richtete sich auf dem Divan zu einer sitzenden Stellung empor; doch wagte sie nicht, einen einzigen Blick auf sein Gesicht zu heften. Hoffnung und Verzweiflung kämpften in ihrem Herzen.

„Ich habe mein Versprechen gehalten," begann Clemens Redcliff, dessen schöne, männliche Stimme durch die trauervolle Nuance, die derselben beigemischt war, einen weicheren Klang erhielt, „und Ew. Hoheit werden nun wohl erklären, weshalb Sie diesen achttägigen Aufschub wünschten."

„Ja, ich will mich erklären," sagte Indora mit einer Stimme, die anfangs zitterte, dann aber allmälig fester wurde. „Ich bat Sie um diesen kurzen Aufschub, indem ich hoffte, daß Sie in-

zwischen nicht verfehlen würden, über die zu fällende Entscheidung reiflich nachzudenken. Dann sagte ich mir auch, daß jeder Beweis meiner hingebenden Liebe in Ihrer Erinnerung auftauchen und Ihr Herz zu meinen Gunsten stimmen würde. Ich dachte mir, Sie würden sich erinnern, wie die mächtigsten Fürsten meines Vaterlandes meine Hand suchten und wie ich jeden derartigen Antrag ausschlug — um Ihretwillen. Dann dachte ich auch, daß Sie der Thatsache eingedenk sein würden, wie ich durch diese Weigerungen meines Vaters Zorn auf mich lud —"

„Ew. Hoheit hatten von dem Zorne Ihres königlichen Vaters wenig zu fürchten," fiel Redcliff ihr in's Wort, „denn Ihr Einfluß auf ihn war unbegrenzt."

„Diese Anspielung ist unedel," entgegnete Indora halb vorwurfsvoll. „Sie wollen mich daran erinnern, daß ich das Hinderniß gegen die Erlangung Ihrer Freiheit war und daß ich meinen Vater zu Ihrem Nachtheil beeinflußte, als er endlich im Begriff stand, Ihrer oft wiederholten Bitte um Ihre Freilassung nachzugeben. Ja, das war ein schweres Unrecht, welches ich Ihnen zufügte. Aber ach! ich fühlte, es würde mein Tod sein, von Ihnen getrennt zu werden, und so tief und aufrichtig ich Sie auch liebte, hatte ich doch nicht den Muth, so selbstmörderisch gegen mich zu handeln."

„O, hätten Sie mir meine Freiheit gegeben," rief Redcliff, „ich würde zu Ihren Füßen gesunken sein und Sie als einen Engel angebetet haben! Dies ist die Stunde für unumwundene Erklärungen und ich bin hergekommen, um Ihnen dieselben zu geben. Glauben Sie, Indora, daß, als ich in Ihres Vaters Hauptstadt gefangen gehalten wurde, ich seiner Bitte, Ihren damals jugendlichen Geist auszubilden — denn Sie zählten erst fünfzehn Jahre — aus Zuneigung für ihn nachgab, der mich soeben meiner Freiheit beraubt hatte? Wissen Sie nicht, daß des Königs Handlung eine solche war, die wir Europäer zu den niedrigsten und schmachvollsten zählen? Ich besuchte Inderabad als beglaubigter Botschafter der anglo-indischen Regierung, und ohne sich um das Völkerrecht zu kümmern, hielt Ihr Vater mich als Gefangenen zurück. Es wurden Gerüchte ausgesprengt, daß ich in einem Ihrer indischen Dschungles umgekommen sei, und daher ergriff die

Behörde zu Calcutta keine Maßregeln, meine Freilassung zu erwirken. So fand ich mich denn gänzlich auf mich selbst angewiesen und ich dachte mir, daß, wenn ich mich der Ausführung der vom Könige, Ihrem Vater, mir gestellten Aufgaben mit Eifer widmete — insofern diese Aufgaben ehrenwerther Art wären — er mir um so schneller meine Freiheit wiedergeben würde. Dann dachte ich auch, daß, wenn ich zur Entfaltung Ihrer natürlichen Intelligenz beitrüge, wenn ich Ihnen unsere europäische Bildung beibrächte und Sie durch den Unterricht, den ich zu ertheilen im Stande war, zur gebildetsten Fürstin des ganzen nördlichen Hindostan machte, Sie eine Dankbarkeit für mich fühlen würden, die mir in Ihnen eine Freundin und Fürsprecherin bei Ihrem Vater sichern möchte. Aber diese Dankbarkeit, die ich von Ihnen erwartete, Indora, wurde mir nicht zu Theil."

„Nein — nicht Dankbarkeit," rief die Fürstin enthusiastisch. „Was ich Ihnen gab, war nichts so Kaltes als bloße Dankbarkeit — es war meine Liebe!"

„Ja, aber diese Liebe ward mir insofern verhängnißvoll, als sie meine Gefangenschaft verlängerte. Erinnern Sie sich, Indora, daß ich bei einer besonderen Veranlassung mich zu Ihren Füßen demüthigte und um meine Freiheit bat?"

„Ich erinnere mich dessen nur zu gut," antwortete die Dame. „Ein englischer Reisender war von Räubern überfallen und ermordet worden; man fand bei seiner im Dickicht zurückgebliebenen Leiche Papiere, die nach dem Palast gebracht wurden —

„Ja," fiel Redcliff ihr mit großer Bitterkeit in's Wort, „und unter jenen Papieren befand sich ein englisches Zeitungsblatt, welches Etwas enthielt, das mich persönlich anging. Ja, Indora, nachdem ich jenes Zeitungsblatt gelesen hatte, warf ich mich zu Ihren Füßen und flehte Sie an, in meine Freilassung zu willigen, nachdem Ihr Vater, der König, mir dieselbe bereits zugesagt hatte."

„Ich weiß dies nur zu gut," antwortete die Fürstin wehmüthig, „und ich wiederhole, es war ein schweres Unrecht meinerseits, ein Unrecht, das ich seitdem aufrichtig bereut habe. Aber der Himmel ist mein Zeuge, daß nur meine Liebe für Sie mich zu jenem Unrecht trieb. O, betrachten Sie nicht mein damaliges

Verfahren als Grund für eine Entscheidung, die mich der Verzweiflung preisgeben würde! Und einer andern Schuld, als jener Weigerung, in Ihre Freilassung zu willigen, können Sie mich nicht zeihen, Clemens Redcliff. Sie haben Gelegenheit gehabt, mich Jahre lang zu beobachten, und Sie wissen, ob mein Leben fleckenfrei und rein gewesen ist, oder nicht."

„Indora," sagte Redcliff, nun offenbar tief bewegt, „ich kann durchaus nicht zögern, Ihren zahlreichen Tugenden volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Schon bei unserer vor acht Tagen stattgefundenen Unterredung gab ich ausdrücklich zu, daß mir von Ihrem Vater und von Ihnen neben vielem Bösen auch manches Gute zu Theil geworden ist. Den Reichthum, den ich besitze, verdanke ich Ihrem königlichen Vater; aber ich war mir auch bewußt, daß ich denselben verdient hatte, — sonst würde ich nicht eins der kostbaren Kleinodien, mit denen ich überschüttet worden war, mit mir hinweggenommen haben, als es mir endlich gelang, meine Flucht zu bewerkstelligen. Dessenungeachtet bin ich nicht weniger dankbar der Quelle, aus der jener Reichthum mir zugeflossen ist. Dies Alles stelle ich durchaus nicht in Abrede — im Gegentheil, es ist mein sehnlicher Wunsch, daß Sie die Empfindungen meines Herzens klar und vollständig begreifen mögen. Aber, Indora, glauben Sie, ich könne es je vergessen, wie ich mich an jenem Tage, als das englische Zeitungsblatt in meine Hände fiel, zu Ihren Füßen niederwarf, nachdem ich etwas gelesen hatte, was mich selbst so nahe anging? Glauben Sie, ich könne vergessen, wie all mein inbrünstiges Flehen fruchtlos blieb? Und in meiner Aufregung sagte ich sogar genug, um Ihnen einen, wenn auch nur undeutlichen Einblick in die so überaus wichtigen Gründe zu gewähren, welche mir die Wiedererlangung meiner Freiheit wünschenswerther als jemals erscheinen ließen. — Und dennoch wiesen Sie mein dringendes Flehen zurück."

„Clemens," erwiederte Indora unter hervorstürzenden Thränen, „Sie selbst waren Augenzeuge der fast tödtlichen Seelenqual, welche meine Weigerung mir verursachte. Ich bat Sie, jeden Gedanken an die Rückkehr nach einem Lande aufzugeben, das, wie ich aus mancher Ihnen entfallenen Andeutung wußte, Sie zu lie-

ben keine Ursache hatten. Ich bot Ihnen meine Hand an — ich, die Tochter eines Königs, demüthigte mich weit mehr vor Ihnen, als Sie sich vor mir demüthigen konnten. Ich gab Ihnen die Versicherung, daß mein Vater in unsere Verbindung willigen würde, daß Sie selbst zum Range eines Königs emporsteigen könnten, da bei seinem Tode die Krone von Inderabad auf Ihr Haupt gesetzt werden würde und Sie den Thron besteigen sollten. Aber mehr als dies Alles — ich bot Ihnen die zärtlichste, hingebendste Liebe dar, die ein Frauenherz für einen Mann zu empfinden vermag. Glauben Sie denn, Clemens Redcliff, daß, als Sie alle diese Anerbietungen zurückwiesen, ich nicht auch meinen Frauenstolz verletzt fühlte? Glauben Sie, daß sich nicht — wenn auch nur vorübergehend — ein Schatten der Rachsucht in meine Liebe mischte? Bedenken Sie dies Alles! Auch dürfen Sie mich nicht nach den strengen Vorschriften und Grundsätzen beurtheilen, nach welchen Sie über das Benehmen eines Mädchens Ihres eigenen Landes richten würden. Nein, nein — das wäre grausam! Ich bin zu sehr zu bemitleiden und Sie sind — zu gerecht!"

„Wir wollen über diesen Punkt nicht streiten, Indora," versetzte Redcliff. „Ich will ja gern glauben, daß Sie das gegen mich verübte Unrecht aufrichtig bereuen. Ich appellire daher an Ihre eigene Großmuth — ich appellire ferner an das weibliche Zartgefühl, welches Sie in weit höherem Grade besitzen, als die meisten Ihrer Landsmänninnen — ich appellire ferner an alle die guten und tugendhaften Grundsätze, welche Ihr Leben zu einem so reinen und makellosen gemacht haben — an dies Alles appellire ich, damit Sie meine nun auszusprechende Entscheidung als eine endgültige betrachten — und diese Entscheidung lautet, daß wir uns trennen müssen und einander nie wiedersehen!"

Die Fürstin drückte die Hände gegen ihre Stirn und ein halb erstickter Schrei entrang sich ihren Lippen. Dann warf sie sich, wie von einem unwiderstehlichen Impulse getrieben, auf die Knie, und Redcliff die gefalteten Hände entgegenstreckend, rief sie im Tone wilder Verzweiflung:

„O, Sie tödten mich!"

„Um des Himmels willen, Indora," sagte er, sie schnell em-

vorhebend, „wenn Sie mich je geliebt haben, so erfüllen Sie Ihr Versprechen und achten Sie meine Entscheidung."

Ein krampfhaftes Schluchzen entrang sich ihrer Brust. Dann aber schien sie einige Fassung zu erringen, und tief aufseufzend sagte sie langsam und mit matter, tonloser Stimme:

„Ja, ich will es."

Redcliff war im Begriff, der Fürstin die Hand zu reichen und ihr Lebewohl zu sagen, als plötzlich ein neuer Gedanke in ihm zu erwachen schien. Nach einigem Zögern sagte er mit weicher Stimme:

„Indora, ich will Sie nicht fragen, ob Sie mit einem Gefühle des Grolls von mir zu scheiden im Begriff sind — denn ich weiß, daß Sie unfähig sind, Groll gegen mich zu empfinden."

„Sie lassen mir nur Gerechtigkeit widerfahren, Clemens Redcliff, und wissen, daß ich mein Leben für Sie hingeben würde, um Ihnen einen Dienst zu leisten."

Diese Versicherung schien ihn tief zu rühren. Unsere Leser haben von Redcliff bereits genug gesehen, um zu wissen, daß er einen edlen und ritterlichen Charakter besaß. Außerdem hätte er etwas mehr oder etwas weniger als ein menschliches Wesen sein müssen, um gegen die zärtliche Liebe jenes hinreißend schönen Weibes unempfindlich zu bleiben — wenn er auch diese Liebe zu erwiedern nicht im Stande war. Den Anblick der Verzweiflung Indora's vermochte er nicht zu ertragen.

„Indora!" rief er mit einem Ungestüm, der bei ihm etwas überaus Seltenes war, „es ist mir unmöglich, Sie so zu verlassen — meine ganze Seele empört sich dagegen. Und doch muß ich Sie beschwören, sich nicht einer Hoffnung hinzugeben, deren Erfüllung f ü r j e t z t w e n i g s t e n s unmöglich ist. Aber —"

Er stockte plötzlich.

Mit athemloser Spannung wartete Indora auf die nächsten Worte, die er sprechen würde.

„Fürstin," begann Redcliff auf's Neue, „es ist in unserer heutigen Unterredung auf die wenigen Worte hingedeutet worden, welche mir entfielen, als ich, um meine Freiheit flehend, vor Ihnen auf den Knien lag. Wie weit jene Worte Ihnen meine ehemalige Lage und Verhältnisse in meinem Geburtslande ent-

hüllten, ist mir nicht genau erinnerlich. Meine Gedanken waren in jenem Moment verworren und der Auftritt selbst erscheint mir, wenn ich auf ihn zurückblicke, wie von einem Nebel umhüllt. Daß ich aber in jenem unbewachten Augenblicke Ihnen einen Einblick in ein wichtiges Geheimniß gewährte, weiß ich mit voller Bestimmtheit. Ich habe nun eine Bitte auszusprechen."

„Das ist unnöthig," antwortete die Fürstin; „ich kann Ihre Gedanken errathen — Sie wünschen das Siegel der Verschwiegenheit auf meine Lippen zu legen. Halten Sie dies wirklich für nothwendig, Clemens? Wie, glauben Sie, ich wäre fähig, auch nur eine Silbe zu sprechen, die Ihnen schaden könnte?"

„Und nach dieser Versicherung von Ihren Lippen kann und darf ich mich nicht undankbar erweisen. Hören Sie mich an, Indora. Aus jenen mir in meiner Aufregung entfallenen Worten werden Sie so viel begriffen haben, daß mein Aufenthalt in England einer Angelegenheit gilt, die von der allerhöchsten Wichtigkeit für mich ist. Ich habe mir ein Ziel gesetzt, das ich um jeden Preis erreichen muß; diesem Ziele muß ich unermüdlich und mit Aufbietung aller meiner Geisteskraft zustreben. Ob es schnell erreicht werden oder ob seine Erreichung Jahre erfordern wird, das weiß nur der Himmel. Aber bis die Ausführung meines Vorhabens mir gelungen ist, bin ich nicht Herr meiner Handlungen und darf nicht über mich selbst nach eigener Willkür verfügen. Ich will Ihnen nun Folgendes sagen, Indora: Wenn mein wichtiger Zweck erreicht sein wird und ich meine Handlungen wieder nach eigenem Willen lenken darf, will ich Ihrer hingebenden und opferwilligen Liebe eingedenk sein; dann sollen Sie nicht mehr vergebens nach Erwiederung Ihrer Zuneigung seufzen."

„O, ist es möglich?" rief die Fürstin entzückt, und mit aufrichtigem Dankgefühle drückte sie Redcliff die Hand. „Sie haben mir Hoffnung gegeben," fuhr sie mit inniger Freude fort; „ich bin nicht mehr elend — ich bin glücklich!"

„Hegen Sie diese Hoffnung, Indora, wenn sie Ihrem Herzen theuer ist, und ich schwöre Ihnen, daß sie erfüllt werden soll, sobald die Umstände es gestatten. Bis dahin jedoch erwarten Sie nicht, mich wiederzusehen."

„O, eine Trennung kann ich ertragen, wenn nur Hoffnung

mit in der Ferne winkt!" rief enthusiastisch die Fürstin. „Aber sagen Sie mir: glauben Sie mit voller Bestimmtheit, daß jene so sehnlichst erwünschte, glückliche Zeit früher oder später kommen werde?"

„Ja, sie wird kommen," antwortete Redcliff; „sie wird kommen, das hoffe und glaube ich zuversichtlich — oder es müßte selbst im Himmel keine Gerechtigkeit walten!"

Nach diesen Worten verließ er schnell das Zimmer, und Indora, auf die Ottomane sinkend, murmelte, von Freude überwältigt:

„Hoffnung! — ja, ich darf hoffen!"

Als Redcliff, an der Hausthür angelangt, eben im Begriff war, in's Freie hinauszutreten, machte er wiederum die Wahrnehmung, daß Sagoonah's Augen mit einem seltsamen, fast verzehrenden Ausdruck auf ihn geheftet waren. Unwillkürlich blieb er stehen — und jene Augen wurden sogleich gesenkt. Schweigend und in sich gekehrt verließ er die Villa.

Nachdem Sagoonah die Thür hinter ihm geschlossen hatte, stieg sie hinauf und trat mit ihrem gewöhnlichen geräuschlosen Schritte in das Gemach ihrer Herrin. Begierig, aber verstohlen heftete sie, während sie scheinbar demüthig an der Thür stehen blieb, die Augen auf Indora, und ein Blitz schoß aus denselben hervor, als sie in den Zügen der Fürstin Glück und freudige Hoffnung las.

„Freue Dich mit mir, meine treue Sagoonah," sagte Indora zu ihrer Dienerin. „Ich schwebe nicht mehr in angstvoll banger Ungewißheit; mir ist Hoffnung gewährt."

Das Hindumädchen nahm die Hand der Fürstin und führte sie an ihre Lippen. Gleichzeitig fühlte Indora eine heiße Thräne auf dieser Hand und, ihrer Dienerin mit liebevoller Freundlichkeit die Wange streichelnd, sagte sie:

„Du weinst vor Freude, meine gute Sagoonah? Ich liebe Dich wegen dieses neuen Beweises Deiner Anhänglichkeit."

Nach diesen Worten nahm sie ihren früheren Platz auf der Ottomane wieder ein und versank in tiefes Nachdenken.

„Sagoonah," sagte sie nach langem Schweigen, „sage Markus, er solle sogleich zu mir kommen."

Die Angeredete verließ das Zimmer und nach wenigen Minuten trat ein Diener herein.

Er trug einen schwarzen Anzug von europäischem Schnitt und eine schwarze Cravatte. Er war ein solide und ruhig aussehender Mann von mittlerem Alter; in seinen Gesichtszügen lag ein Ausdruck ehrlicher und biederer Offenheit, der Jeden, der ihn anblickte, zu seinen Gunsten einnehmen mußte. Markus war ein Engländer, der zu Calcutta als Intendant und Aufseher über die andere Dienerschaft in Indora's Dienst getreten war. Er kannte demnach ihren fürstlichen Rang. Aber von allen Untergebenen, welche die Fürstin nach Europa begleitet hatten, wußte nur Sagoonah allein um die Herzensgeheimnisse ihrer Gebieterin und um den Zweck ihrer Reise.

„Ist es wohl möglich, Markus," fragte Indora den Intendanten, „englische Zeitungen zu erlangen, die mehrere Jahre zurückgehen?"

„Alle englischen Zeitungen werden in London an bestimmten Orten gesammelt und aufbewahrt, und in einzelnen Fällen kann man sogar eine vollständige Sammlung aller von einer Zeitung erschienenen Jahrgänge kaufen."

„Wenn dem so ist," antwortete Indora eifrig, „so müssen Sie gleich morgen für mich eine Sammlung kaufen, welche die letzten zwanzig Jahre irgend einer bedeutenden Zeitung umfaßt. Sparen Sie das Geld nicht —"

„In diesem Lande ist für Geld Alles zu haben," war die Antwort. „Morgen sollen Ew. Gnaden" — auf Indora's besondere Instruktion, da sie die Erregung von Aufsehen und müßiger Neugier zu vermeiden wünschte, redete er sie nicht mit „Ew. Hoheit" an, obgleich ihr fürstlicher Rang ihm bekannt war — „im Besitz der Zeitungsjahrgänge sein."

Der Diener zog sich mit einer Verbeugung zurück.

19.

Im Kampf mit der Welt.

Zwei Monate waren seit den zuletzt erzählten Ereignissen verstrichen und der Monat Dezember näherte sich nun seinem Ende. Die arme Mary Wright war inzwischen gestorben. Fast täglich hatte Christina Aschton die Leidende besucht und zuweilen mehrere Stunden an ihrem Bette verweilt, wo sie, im Verein mit der gutherzigen Hauswirthin, Alles aufbot, um die letzten Lebenstage der Sterbenden zu versüßen. Herr Redcliff pflegte zuweilen an der Hausthür zu erscheinen und sich theilnehmend nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen. Doch trat er nie in ihr Zimmer; er wollte keine Danksagungen von ihr anhören. Dessenungeachtet lieferte seine Börse genügende Beweise der edlen Theilnahme, die er für sie empfand. Als sie endlich verschieden war, ließ Herr Redcliff ihr ein anständiges Begräbniß herrichten und belohnte reichlich die Wärterin, die Wirthin und den Arzt für ihre Mühwaltung.

Er würde gewiß nicht unterlassen haben, auch Christina zu bedenken; doch wußte er nicht, daß sie hülfsbedürftig war, und er würde gefürchtet haben, sie durch das Anbieten einer Geldsumme zu verletzen. Ueberhaupt hatten die Zwillingsgeschwister und Herr Redcliff seit jenem zufälligen Zusammentreffen in Redcroß Street einander nicht gesehen.

Während jener zwei Monate hatte es weder Christina gelingen wollen, sich Arbeit zu verschaffen, noch war es ihrem Bruder geglückt, irgend eine Anstellung oder Beschäftigung zu finden. Sie hatten sich zu diesem Zwecke jede erdenkliche Mühe gegeben und doch waren alle ihre Anstrengungen fruchtlos geblieben. Es schien wirklich, als ob ein böses Verhängniß die beiden Waisen verfolgte.

Und nur zu bald erschien der Tag, wo ihr geringer Geldvorrath gänzlich erschöpft war. — Was war zu thun? Niedergedrückt und unter Thränen berathschlagten die Geschwister, ohne

jedoch einen Ausweg zu finden. Und dennoch mußte Etwas geschehen.

Christina's Entschluß war gefaßt. Sie selbst konnte Entbehrungen ertragen, doch der Gedanke, daß es ihrem Bruder an Brod fehle, war ihr unerträglich. Er wurde seinerseits von demselben Gedanken in Bezug auf seine Schwester gepeinigt und war bereits im Begriff, das zu thun, was Christina selbst zu thun sich vorgenommen hatte. Unter einem plausiblen Vorwande wußte sie ihn auf einige Stunden zu entfernen, indem sie ihm den Rath gab, sich zu einem Kaufmanne zu begeben, an den er sich bereits vor einigen Tagen wegen einer Anstellung in seinem Comptoir gewandt und von welchem er eine ausweichende Antwort erhalten hatte.

Kaum hatte Christian sich entfernt, so schloß Christina ein Kästchen auf, aus welchem sie ein mit Papier umhülltes Packet hervorzog. Sie öffnete das letztere und Thränen entstürzten ihren Augen, als sie die in dem Päckchen befindlichen Gegenstände betrachtete. Einer derselben bestand in einer langen schwarzen Haarlocke. Diese Locke drückte das arme Mädchen ehrfurchtsvoll an die Lippen.

„O, Mutter!" murmelte sie seufzend vor sich hin, „Du, die ich nie gekannt habe, die Du uns entrissen wurdest, bevor wir Verstand genug besaßen, um unseren Verlust würdigen zu können, blicke herab und bemitleide uns arme Waisen, die so früh schon den schweren Kampf mit der Welt begonnen haben!"

Sie legte die Haarlocke an ihre frühere Stelle zurück; dann brachte sie eine schön und geschmackvoll gearbeitete, kostbare goldene Damenuhr zum Vorschein. Eine nicht unbedeutende Summe hätte darauf geborgt werden können, und Christina berechnete schon, daß der Erlös für diese Uhr sie und ihren Bruder in den Stand setzen würde, während vieler Wochen ihr Leben zu fristen — als ein Gedanke der Reue über sie kam und sie veranlaßte, die Uhr wieder zurückzulegen. Dasselbe geschah mit mehreren werthvollen Ringen.

„Nein, Mutter," rief sie, während Thränen über ihre Wangen hinabströmten, „wir wollen lieber darben, als uns von diesen Andenken an Dich trennen!"

Sie schloß das Packet und legte es in das Kästchen zurück. Dann ging sie zu dem Kleiderschrank, suchte ihr bestes Kleid und ihren besten Shawl heraus und nachdem sie diese Gegenstände mit einem Tuche umhüllt hatte, verließ sie das Haus und nahm ihren Weg nach dem nächsten Pfandleihegeschäft. Die Abenddämmerung war bereits vorgeschritten und das Innere des Ladens hell erleuchtet.

Nach langem Zögern raffte sie ihren Muth zusammen und trat hinein. Noch einige Minuten und das für Christina so peinliche Geschäft war beendet — mit dreißig Shillingen und einem Pfandschein in der Tasche trat sie auf die Straße hinaus.

Sie kaufte einige Proviantvorräthe und kehrte dann nach Hause zurück. Als ihr Bruder nach seinem nutzlosen Ausgange wieder erschien, wanderten seine Augen von den auf dem Tische stehenden Speisen zu seiner Schwester hin — und er brach in Thränen aus. Sofort begriff er den edlen Zweck des Vorwandes, unter welchem sie ihn vorhin zum Ausgehen veranlaßt hatte, und drückte ihr durch eine innige Umarmung seinen Dank aus.

Am nächsten Morgen stand Christian zeitig auf und sagte seiner Schwester, daß er seine Bemühungen um eine Anstellung fortsetzen wolle, ungeachtet der zahlreichen Enttäuschungen, die er bereits erfahren. Dann ging er aus und begab sich nach einem Kaffeehause, um unter den in den Zeitungen enthaltenen Annoncen nach einer für ihn passenden Beschäftigung zu suchen. Bald fiel sein Blick auf eine Bekanntmachung des Inhalts, daß ein gebildeter junger Mann als Privatsekretär für einen Edelmann gesucht würde. Gleichzeitig war die Adresse eines Hauses im Belgrave Square angegeben und Christian Ashton trat ungesäumt den Weg nach dem bezeichneten Orte an.

Daselbst angekommen, fand er, daß jenes Haus der Wohnsitz des Herzogs von Marchmont war. Christian hatte, soweit er sich zu erinnern vermochte, den Namen dieses Edelmannes noch nie nennen hören und ein Gefühl der Schüchternheit beschlich ihn, als der Augenblick herannahte, in welchem er sich einem Manne von so hohem Range als Kandidat für ein solche Stellung präsentiren sollte.

Der Herzog von Marchmont befand sich zu Hause, und als

Christian den Zweck seines Erscheinens erklärte, führte einer der im Hausflur umherlungernden Livreebedienten ihn nach einem reich ausgestatteten Zimmer, in welchem der Herzog, in einen seidenen Schlafrock gehüllt, auf einem Sopha sitzend in einer Zeitung las.

Langsam blickte der Edelmann beim Eintreten des Jünglings von seinem Zeitungsblatte auf und musterte Christian mit prüfender Aufmerksamkeit. Diese Prüfung schien zu seiner Zufriedenheit auszufallen, und die Zeitung aus der Hand legend, sagte er, ohne sich vom Sopha zu erheben:

„Sie kommen wegen der Stellung als Privatsekretär?"

„Ja, Mylord," war die schüchterne Antwort.

„Bevor wir überhaupt darüber sprechen," sagte der Herzog, „setzen Sie sich an den Tisch und geben Sie mir eine Probe Ihrer Handschrift."

Er nahm das Zeitungsblatt wieder auf und vertiefte sich in die Lektüre eines Artikels.

Christian fühlte sich erleichtert, als die Augen des Herzogs nicht mehr auf ihm ruhten. Er öffnete eins der auf dem Tische liegenden Bücher, griff nach einer Feder und begann eine Stelle aus dem Buche abzuschreiben.

„Das wird genügen, um mir ein Urtheil über Ihre Handschrift zu gestatten," sagte der Herzog nach ungefähr fünf Minuten.

Christian überreichte ihm die Schriftprobe.

„Vortrefflich!" rief Marchmont; „das ist gerade eine Handschrift, wie ich sie wünsche. Eine überaus gentile Schrift. Sie haben wohl überhaupt eine gute Erziehung erhalten?"

Christian antwortete mit geziemender Bescheidenheit, daß er eine gute Schule besucht und von dieser Gelegenheit zu seiner Ausbildung nicht ohne Nutzen Gebrauch gemacht habe.

„Meine Korrespondenz," fuhr der Herzog fort, „ist eine ziemlich ausgebreitete und ich scheue die Mühe, Alles selbst zu schreiben, so daß meine Briefe sehr in Rückstand gerathen. Ich habe mich daher entschlossen, einen Sekretär zu halten, der je nach den Umständen zuweilen nach meinem Diktat zu schreiben hat, zuweilen auch nach den von mir zu machenden kurzen Angaben die Briefe

selbstständig abfassen soll. Glauben Sie dieser Beschäftigung gewachsen zu sein?"

„Ich würde keinen Augenblick zögern, sie zu übernehmen," antwortete Christian mit steigender Zuversicht.

„Nun denn, ich will jedenfalls einen Versuch mit Ihnen machen. Das Gehalt beträgt funfzig Guineen jährlich, und da Sie in meinem Hause Wohnung und Beköstigung erhalten, so werden Sie von Ihrem Salair nur die Kosten für Ihre Kleidung zu bestreiten haben."

„Ich soll in Ihrem Hause wohnen, Mylord?" stammelte Christian bestürzt, denn der Gedanke, sich von seiner Schwester trennen zu sollen, war ihm so unerträglich, daß die bereits gefaßte freudige Hoffnung sofort wieder erlosch.

„Nun ja," antwortete der Herzog, „Sie müssen hier wohnen, damit ich Sie stets zur Hand habe."

„Es thut mir überaus leid, Mylord — die Anstellung würde mir so willkommen gewesen sein — aber —"

Und Thränen traten in die Augen des jungen Mannes.

„Wie — was haben Sie denn?" fragte Marchmont schroff. „Wenn Ihnen die Stelle nicht paßt, so mögen Sie sich entfernen und damit hat die Sache ein Ende."

„O Mylord, sie paßt mir — sie würde mich aus einer trostlosen Lage erretten!" rief Christian mit tiefem Gefühl. „Aber ich habe eine Schwester — wir sind Waisen — und ich kann mich von ihr nicht trennen."

„Eine Schwester — so?" sagte der Herzog, und es kam ihm der Gedanke, daß, wenn sie so schön wäre, wie ihr Bruder, ihm ihre Bekanntschaft nicht unangenehm sein möchte. „Wie alt ist Ihre Schwester?"

„Sie steht in meinem Alter, Mylord; wir sind Zwillinge."

„Und wie alt sind Sie selbst?"

„Siebzehn und ein halbes Jahr, Mylord."

„Wie heißen Sie?"

„Christian Aschton."

Der Herzog sann einige Augenblicke nach; es war ihm, als hätte er den Namen nicht zum ersten Male gehört. Plötzlich erinnerte er sich, daß Lord Octavian Meredith ihm den Namen

Aschton als den des schönen Mädchens genannt, für welches er sich in das Duell mit Herrn Stanhop verwickelt hatte.

„Wo wohnen Sie?" fragte der Herzog, ohne Christian merken zu lassen, daß der Name ihm aufgefallen war.

Der junge Mann nannte seine Adresse in Park Street, Camden Town, und Marchmont erinnerte sich, daß es nicht dieselbe war, welche Lord Octavian ihm als diejenige bezeichnet hatte, wo der Herzog vorsprechen sollte, wenn Meredith in dem Duell fiele. Dann aber kam dem Herzoge ein neuer Gedanke; Octavian hatte ihm mitgetheilt, daß „seine schöne Unbekannte" mit einem jungen Manne zu promeniren pflegte, aus dessen auffallender Aehnlichkeit mit ihr er gefolgert habe, daß sie Geschwister wären. Aus diesem Umstande schloß nun Marchmont, daß Fräulein Aschton, ungeachtet der Verschiedenheit der beiden Adressen, dennoch Lord Meredith's schöne Unbekannte gewesen sein müsse. Er beschloß, sich über diesen Punkt Aufklärung zu verschaffen.

„Wohnen Sie schon lange in Park Street?" fragte er im gleichgültigsten Tone.

„Ungefähr neun Wochen, Mylord. Bevor wir dorthin zogen, wohnten wir in Mortimer Street."

Diese arglose Erklärung des jungen Mannes machte der Ungewißheit des Herzogs ein Ende und er beschloß nun, Christian unter allen Umständen in seinen Dienst zu nehmen.

„Nun denn, junger Mann," sagte er, „ich würde es allerdings vorgezogen haben, daß Sie in meinem Hause gewohnt hätten — es würde mir bequemer gewesen sein. Doch soll Ihre Abneigung gegen ein solches Arrangement mich nicht abhalten, einen Versuch mit Ihnen zu machen. Sie scheinen mir in jeder Hinsicht zu konveniren und wir wollen die Sache demnach als geordnet betrachten. Berathschlagen Sie mit Ihrer Schwester; vielleicht entschließen Sie sich doch noch, in meinem Hause zu wohnen, während Ihre Schwester irgendwo in der Nachbarschaft eine passende Wohnung beziehen könnte. Sie würden alsdann Gelegenheit haben, einander täglich zu sehen, denn ich glaube nicht, daß ich von Ihrer Zeit mehr als zwei bis drei Stunden jedes Tages in Anspruch nehmen werde. Kommen Sie morgen um diese Zeit wieder zu mir, um mich mit Ihrem Entschlusse bekannt zu machen.

Jedenfalls sind Sie bei mir angestellt, wie auch Ihre Entscheidung in Bezug auf die Wohnung ausfallen mag."

Als Christian sich wieder auf der Straße befand, hüpfte sein Herz vor Freude. Noch nie hatte er sich so glücklich gefühlt, wie in jenem Augenblicke, in welchem er, nachdem seine Hoffnungen schon auf den niedrigsten Punkt hinabgesunken waren, eine Anstellung erhalten hatte, die seine kühnsten Hoffnungen übertraf. Von jubelnder Freude erfüllt, eilte er seiner Wohnung zu, um Christina mit seinem unverhofften Glücke bekannt zu machen.

Bevor Christian seine Wohnung erreicht, wollen wir sehen, wie es seiner Schwester inzwischen ergangen war.

Kaum war der junge Mann an diesem Morgen ausgegangen, so begab Christina sich zu ihrer Wirthin hinunter, um die Letztere in Bezug auf die Lage, in der sie und ihr Bruder sich befanden, um ihren Rath zu bitten. Sie zögerte nicht, der Frau Giles, einer gutherzigen und wohlwollenden Matrone, mit der ihr eigenen Offenheit mitzutheilen, daß ihres Bruders und ihre eigenen Anstrengungen, sich passende Beschäftigung und damit die nothwendigen Subsistenzmittel zu verschaffen, bisher gänzlich fruchtlos geblieben waren, und drückte ihre Befürchtung aus, daß sie ihre jetzige Wohnung aufgeben und eine noch wohlfeilere beziehen müßten.

„Mein liebes Fräulein," beruhigte sie Frau Giles, „wegen der Wohnungsmiethe brauchen Sie sich keine Sorge zu machen. Bleiben Sie hier, so lange es Ihnen beliebt, und bezahlen Sie, wann und wie Sie können."

Christina drückte der würdigen Frau ihren Dank aus, erklärte aber gleichzeitig, daß weder sie noch ihr Bruder absichtlich eine Schuld kontrahiren würde, zu deren Bezahlung vorläufig gar keine Aussicht vorhanden sei.

„Aber, meine liebe Frau Giles, fuhr sie fort, „glauben Sie nicht, daß es mir möglich sein würde, eine Stellung als Gesellschafterin bei einer Dame, oder sogar nur als Kammerzofe zu erlangen? Ich wäre zur Annahme jeder Stelle bereit, die mich von der schrecklichen Sorge befreit, mit welcher ich jetzt zu kämpfen habe. Es würde mir allerdings hart ankommen, mich von meinem Bruder trennen zu müssen; noch viel härter aber wäre es,

wenn ich ihn darben sähe!" fügte Christina, in Thränen ausbrechend, hinzu.

„Warten Sie — da fällt mir eben etwas ein!" rief Frau Giles freudig aus. „Ich glaube wirklich, eine für Sie passende Stelle gefunden zu haben."

Christina blickte in gespannter Erwartung auf ihre würdige Wirthin.

„Meine Tochter dient als Hausmädchen in der Familie eines Edelmannes, der nicht weit von hier im Regent's Park ein Haus bewohnt. Jessy — so heißt meine Tochter — war gestern Abend hier und erzählte mir, daß ihre gnädige Frau eine Gesellschafterin sucht — irgend eine nette und fein erzogene junge Person — kurz, ich bin fest überzeugt, daß Sie, Fräulein Aschton, der Dame sehr gefallen würden. Und die gnädige Frau ist so liebenswürdig, so sanft und gut — und Mylord ist ein so netter Mann! Sie sind erst seit Kurzem verheirathet."

„O, wenn es möglich wäre," rief Christina freudig, „daß ich eine solche Stelle erhalten könnte!"

„Ich glaube wirklich, daß Sie sie erlangen werden, Fräulein," versetzte die Wirthin, „und obgleich es mir aufrichtig leid thäte, Sie als Mietherin zu verlieren, würde ich mich doch andererseits herzlich freuen, Sie in einer guten und angenehmen Stellung zu wissen. Es wäre wohl das Beste, wenn Sie sich sogleich darum bemühten."

„Das will ich," sagte Christina; „und tausendmal Dank für Ihre freundliche Mittheilung!"

Sie eilte in ihr Zimmer hinauf, um sich zum Ausgehen anzukleiden; dann kehrte sie zu Frau Giles zurück, um sich die Adresse der betreffenden Dame mittheilen zu lassen, und wenige Minuten später befand sie sich auf dem Wege.

Endlich stand sie vor dem ihr bezeichneten Hause, und auf ihre Frage, ob die gnädige Frau zu einer so frühen Tagesstunde zu sprechen wäre, erhielt sie eine bejahende Antwort und wurde in ein Gemach geführt, in welchem Zoe, die jetzige Lady Meredith, in einem reizenden Morgenkostüm auf dem Sopha saß. Die gute Meinung, welche Christina bereits nach der von ihrer Wirthin ihr gemachten Charakterschilderung von Lady Meredith gefaßt hatte,

wurde durch den ersten Blick auf die Letztere noch erhöht, und das junge Mädchen fühlte sogleich Hoffnung und Zuversicht in ihrem Herzen erwachen.

In derselben Weise faßte auch Zoe sogleich eine überaus günstige Meinung von Christina, und sie vermochte sich des Wunsches nicht zu erwehren, daß die sich ihr vorstellende junge Dame für die Stellung, um welche sie sich bewarb, in jeder Hinsicht geeignet sein möchte.

„Es ist vollkommen wahr," antwortete sie, nachdem Christina ihr den Zweck ihres Besuches mitgetheilt hatte, „daß ich eine junge Dame suche, die geneigt sein würde, als Gefährtin und Freundin bei mir zu leben —" Sie betonte nachdrücklich die letztere Bezeichnung, um dadurch anzudeuten, daß sie Christina, wenn das gewünschte Arrangement mit ihr zu Stande käme, nicht als eine Untergebene betrachten und behandeln würde. „Mein Gatte ist selbstverständlich häufig abwesend, um mit seinen Freunden und Bekannten zu verkehren, und ich fühle mich zuweilen etwas einsam. Ich suche daher die Freundschaft eines jungen Mädchens von angenehmer und liebenswürdiger Persönlichkeit und feiner Bildung. Auf freundliche Behandlung könnte sie mit Bestimmtheit rechnen; sie würde sich nie in einer falschen Lage finden, sondern stets als ein Mitglied der Familie betrachtet werden und auf einem Fuße vollkommener Gleichheit mit mir selbst stehen. Ich habe es für nothwendig gehalten, mich über diesen Punkt offen und freimüthig auszusprechen, Fräulein Aschton, damit Sie gleich jetzt über meine Auffassung des Verhältnisses, das zwischen uns obwalten würde, in's Klare gesetzt werden."

Wir müssen unsere Leser daran erinnern, daß Zoe von der zwischen ihrem Gatten und Christina bestehenden Bekanntschaft nicht die leiseste Ahnung hatte. Ebenso wenig wußte sie von dem früheren Abenteuer im Regent's Park und dem daraus entstandenen Duell, während Christina ihrerseits nicht ahnte, daß der Zufall sie in das Haus des Mannes geführt hatte, den sie nur als „Herrn Percival" kannte, und demnach unmöglich auf die Vermuthung kommen konnte, daß sie in diesem Augenblicke der Gattin jenes Mannes gegenüberstand.

„Ich danke Ihnen für die Erklärungen, welche Sie mir ge-

geben haben, gnädige Frau," antwortete Fräulein Aschton, „und ich weiß das Zartgefühl, aus welchem dieselben hervorgegangen sind, vollkommen zu würdigen. Mit gleicher Offenheit will ich Ihnen die bescheidenen Leistungen nennen, die ich Ew. Gnaden darzubieten im Stande bin. Ich habe eine gute Erziehung genossen und bin in manchen Fertigkeiten unterrichtet worden, obgleich ich nicht eitel genug bin, zu behaupten, ich wäre in einer derselben vollkommen. Ich liebe Musik; ich zeichne gern und habe eine Vorliebe für das Malen in Wasserfarben. Ich habe mich viel mit Lektüre beschäftigt, hauptsächlich mit der von Geschichte, Reisebeschreibungen und anderen belehrenden Werken. Ich hege den lebhaften Wunsch, mich nützlich und angenehm zu machen, und werde alle mir erwiesene Güte und Freundlichkeit durch aufrichtige und dankbare Zuneigung zu vergelten suchen. Meine jetzige Lage ist eine peinliche. Ich habe einen Zwillingsbruder und wir sind früh verwaist. Wir haben keine Verwandte oder Freunde. Ein jüngst stattgefundenes unglückliches Ereigniß hat uns der einzigen Hülfsquelle beraubt, die wir bis dahin besessen hatten, — ich spreche von dem plötzlichen Verschwinden eines Mannes, der auf der anderen Seite des Regent's Park wohnte —"

„Meinen Sie Herrn Preston?" fragte Zoe, einigermaßen überrascht.

„Ja, gnädige Frau."

„Mein Vater war es, der die von jenem Manne begangenen Fälschungen zuerst entdeckte, und ich bedaure hinzufügen zu müssen, daß auch er durch dieselben gelitten hat. Ist Preston ein Verwandter von Ihnen?"

„O nein, gnädige Frau," antwortete Christina; „wie ich schon bemerkte, haben wir unseres Wissens gar keine Verwandte. Unsere Eltern starben, als wir noch ganz jung waren; wir wurden von unserem Oheim, einem Wittwer, erzogen. Dieser starb plötzlich, und gleich nach seinem Begräbniß kündigte sich uns Herr Preston als Derjenige an, von welchem wir fortan die Mittel zu unserem Lebensunterhalt empfangen würden. Auf seine Weisung kamen wir nach London und bis zu dem Tage seiner Flucht wurde das uns ausgesetzte Einkommen regelmäßig gezahlt. Seit jenem

Tage haben wir mit manchen Sorgen und Trübsalen zu kämpfen gehabt —"

Hier brach Christina in Thränen aus. Lady Meredith fühlte sich durch die Erzählung der Waise tief bewegt und sprach ihr freundlich und liebevoll zu.

Doch brauchen wir den weiteren Verlauf dieser Unterredung nicht zu verfolgen. Es wird genügen, wenn wir anführen, daß Christina eine halbe Stunde später in gehobener, freudiger Stimmung nach ihrer Wohnung zurückeilte, um ihrem Bruder die Mittheilung zu machen, daß Lady Meredith sie als ihre Gesellschafterin engagirt habe.

Als sie ihre Wohnung erreichte, war Christian noch nicht zurückgekehrt. Sie theilte ihrer wohlwollenden Wirthin den günstigen Erfolg ihrer Bemühung mit und eilte dann in ihr Zimmer hinauf. Kaum hatte sie einige Minuten hier verweilt, als ihr Bruder mit allen Zeichen freudiger Erregung hereinstürzte.

„Freue Dich mit mir, meine gute Schwester," rief er, sie in die Arme schließend, ich habe endlich mein Ziel erreicht!"

„Und auch ich, mein lieber Christian," sagte sie, kaum minder erfreut, „habe einen glücklichen Erfolg erzielt."

Gegenseitige Erklärungen fanden statt; doch wurde Christian's Freude getrübt durch die Nothwendigkeit, sich von der Schwester zu trennen.

„Der Herzog," sagte er traurig, „hat mir die Wahl gelassen, entweder in seinem Hause zu wohnen oder mit Dir zusammen zu bleiben, und ich hatte mich schon darauf gefreut, daß wir Beide nach der Nachbarschaft von Belgrave Square ziehen könnten und uns nicht zu trennen brauchten."

„Ja, aber mein guter Bruder, wir müssen uns nun in das Unvermeidliche fügen," erwiederte Christina, wiewohl auch in ihren Augen Thränen standen.

Auf Christina's Wunsch war Frau Giles zu Lady Meredith gegangen, um, soweit ihre Bekanntschaft mit der jungen Dame und deren Bruder reichte, die von Christina gemachten Angaben zu bestätigen. Nach zwei Stunden kehrte die würdige Frau zurück und sagte, ein versiegeltes Couvert in Christina's Hand legend:

„Lady Meredith fühlt schon jetzt ein so lebhaftes Interesse für Sie und fürchtet so sehr, irgend ein unerwarteter Zwischenfall könnte Sie noch jetzt verhindern, in ihr Haus zu kommen, daß sie mich ersucht hat, Ihnen dies als eine formelle Bestätigung der geschlossenen Uebereinkunft zu übergeben."

Als Christina das Couvert öffnete, fand sie in demselben eine Banknote von zwanzig Pfund. Dieser Beweis von Lady Meredith's Edelmuth und freundlicher Rücksicht rührte die Geschwister auf's Tiefste.

Am nächsten Morgen trennten sich Christina und ihr Bruder unter vielen Thränen und Umarmungen, um in ihre neuen Stellungen einzutreten.

20.

Barney, der Menschenschlächter.

Der Auftritt, welchen wir zu schildern im Begriff sind, fand am Abend desjenigen Tages statt, an welchem eine so günstige Wendung in dem Geschicke der Zwillingsgeschwister eingetreten war.

Zwischen neun und zehn Uhr trat ein Mann von ungewöhnlich zurückstoßendem Aeußern aus einem der dumpfen kleinen Höfe hervor, die in den New Cut in Lambeth münden, und nahm seinen Weg nach jenem Labyrinth dicht bevölkerter Straßen und Gäßchen, welche zwischen den unteren Theilen des Waterloo und des Westminster Road einen so großen Raum einnehmen.

Der Mann, von welchem wir sprechen, mochte etwa fünfzig Jahre alt sein, und ein widerlicheres Aeußere vermag die lebhafteste Phantasie sich kaum vorzustellen. Die furchtbarsten und abschreckendsten Attribute der menschlichen Natur schienen in jenem widerwärtigen Gesicht ihren bildlichen Ausdruck gefunden zu haben. Auch konnte sein vernachlässigter und von gänzlicher Verwahrlosung zeugender Anzug nicht dazu beitragen, den abstoßenden Ein-

druck jener scheußlichen Züge zu mildern. Die Hände hatte der unheimliche Mensch in die Seitentaschen seines schmutzigen Ueberrockes gesteckt, während er unter dem linken Arme einen dicken, schweren Stock trug, den man passender eine Keule hätte nennen können. Unter dem Lederschirm seiner abgetragenen Mütze hervor warf er verstohlene Blicke nach allen Seiten hin, als fühlte er sein Gewissen nicht ganz so rein, um ihn keine Gefährdung seiner persönlichen Sicherheit befürchten zu lassen.

Nachdem er in dieser Weise durch mehrere Straßen geschritten war, mäßigte er die bisherige Schnelligkeit seines Ganges, als er in die Nähe eines Hauses kam, an dessen einer Seite eine kleine Dissidentenkapelle stand, während sich auf der anderen ein Bierhaus befand. Auch muß bemerkt werden, daß unmittelbar neben der Kapelle ein niedriger, gewölbter Eingang vorhanden war. Das zwischen der Kapelle und dem Bierhause befindliche Wohngebäude war klein und schlicht, doch hatte es ein anständiges Aussehen. Eine kleine Messingplatte auf der Vorderthür bezeichnete als den Insassen des Hauses John Smedley, seines Zeichens ein Goldschläger. Auch wurde dies weiter bestätigt durch einen vergoldeten Arm mit einem schweren Hammer in der Faust, der über dem Fenster des Erdgeschosses aus der Mauer hervorragte.

Die beiden Fenster des ersten Stockwerkes waren mit dunklen Moireegardinen verhangen. Das Zimmer, zu welchem diese Fenster gehörten, war vermiethet.

Herr und Frau Smedley standen bei ihrer Nachbarschaft in dem Rufe anständiger, ordentlicher Leute, obschon man sich gleichzeitig heimlich erzählte, daß Frau Smedley dem Genusse geistiger Getränke etwas zu sehr zugethan sei. Andererseits besuchte der Mann regelmäßig die Betversammlungen in der benachbarten Kapelle, so daß der Geistliche ihn als das frommste Mitglied seiner Gemeinde betrachtete. Ein scharfer Beobachter jedoch würde, wenn er ein Menschenkenner war, einigen bescheidenen Zweifeln an der Aufrichtigkeit von Smedley's religiöser Gesinnung Raum gegeben und möglicher Weise unter dem scheinheiligen Aeußeren dieses Mannes gerade den vollendeten Heuchler gewittert haben. Seine Frau war ein großes, wohlgebautes Weib, dessen Züge eine bedeutende Energie und Entschlossenheit verriethen. Sie war drei

oder vier Jahre jünger als ihr Mann und beherrschte ihn vollständig.

Sie hatten keine Kinder; doch besaßen sie eine Gefährtin in Frau Smedley's Mutter. Die Letztere war ein Weib von sechszig Jahren. Es lag etwas Düsteres, wenn nicht geradezu Abstoßendes in den Zügen dieser Frau.

Der widerlich aussehende, unheimliche Mensch, von welchem wir im Anfange dieses Kapitels sprachen, hieß Barney; doch sprachen seine Genossen von ihm zuweilen unter der entsetzlichen Bezeichnung: „Barney, der Menschenschlächter," obwohl sie sich sorgfältig hüteten, von diesem Beinamen in seiner Gegenwart Gebrauch zu machen. Dieser Beiname rührte daher, daß man von Barney, wohl nicht ohne Grund, vermuthete, er habe früher zu einer teuflischen Bande gehört, deren zahlreiche Mordthaten im ganzen Lande die heftigste Bestürzung erregten.

Wie wir bereits sagten, mäßigte Barney die Schnelligkeit seiner Schritte, als er sich dem Hause des Goldschlägers näherte. Scheu und ängstlich blickte er umher, offenbar in der Absicht, sich die Gewißheit zu verschaffen, daß er nicht beobachtet würde. Dann trat er schnell und entschlossen in den neben der Kapelle befindlichen gewölbten Gang. Der letztere führte zu einem kleinen, hinter der Kapelle liegenden freien Platze, der durch eine niedrige Mauer von dem Hofraum hinter Smedley's Hause getrennt war. Diese Mauer wurde von Barney überklettert und nun gelangte er, den Hof überschreitend, durch eine Hinterthür in das Haus. Barney mußte mit der Lokalität vollständig vertraut sein, denn obgleich im Innern des Hauses Alles dunkel war, begann er doch ohne Zögern eine Treppe hinabzusteigen, die ihn zu einem unter der Erde belegenen Raum führte. Hier brannte ein Licht auf einem Tisch, an welchem Herr und Frau Smedley, sowie Frau Webber, die Mutter der Letzteren, mit Flaschen und Trinkgläsern vor sich saßen. Eine massive Thür auf der einen Seite führte zu einem Keller; eine zweite Thür bildete die Verbindung mit der Küche.

Mit der Miene eines Mannes, welcher sich bewußt ist, der von ihm besuchten Familie nicht fremd zu sein und nicht ungelegen zu kommen, trat Barney in diesen Raum. Er nickte den Anwesenden vertraulich zu, warf seine Mütze ab, setzte den Keulen-

stock in eine Ecke, und nachdem er sich am Tische niedergelassen, mischte er sich ein Glas Grog.

„Ha, das hält bei solchem Wetter Leib und Seele zusammen!" sagte er, nachdem er getrunken, mit den Lippen schnalzend. „Es ist furchtbar rauh und kalt, und ich wundere mich, daß Ihr in diesem verdammten feuchten Raum nicht vor Kälte zittert. Doch zur Sache! Was habt Ihr vor? Ich habe die Botschaft bekommen, John," fügte er, Smedley anredend, hinzu. „Tim Scott hat sie mir heut Nachmittag überbracht."

„Ja, ja, Tim Scott ist ein tüchtiger Junge," bemerkte die alte Frau, „und ich glaube, er verdankt Euch seine Erziehung, Barney."

„Na, Madame, ich hab' wirklich mit Tim's Erziehung mir viel Mühe gegeben. Aber sein älterer Bruder Bill ist noch viel gescheidter, als er. Doch ist Tim auch noch sehr jung und wird mit den Jahren schon Fortschritte machen, und ich kann Euch sagen, daß es dann in ganz London keine zwei so tüchtige Kerls geben wird, wie die beiden Scotts — die werden mir einmal Ehre machen."

„Ich fürchte," sagte Frau Smedley, „Ihr habt in der letzten Zeit auch nicht bessere Geschäfte gemacht, Barney, als wir. Seit zehn Monaten haben wir keinen Miether gehabt —"

„Bis der jetzige sich gefunden hat," fiel Barney ihr in's Wort. „Nun, was wollt Ihr mit ihm anfangen? Denn um seinetwillen war es doch wohl, daß Ihr mir heut die Botschaft geschickt habt?"

„Ganz recht, Barney. Er ist ein kurioser Kauz, der alte Bursche da oben," sagte John Smedley.

Dann beugte er sich, bis seine Lippen Barney's Ohr berührten, und flüsterte ihm die Worte zu:

„Wir haben uns entschlossen, es zu thun."

„Sehr recht und vernünftig von Euch," sagte Barney, „das heißt, wenn Ihr Euch überzeugt habt, daß es sich auch der Mühe lohnt."

„Nun, Barney, das könnt Ihr Euch wohl denken, daß wir uns nicht um eine Bagatelle auf solche Geschichte einlassen werden. Meine Mutter hat sich bei dem Miether eingeschmeichelt —"

„Wie heißt er denn?“ fragte Barney.

„Er nennt sich Smith,“ antwortete Barbara Smedley; „wir wußten aber den Augenblick, als er in's Haus kam, daß es nicht sein richtiger Name war. Er sah so wild und verstört aus und schien froh, sich irgendwo verbergen zu können. Und nachdem ich ihm die Wohnung gezeigt und ihm den Preis gesagt hatte, fragte ich ihn, auf wen er sich beziehen wollte. Er antwortete, er könne mir keine Referenzen angeben, wolle aber die Miethe im Voraus bezahlen. Dann fragte ich ihn nach seinem Namen, und er schien einen Augenblick zu schwanken, ob er sich Brown, Jones, Thompson oder Smith nennen sollte.“

„Und er ist nicht ein einziges Mal ausgegangen, seit er im Hause wohnt,“ nahm Smedley die Erzählung auf. „Während der ganzen Zeit ist er auch in stetiger Unruhe gewesen. Und wie hat er sich seitdem verändert! Ich hätte nimmer geglaubt, daß ein Mensch sich in zwei Monaten so verändern kann; er ist zu einem wahren Skelett abgezehrt.“

„Aber hat er baares Geld?“ fragte Barney. „Das ist das Einzige, was uns zu kümmern braucht.“

„Wir wissen jedenfalls, daß er etwas Geld hat,“ antwortete Barbara, „und ich will Euch erzählen, wie wir das herausbekommen haben. Meine Mutter ging heute Morgen, wie gewöhnlich, zu ihm hinauf, um ihn zu fragen, was er zum Mittagessen haben wollte. Dann übergab sie ihm auch die Wochenrechnung und —“

„Laß mich das erzählen, Barbara,“ fiel die alte Frau ihrer Tochter in's Wort. „Ihr müßt also wissen, Barney, daß er in beständiger Angst und Aufregung ist, und jedes Mal, wenn seine Thür aufgeht, sieht er so erschrocken aus, als ob er die Polizei eintreten zu sehen erwartete. Wie ich ihm nun heute seine Rechnung gebe, steckt er die Hand in die Tasche und zieht in seiner Aufregung anstatt einer Börse zwei Börsen heraus. Dann wird er schrecklich verlegen und steckt die eine Börse schnell wieder in die Tasche zurück, aber doch nicht so schnell, daß ich nicht Zeit gehabt hätte, zu sehen, daß sie an einem Ende ganz mit Goldstücken gefüllt war, und ich denke mir — obwohl ich es natürlich nicht mit Bestimmtheit wissen kann — daß das andere Ende Banknoten enthielt.“

„Nun," bemerkte Barney, „ich würde mich gar nicht wundern, wenn er seinem Prinzipal mit vielem Gelde davongelaufen wäre oder sonst einen ähnlichen Streich begangen hätte. Aber erzählt nur weiter, Frau Webber."

„Nun, ich sagte zu ihm, er sähe sehr blaß und leidend aus, ob wir ihm einen Doktor herbeirufen sollten. Darauf antwortete er, er brauche keinen Doktor; aber er glaube, daß er, wegen der Luftveränderung nach dem Kontinent gehen würde —"

„Nun, das wird er nicht thun," sagte Barney mit einem Blicke wilder Blutgier, „wenn er so viel Gold in seiner Börse hat. Ich bin in diesem Augenblick ganz abgebrannt und muß mir wieder Geld verschaffen."

„Jetzt wißt Ihr von ihm gerade so viel wie wir," bemerkte Barbara Smedley. „Als Mutter uns Alles erzählte, — wie sie die zweite Börse gesehen und wie er vom Abreisen gesprochen, — dachten wir, daß wir nichts Besseres thun könnten, als nach Euch zu schicken und die ganze Sache mit Euch zu überlegen. Aber horch! — er hat eben geklingelt. Geh' schnell hinauf, Mutter, und sieh', was er will."

Frau Webber eilte in das erste Stockwerk hinauf und kam nach fünf Minuten wieder herunter.

„Er hat sich zur Abreise fest entschlossen," erzählte sie leise und geheimnißvoll. „Er will übermorgen abreisen und fragte, ob wir ihm Jemand verschaffen wollten, dem er morgen einen wichtigen Brief zur Besorgung anvertrauen könnte."

„Natürlich wollen wir ihm Jemand verschaffen!" rief Barney mit einem bedeutungsvollen Augenblinken. „Wer weiß, ob dieser Brief nicht ein volles Bekenntniß des Unrechts enthält, das er gethan hat; er wird vielleicht an die Leute gerichtet sein, die er beraubt oder bestohlen — denn daß er wirklich etwas Derartiges begangen hat, ist gar nicht zu bezweifeln."

„Nein, durchaus nicht," sagte Barbara zustimmend. „Aber heute Nacht wollen wir noch nichts Entscheidendes vornehmen, sondern bis morgen Abend damit warten. Erst müssen wir den Brief lesen, den er abschicken will; möglicher Weise bekommen wir den alten Burschen dadurch so vollständig in unsere Macht, daß wir ihn zwingen können, uns Alles, was er hat, gutwillig

auszuliefern. Das würde uns der Nothwendigkeit überheben, ihn — — nun, Ihr wißt schon, was ich meine."

Bei diesen Worten warf sie einen unheimlich düsteren Blick auf eine Stelle des Fußbodens, wo der Tisch auf einer kleinen wollenen Decke stand.

„Ja," sagte Barney, „das ist der beste Plan. Können wir das Geld im Guten erlangen, so ist mir's recht; wenn aber nicht, dann —"

Und seine Keule erfassend, schwang er dieselbe mit einer bedeutungsvollen Geberde, während sein ohnehin schon so widerliches Gesicht einen wahrhaft teuflischen Ausdruck annahm.

„Die Stelle dort hat schon Einige hinabrollen sehen," bemerkte John Smedley, „und vielleicht sieht sie noch Einen, bevor wir viel älter werden."

„Ja, ja, wir Beide haben schon manches einträgliche Geschäft zusammen gemacht, John," antwortete Barney, sich zufrieden die Hände reibend, als wären die von Smedley erwähnten „Geschäfte" der Gegenstand eines erfreulichen Rückblicks. „Und möge unsere Freundschaft nie aufhören!"

Bei diesem Toast erhob der Bösewicht das Glas und brachte es an die Lippen.

„Dieses Haus ist für unsere Zwecke überaus bequem, nicht wahr, Barney?" sagte John Smedley nach einer Pause, indem er, wie seine Frau schon vorhin gethan, auf die Decke hinabblickte. „Was für Dinge gehen doch in London vor! Wer, zum Beispiel, würde vermuthen —"

„Sprich nicht so albern, John," fiel Barbara ihm in's Wort. „Man sollte wahrhaftig denken, daß Du Lust hättest, über die Geheimnisse dieses Hauses zu moralisiren. Ich fürchte immer, daß Deine Zunge uns Allen einmal einen bösen Streich spielen wird."

„Ihr braucht nichts zu fürchten, Frau Smedley," sagte Barney beschwichtigend. Ich kenne John Smedley lange genug, um zu wissen, daß er verschwiegen wie das Grab ist. Wie lange seid Ihr doch schon in diesem Hause? Ah, zehn Jahre, und dabei habt Ihr Euch während der ganzen Zeit einen guten Namen in der Nachbarschaft bewahrt."

„Ja, es war eine prächtige Idee von mir," bemerkte Smedley triumphirend, „daß ich mich dieser psalmensingenden Gemeinde anschloß. Sie halten mich Alle für eben solchen Mucker, als sie selber sind."

„Ja, das thun sie, und diese Meinung mußt Du aufrecht erhalten," bestätigte Barney. „Aber, um wieder auf die beiden Scotts zu kommen, so will ich Euch einmal sagen, was für die nothwendig ist."

„Nun, was denn?" fragte Barbara.

„Daß sie einmal eine solche Scene mit ansehen, wie wir morgen vielleicht hier aufführen werden," antwortete Barney. „Es würde für solche Burschen wie die Scotts ganz unnütz sein, unsere Profession regelmäßig zu beginnen, bis sie etwas von der Art gesehen haben. Sie haben für unsere Profession das Zeug, aber sie müssen noch abgehärtet und tüchtig abgestumpft werden. Gewohnheit ist die Hauptsache. Würden wir wohl hier sitzen und so ruhig und gelassen über eine Sache der Art sprechen, wenn wir nicht das Alles schon früher durchgemacht hätten? Wahrlich nicht!"

Und gleichsam um seinem Argument den erforderlichen Nachdruck zu geben, schlug Barney mit der geballten Faust kräftig auf den Tisch.

„Nun aber," fügte er hinzu, „will ich aufbrechen. „Morgen Abend zwischen neun und zehn Uhr will ich wieder herkommen und sehen, was geschehen ist — oder was geschehen muß."

Er stand auf, nickte seinen drei Genossen vertraulich zu, schlich leise die Treppe hinauf und trat in den bereits erwähnten Hofraum hinaus.

Einige Minuten später befand er sich auf der Straße und trat den Rückweg nach seiner Wohnung an. Diese befand sich, wie wir bereits zu erwähnen Gelegenheit hatten, in einem engen Hofe des New Cut.

Barney trat in das betreffende Haus, dessen Atmosphäre sogar jetzt — zur Winterzeit — mit pestartigen Dünsten angefüllt war, und stieg zu einem im ersten Stockwerk gelegenen Hinterzimmer hinauf, in welchem zwei junge Burschen beim Dominospiel saßen.

Das Zimmer war überaus ärmlich ausgestattet. Auf dem Fußboden waren zwei Lagerstätten bereitet. Die eine war Barney's Bett; die andere wurde von den beiden Brüdern benutzt.

Bill Scott, der ältere derselben, war ein ganz seltsam aussehendes Wesen; seine Häßlichkeit hatte etwas so Komisches, daß sie Lachen erregt haben würde, wenn nicht sein Gesicht gleichzeitig auch ein Gepräge tief eingewurzelter Schurkerei verrathen hätte. Er war nicht mehr als achtzehn Jahre alt und doch glich sein Gesicht bereits dem eines Greises.

Sein Bruder Tim zählte funfzehn Jahre. Er hatte eine kleine, zwerghafte Gestalt; dabei war er aber breitschulterig.

Zwischen den beiden Brüdern herrschte eine gewisse Aehnlichkeit; nur trat bei Tim jenes greisenhafte Aussehen noch nicht so deutlich hervor, wie es bei seinem drei Jahre älteren Bruder der Fall war.

„Ah! Ihr seid schon zu Hause?" rief Barney bei seinem Eintritt in das Zimmer. „Nun, Jungen, habt Ihr heute Glück gehabt?"

„Ich denke, wir können zufrieden sein," sagte Bill. „Hier ist eine Brieftasche mit 'ner Fünfpfundnote und einem Sovereign."

Er brachte die Brieftasche, die Frucht eines Taschendiebstahls, zum Vorschein und sein häßliches Gesicht leuchtete vor Stolz und Zufriedenheit, als hätte er die edelste That vollbracht.

„Na, das ist gut, mein Junge," rief Barney mit einem beifälligen Kopfnicken, „besser, als Du es seit sechs Wochen gemacht hast. Und Du, Tim, — was hast Du mitgebracht?"

„Eine Uhr, ein seidenes Taschentuch und einen silbernen Löffel," versetzte der jüngere Dieb, indem er auch seinerseits die Beute auf den Tisch legte.

„Auch gut," bemerkte Barney. „Die Geschäfte fangen an, besser zu gehen, und wir wollen uns heut einmal etwas gütlich thun. Diesen Goldgelben," fügte er, schmunzelnd und auf den Sovereign deutend, hinzu, wollen wir heute draufgehen lassen; morgen will ich die Note wechseln und die Uhr und den Löffel verkaufen. Was nun das Taschentuch betrifft, so mögt Ihr Beide eine Partie Domino um dasselbe spielen und der Gewinner soll's haben."

Nachdem Barney in dieser Weise Alles zu seiner vollkommenen Zufriedenheit und nicht minder zu derjenigen der beiden jungen Diebe geordnet hatte, sandte er Tim mit dem Auftrage aus, Speisen und Getränke für die Abendmahlzeit herbeizuholen.

21.

Die neue Stellung.

Als Christina Aschton bei Lady Meredith erschien, um ihre Stellung anzutreten, war Lord Octavian nicht daheim. Er war in der That absichtlich ausgegangen. Unsere Leser werden sich leicht vorstellen können, mit welcher Ueberraschung er am vorigen Tage erfahren hatte, daß der Zufall seine Gattin gerade die schöne Christina Aschton als ihre Gesellschaftsdame hatte engagiren lassen! Einen Augenblick war er schon im Begriffe gewesen, irgend eine Einwendung zu erheben und das Engagement rückgängig zu machen; ein weiteres Nachdenken jedoch zeigte ihm die Unangemessenheit dieses Verfahrens, und mit Recht sagte er sich, daß seine Einmischung in eine derartige Angelegenheit Zoe auffallen und ihr Veranlassung zu den seltsamsten Muthmaßungen geben würde. Das wollte er natürlich vermeiden, und es blieb ihm demnach nichts Anderes übrig, als der Sache ihren ungestörten Verlauf zu lassen, gleichzeitig aber irgend ein Mittel zu ersinnen, durch welches Christina verhindert werden möchte, in Folge des plötzlichen Wiedererkennens seiner Person ihre Ueberraschung in Zoe's Beisein an den Tag zu legen und dieser Letzteren dadurch die früheren Ereignisse zu verrathen.

Aus diesen Gründen war Lord Octavian, wie schon gesagt, absichtlich ausgegangen, als Fräulein Aschton in seinem Hause anlangte. Sie wurde von Zoe mit großer Herzlichkeit empfangen und von dieser liebenswürdigen Dame sogleich in das elegant

möblirte Zimmer geführt, welches für ihren besonderen Gebrauch bestimmt war.

Als Christina ihre kleinen Arrangements in ihrem eigenen Gemache beendet hatte, verlebte sie einige Stunden in angenehmer Unterhaltung mit Zoe, und um ein Uhr sagte die Letztere:

„Ich muß es nun Ihnen überlassen, sich bis drei oder vier Uhr allein zu amüsiren. Ich habe versprochen, meinen Vater zu besuchen, der sich in Folge des durch Herrn Preston erlittenen schweren Verlustes sehr verstimmt fühlt. Ich werde Sie daher heute nicht mitnehmen; doch wird es mir bei einer anderen Gelegenheit aufrichtiges Vergnügen gewähren, Sie meinem Vater vorzustellen."

Zoe brach zu ihrem beabsichtigten Besuche auf und Christina blieb allein im Salon zurück.

Sie begann auf dem herrlichen Flügel zu spielen, und bald stimmte sie auch ein Lied an, dessen Vortrag durch den Schmelz ihrer lieblichen Stimme ein Auditorium, wenn ein solches vorhanden gewesen wäre, zu stürmischem Beifall hingerissen haben würde. Doch hatte Christina, ohne es zu ahnen, wenigstens einen Zuhörer.

Lord Octavian war soeben nach Hause zurückgekehrt und stand, in athemlosen Entzücken dem Gesange lauschend, an der Thür des Salons.

Erst nachdem die letzte Note verklungen war, drehte er leise die Handhabe des Schlosses und trat hinein.

„Herr Percival!" rief sie, und ihre erste Empfindung war dankbare Freude, in welche sich gleichzeitig auch einige Ueberraschung mischte, den ritterlichen Mann, der um ihretwillen sein Leben in einem Zweikampfe gewagt hatte, in diesem Hause zu sehen.

„Fräulein Aschton," sagte er, indem er sich ihr näherte und ihr die Hand reichte, „Sie haben mich durch Ihren Vortrag wahrhaft entzückt!"

Dieses Compliment, das Lord Octavian mit derselben Innigkeit aussprach, welche auch sein Auge verrieth, vollendete Christina's Befangenheit, und um das Gespräch von sich abzulenken, sagte sie:

„Weder Lord noch Lady Meredith ist zu Hause. Die gnädige Frau wird erst in zwei Stunden zurückkehren."

Sie ahnte freilich nicht, daß sie Einem Derjenigen, von welchen sie sprach, gegenüberstand.

„Lord Octavian ist allerdings im Hause," versetzte Meredith mit eigenthümlicher Betonung.

„Wirklich? Das wußte ich nicht. Ich will klingeln und nachfragen," sagte Christina.

Sie erhob sich und war im Begriff, die von ihr ausgesprochene Absicht in Ausführung zu bringen, als Meredith sie zurückhielt.

„Nein, Fräulein Aschton," sagte er; „Sie mögen sich die Mühe dieser Nachfrage ersparen. Verzeihen Sie mir eine kleine Täuschung, die ich gegen Sie verübt habe — vergeben Sie mir, und hören Sie mich an."

„Ha!" rief Christina zusammenfahrend.

Dann aber faßte sie sich und fügte in einem etwas kalten Tone hinzu:

„So sind Sie wohl Lord Octavian Meredith?"

„Ja, ich bin es," antwortete er. „Ich bitte, nehmen Sie Ihren Platz wieder ein und gestatten Sie mir, Ihnen die nothwendigen Erklärungen zu geben."

Christina zögerte. Sie hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß es unpassend sein würde, mit dem jungen Edelmanne, der sie getäuscht hatte, allein zu bleiben; und dennoch sagte sie sich, daß sie es nicht umgehen könne, die Gründe und Erklärungen für sein Verfahren anzuhören.

Sie ließ sich demnach auf's Neue nieder, ohne jedoch ein Wort zu sprechen.

„Sie werden sich erinnern, Fräulein Aschton," begann Meredith im achtungsvollsten Tone, „daß ich an dem Tage, an welchem ich das Glück hatte, Ihnen einen kleinen Dienst zu erweisen, das Motiv, welches Sie nach meinem Namen zu fragen veranlaßte, vollkommen durchschaute. Sie sahen, daß ein Duell wahrscheinlich, ja sogar unvermeidlich war, und zu dem edelsten Zwecke beabsichtigten Sie, einen Friedensrichter davon zu benachrichtigen. Aber meine Ehre stand auf dem Spiele und es war

für mich durchaus unvermeidlich, mich meinem Gegner zum Zweikampf zu stellen. Um daher die Ausführung Ihrer edlen Absicht zu verhindern, sah ich kein anderes Mittel, als einen falschen Namen anzugeben."

„Nur zu wahr!" murmelte Christina betroffen.

„Wie Sie wissen, fand das Duell statt," fuhr Meredith fort, „da aber Niemand eine Verletzung davontrug, so wurde die Sache so vollständig vertuscht, daß sie nie zu den Ohren meiner Gattin gelangt ist. Ich hoffe nun auf Ihre Großmuth, damit die Angelegenheit auch fernerhin für meine Frau ein Geheimniß bleibe. Gestatten Sie mir jedoch, mit meinen Erklärungen fortzufahren. Ich hatte Ihnen, Fräulein Aschton, das Versprechen gegeben, daß Sie den Ausgang des Duells unter allen Umständen erfahren sollten; wenn ich fiele, sollte mein Sekundant Ihnen die Nachricht überbringen, — käme ich unverletzt davon, so wollte ich Ihnen persönlich meine Aufwartung machen. Ich erschien in Ihrer Wohnung und ließ mich unter dem Namen anmelden, unter welchem Sie mich bereits kannten; es war indessen meine Absicht, Sie mit meinem wahren Namen bekannt zu machen. Als ich jedoch die anspruchslosen Beschäftigungen sah, denen Sie und Ihr Bruder sich hingaben, begann ich zu fürchten, daß die freundliche Herzlichkeit, mit welcher ich empfangen wurde, beeinträchtigt werden möchte, wenn ich meinen Rang und Titel offenbarte. Kurz, ich sah von Ihnen Beiden genug, was den Wunsch, Ihr Freund zu werden, in mir erregte, und doch glaubte ich fürchten zu müssen, daß ich als Lord Octavian Meredith nicht derselben freimüthigen und wohlthuenden Offenherzigkeit begegnen würde, die mir als Herrn Percival zu Theil geworden war."

Meredith schwieg, nachdem er diese Erklärungen gegeben hatte. Christina antwortete nicht sogleich. Seine Auseinandersetzung war bis zu dem Punkte, wo sie von seinem Besuche nach dem Duell handelte, vollkommen zufriedenstellend gewesen; der Schluß jedoch erschien weit weniger genügend. Ein unbestimmtes Gefühl, daß dieser letztere Theil der Erklärungen etwas Sophistisches hatte, schwebte vor Christina's Geist und dennoch vermochte sie sich über dieses Gefühl kaum Rechenschaft zu geben, — aus dem einfachen

Grunde, daß sie nicht entfernt den Eindruck ahnte, den ihre Schönheit auf Lord Octavian hervorgebracht hatte.

„Mylord," erwiederte sie endlich im Tone tiefen Ernstes, „ich danke Ihnen für die mir gegebenen Erklärungen; doch sehe ich nicht, wie es mir möglich sein wird, der gnädigen Frau zu verschweigen, daß wir einander schon kannten. Auch vermag ich nicht zu begreifen, weshalb Sie Ihrer Gemahlin die von Ihnen vollführte edle That auch jetzt noch zu verheimlichen wünschen; die Gefahr ist ja — dem Himmel sei Dank! — nun längst vorüber und —"

„Fräulein Aschton," fiel Meredith ihr in's Wort, „Ihr eigenes richtiges Gefühl muß Ihnen sagen, daß es für eine Frau nicht angenehm sein kann, wenn sie erfährt, daß ihr Gatte seit zwei Monaten ihr ein solches Ereigniß verschwiegen hat. Ich kann Sie allerdings nicht hindern, Zoe die Wahrheit mitzutheilen, doch muß ich Ihnen sagen, daß dies eine unedle Handlung gegen mich wäre, denn meine Frau würde nie wieder Vertrauen zu mir fühlen. Wenn ich einmal zufällig früher als gewöhnlich des Morgens aufstünde, so würde sie sich mit allen möglichen Sorgen peinigen; sie würde ihren Mann in irgend eine schlimme Angelegenheit verwickelt glauben, die er ihr absichtlich verheimlicht hätte —"

„Ja, Mylord, dies Alles ist nur zu wahr. Dessenungeachtet bin ich unfähig, mich einer Täuschung gegen die hochherzige Frau schuldig zu machen, die mich so liebevoll bei sich aufgenommen hat. Nein, ich kann es nicht! Von dem früheren Ereigniß will ich ihr zwar nichts mittheilen, doch muß ich Ihr Haus sofort verlassen, wie dieser Schritt auch gedeutet werden mag —"

„Fräulein Aschton," rief Lord Meredith, „das wäre unendlich schlimmer, als wenn Sie Zoe Alles sagten! Was könnte sie glauben, wenn Sie so plötzlich das Haus wieder verließen? Sie würde entweder denken, daß ich Ihnen irgend eine Beleidigung zugefügt habe, oder daß Sie selbst sich irgend einer unwürdigen Handlung bewußt seien, und deren Entdeckung fürchten. Bevor ich jedoch zugebe, daß Sie in der Achtung meiner Frau herabgesetzt werden, würde ich es unbedingt vorziehen, daß Sie ihr Alles, was geschehen ist, mittheilen."

Christina sah Alles, was in diesen Gründen richtig und nichts

von der Sophistik, die mit denselben gemischt war. Sie war unschlüssig, wie sie handeln sollte. Um keinen Preis in der Welt wollte sie Unheil in ein Haus bringen, dessen Herrin sie mit offenen Armen aufgenommen hatte; andererseits jedoch vermochte sie den Gedanken nicht zu ertragen, ein solches Ereigniß zu verschweigen, weil dies ihrem reinen Geiste wie eine absichtliche Täuschung erschien.

„Sie müssen nun über das von Ihnen zu beobachtende Verfahren einen Entschluß fassen, Fräulein Aschton," fuhr Lord Octavian fort, und nur mit großer Mühe konnte er die Spannung verbergen, mit der er der Entscheidung Christina's entgegenblickte. „Es giebt für Sie nur die Alternative: entweder meine Gattin erfährt von Ihnen unsere frühere Bekanntschaft mit den Umständen, welche zu derselben geführt haben — und in diesem Falle würde sie ihr Vertrauen zu mir auf immer verlieren; — oder Sie lassen sie in gänzlicher Unkenntniß jener Umstände und ihr Glück bleibt ungestört."

„Da mir nur diese Wahl bleibt," versetzte Christina, „so darf ich nicht länger schwanken und werde Ihrem Wunsche gemäß handeln."

„Ich danke Ihnen herzlich, Fräulein Aschton," sagte Lord Octavian, doch hütete er sich sorgfältig, durch eine Miene oder ein Zeichen die große Freude zu verrathen, mit welcher ihn Christina's Entscheidung erfüllte.

Kaum war dieses Einverständniß erzielt worden, — und das junge Mädchen war eben im Begriff, aufzustehen und sich in ihr Zimmer zurückzuziehen, — als ein Diener eintrat und den Herzog von Marchmont anmeldete.

„Mein lieber Meredith," rief der Herzog, welcher dem Diener auf dem Fuße gefolgt war, „es ist lange her, seit wir einander sahen."

Er hatte sogleich bei seinem Eintreten Christina erblickt und an ihrer Aehnlichkeit mit Christian sie augenblicklich als die Schwester seines jungen Sekretärs erkannt. Doch gab er sich anfangs die Miene, als sähe er sie nicht.

„Gestatten Sie mir, Mylord," sagte Meredith, „Ihnen Fräulein Aschton, eine Freundin meiner Gattin, vorzustellen."

„Die Bekanntschaft des Fräulein Aschton zu machen, ist mir sehr erfreulich," versetzte der Herzog mit einer unbefangenen Verbeugung. Dann erst schien ihm etwas an ihr aufzufallen und mit gut gespielter Ueberraschung fügte er hinzu: „Wie seltsam! ich habe einen jungen Mann in meinem Hause, der denselben Namen führt, und nach der auffallenden Aehnlichkeit mit Ihnen muß ich vermuthen —"

„Daß er der Bruder des Fräulein Aschton ist?" ergänzte Lord Octavian. „Die Vermuthung ist ganz richtig, Mylord."

Wir müssen hier die Bemerkung einschalten, daß Christina der Lady Meredith mitgetheilt, wie ihr Bruder an demselben Tage, an welchem sie selbst die Bekanntschaft Zoe's gemacht, von dem Herzoge von Marchmont als Sekretär engagirt worden war und daß Zoe diesen Umstand ihrem Gatten mitgetheilt hatte.

„Ich freue mich nun um so mehr, Fräulein Aschton kennen zu lernen," bemerkte der Herzog verbindlich, „da ich für Herrn Aschton eine große Vorliebe gefaßt habe, und das Vergnügen der Bekanntschaft seiner Schwester ist demnach für mich um so größer, weil es ein so unerwartetes ist."

Der Herzog machte sich einer dreisten Unwahrheit schuldig, denn er hatte von Christian bereits erfahren, wo dessen Schwester eine Stellung gefunden, und neugierig, die „schöne Unbekannte" des Lord Octavian zu sehen, hatte er den jetzigen Besuch gemacht. Er blieb höchstens eine Viertelstunde, und weder durch ein Wort noch durch einen Blick ließ er Meredith merken, daß er das Geheimniß durchschaut habe und wisse, daß Christina jene ehemalige Unbekannte sei, von welcher Octavian ihm früher erzählt hatte.

Was Fräulein Aschton selbst betraf, so wollte sie gleich nach dem Eintritt des Herzogs den Salon verlassen; Marchmont und Meredith jedoch gaben ihr die Versicherung, daß sie keine Privatangelegenheiten zu besprechen hätten, und Rücksichten der Höflichkeit zwangen sie demnach, im Salon zu bleiben. Als aber der Herzog sich entfernt hatte, zog sie sich sogleich auf ihr Zimmer zurück.

22.

Ein abscheuliches Komplott.

Als Christian sich im Hause des Herzogs von Marchmont einfand, um seine neue Stellung anzutreten, wurde er von einem Diener zunächst nach dem Zimmer der Haushälterin geführt.

Wir müssen hier bemerken, daß der Hausverwalter und die Haushälterin ein Ehepaar waren und den Namen Calvert führten. Beide hatten bereits die funfziger Jahre erreicht. Herr Calvert war von hagerer Figur, einem ernsten Gesichte und etwas zurückhaltendem, steifem Benehmen; seine Frau repräsentirte eine stattliche, korpulente Matrone; sie erschien stets überaus sauber und war stolz auf die Disziplin, welche sie und ihr Mann unter der Dienerschaft des Hauses aufrecht zu erhalten wußten. Sie waren überaus streng, gleichzeitig aber auch von biederem und redlichem Charakter.

Der Hausverwalter und seine Frau hatten ihr eigenes Wohnzimmer, wo sie gewöhnlich ihre Mahlzeiten hielten, doch pflegten sie Sonntags den Kellermeister, die Kammerzofen der Herzogin und noch einige der oberen Mitglieder der Dienerschaft zum Mittagessen einzuladen.

In dieses behagliche kleine Wohnzimmer wurde Christian Aschton bei seiner Ankunft in Marchmont House geführt. Er fand Herrn und Frau Calvert mit der Durchsicht von Rechnungen beschäftigt und vor ihnen lag ein ansehnlicher Haufen von Goldstücken, Silbermünzen und Banknoten.

Bei seinem Eintritt unterbrachen Beide ihre Beschäftigung und erhoben sich zu seinem Empfange.

„Ich habe ein freundliches Schlafzimmer für Sie in Bereitschaft setzen lassen," sagte die Haushälterin, nachdem Christian seinen Namen genannt hatte. „Der Herr Herzog hat vorgeschlagen, daß Sie Ihre Mahlzeiten mit meinem Manne und mir zusammen nehmen sollen, wenn Sie sonst nichts dagegen haben. Wir

werden gewiß alles Mögliche thun, um Ihnen den Aufenthalt im Hause behaglich und angenehm zu machen."

„Ich sage Ihnen meinen aufrichtigen Dank für Ihre freundlichen Absichten," antwortete Christian.

„Seine Gnaden hat mir auch aufgetragen, Ihnen mitzutheilen," bemerkte Herr Calvert, „daß Sie, wenn es Ihnen wünschenswerth ist, die Hausbibliothek ganz nach Ihrem Belieben benutzen mögen und sich auch dort aufhalten dürfen, wenn er selbst nicht gerade darin verweilt; ist der Herr Herzog aber dort, so mögen Sie sich in unserem Wohnzimmer aufhalten. Außerdem ist neben der Bibliothek noch ein kleines Kabinet, das meine Frau Ihnen nachher zeigen wird, und wenn Sie allein zu sein wünschen, so können Sie auch dort verweilen."

„Und nun," fügte die Haushälterin hinzu, nachdem sie Christian Erfrischungen angeboten hatte, die derselbe dankend ablehnte, „erlauben Sie mir, Herr Aschton, Ihnen zunächst Ihr Schlafzimmer und dann die übrigen Räumlichkeiten zu zeigen. Sobald Sie sich in Ihrem Quartier eingerichtet haben, können Sie Ihre Ankunft dem Herrn Herzog berichten."

Frau Calvert führte demnächst den jungen Sekretär eine Hintertreppe hinauf nach einem Zimmer, welches, obgleich in einer der oberen Etagen gelegen, nichtsdestoweniger ein äußerst behagliches Aussehen hatte. Dann führte sie ihn durch einige der anderen Räume des großen Hauses und zeigte ihm unter Anderen den Eingang zum Gemäldesaal, indem sie ihm die Versicherung gab, daß der Eintritt in denselben und die Besichtigung der Bilder ihm stets freistehen würde. Sie geleitete Christian alsdann zu der im Parterregeschoß befindlichen Bibliothek, deren Fenster auf den Garten hinausblickten. Neben der Bibliothek lag ein kleines einfenstriges Zimmer; dies war das Kabinet, welches, wie der Hausverwalter dem jungen Manne versichert hatte, ganz und gar zu Christian's Verfügung sein würde.

Nachdem die Haushälterin den jungen Mann mit einem Theile der Räumlichkeiten des Hauses bekannt gemacht hatte, kehrte sie nach ihrem Wohnzimmer zurück, während Christian in sein eigenes Stübchen hinaufging, um seine Effekten auszupacken und zu ordnen.

Dann kleidete er sich um und ließ seine Ankunft dem Herzoge melden. Nach wenigen Minuten wurde ihm mitgetheilt, daß Seine Gnaden ihn in der Bibliothek erwartete, und Christian begab sich demgemäß dorthin.

„Nun," sagte Marchmont mit einem halben Lächeln, „Sie haben sich also doch noch entschlossen, in meinem Hause zu wohnen?"

„Ew. Durchlaucht hatten die Güte gehabt, mir die Wahl zu überlassen," antwortete der junge Mann, „und nach einer Berathschlagung mit meiner Schwester kam ich gestern her und —"

„Ja, ja, Ihre Botschaft wurde mir mitgetheilt," fiel ihm der Herzog in's Wort. „Sie sprachen die Absicht aus, heute hier einzuziehen und Sie haben ohne Zweifel schon jetzt gefunden, daß die zu Ihrer Bequemlichkeit erforderlichen Arrangements getroffen sind?"

„Für welche ich Ew. Durchlaucht meinen aufrichtigen Dank ausspreche," versetzte Christian.

„Und was beabsichtigt Ihre Schwester zu thun?" fragte Marchmont im Tone vollkommener Gleichgültigkeit. „Sie will wohl ihren Wohnsitz in der Nachbarschaft aufschlagen, damit Sie einander recht häufig sehen können?"

„Nein, Mylord, meine Schwester ist ebenfalls so glücklich gewesen, gestern eine Stellung zu erlangen."

„Eine Stellung — so? Und welcher Art ist dieselbe?"

„Gesellschafterin bei einer Dame im Regent's Park."

„Bei einer ältlichen Dame vermuthlich — einer Wittwe oder alten Jungfer?"

„O nein, Mylord," antwortete Christian, der sich in seiner arglosen Einfalt über das seiner Meinung nach so freundliche und leutselige Interesse freute, welches der Herzog für ihn und seine Schwester an den Tag legte. „Meine Schwester ist von einer jungen Dame, Lady Octavian Meredith, engagirt worden."

Der Herzog vermochte bei dieser Mittheilung kaum seine Ueberraschung zu verbergen; denn da er überzeugt war, daß Christian's Schwester Lord Octavian's „schöne Unbekannte" war, so folgerte er, daß Lord Octavian absichtlich so manövrirt haben müsse, um das junge Mädchen unter sein eigenes Dach zu brin-

gen. Ja, er vermuthete sogar, daß zwischen Christian's Schwester und Meredith bereits ein Einverständniß bestehen müsse, welches die junge Dame ihrem arglosen Bruder wahrscheinlich verheimlicht habe.

„Und wie hat Ihre Schwester diese Stellung erlangt?" forschte er weiter.

„Durch die Empfehlung der Wirthin, bei welcher wir wohnten, Mylord, und deren Tochter im Dienste der Lady Meredith steht."

Der Herzog fühlte sich nun mehr als je überzeugt, daß Alles auf einer von Octavian Meredith angezettelten Intrigue beruhen müsse, — daß diese Intrigue keinen anderen Zweck gehabt habe, als den, die junge Dame in sein Haus zu bringen, und daß die eben erwähnte Wirthin zur Förderung des Planes die Hand geboten hätte.

„Ein schlauer Schelm, der Octavian!" dachte der Herzog; „aber ich will ihn doch überlisten."

Dann sagte er zu Christian:

„Da fällt mir eben ein, daß Lord Octavian Meredith vor einiger Zeit wegen Ihrer Schwester in ein Duell verwickelt wurde. Ich bin nämlich mit ihm genau bekannt und sekundirte ihm bei jenem Duell."

„Wie, das wäre Lord Octavian Meredith gewesen?" rief Christian erstaunt. „Sie irren, Mylord, — es war ein Herr Percival."

„Wie schlau von Octavian!" dachte der Herzog wiederum, denn er vermuthete nicht anders, als daß der junge Edelmann seinen aristokratischen Namen und Titel nur deshalb unter einem erdichteten bürgerlichen verborgen und sich vielleicht sogar als unverheirathet ausgegeben habe, um gegen das Herz der schönen Christina Aschton mit desto besserem Erfolge manövriren zu können.

„Ich fürchte," sagte er zu Christian, „daß ich Ihnen unwillkürlich ein Geheimniß verrathen habe; denn es war sicherlich Lord Octavian Meredith, der für Ihre Schwester das Duell bestand. Der betreffende Herr ist ungefähr dreiundzwanzig Jahre alt — nicht wahr? und sehr hübsch — schlank von Gestalt, mit braunem Haar und Schnurrbart —"

„Ja, das ist er, Mylord!“ rief Christian in wachsendem Erstaunen.

„Sie brauchen sich nicht so zu wundern,“ bemerkte lächelnd der Herzog. „Es ist vollkommen erklärlich, daß Lord Meredith sich einen falschen Namen beilegte; ich erinnere mich sogar, daß er mir dies ausdrücklich mittheilte. Der Grund, der ihn dazu bestimmte, war die Besorgniß, daß Ihre Schwester Maßregeln zur Verhütung des Duells ergreifen möchte. Aber er hat später wohl häufig in Ihrer Wohnung vorgesprochen?“

„Nur ein einziges Mal, Mylord,“ erwiederte Christian.

„Und Sie waren anwesend?“

„Ja, Mylord. Er blieb auch nur eine kurze Zeit, und noch an demselben Abende bezogen wir eine andere Wohnung. Wir haben Lord Octavian Meredith seitdem nicht wiedergesehen. Welch' ein seltsamer Zufall, daß meine Schwester gerade bei Lord Meredith's Gemahlin Stellung gefunden hat!“

„Sehr seltsam,“ sagte der Herzog, nun vollkommen überzeugt, daß Christian mit voller Aufrichtigkeit sprach.

Der Herzog setzte seine Fragen fort und erlangte bald einen vollständigen Einblick in Christina's Charakter und in die früheren Verhältnisse der Geschwister. Dies verschaffte ihm die Ueberzeugung, daß Christina Aschton wirklich ein vollkommen tugendhaftes Mädchen war und daß ihr Eintritt in den Hausstand des Lord Octavian keineswegs aus einem Einverständniß mit dem Letzteren hervorgegangen sei. Der Herzog war nun vielmehr vollständig überzeugt, daß sie bis zum Augenblick des Antritts ihres Engagements nicht die leiseste Ahnung davon gehabt hatte, daß Herr Percival und Lord Meredith eine und dieselbe Person wären.

„Sollte der Zufall Sie mit Lord Octavian zusammenführen,“ sagte der Herzog zu seinem Sekretär, „so würden Sie wohl daran thun, ihm nicht zu sagen, daß Sie das kleine Geheimniß in Bezug auf den von ihm angenommenen Namen von *meinen* Lippen erfahren haben. Natürlich wird Ihre Schwester es Ihnen mittheilen, und dann brauchen Sie es auf keine andere Weise gehört zu haben.“

„Gewiß, Mylord, ich werde Ihren Rath befolgen,“ sagte Christian, der in allen diesen Dingen nichts Arges vermuthete.

„Für heute haben wir keine Briefe zu schreiben," bemerkte der Herzog. „Sie haben daher den Rest des Tages vollständig zu Ihrer Verfügung."

Mit diesen Worten erhob sich der Herzog und verließ die Bibliothek, entschlossen, noch an demselben Tage Lord Octavian einen Besuch zu machen und, wenn möglich, den Anblick der schönen Christina zu erhaschen.

Daß dieses Vorhaben in Ausführung gebracht wurde, ist dem Leser bereits bekannt, und das Resultat des Besuches bestand darin, daß der Herzog von Marchmont sich zu dem reizenden Mädchen so stark hingezogen fühlte, wie es einem solchen Wüstlinge überhaupt möglich war.

Als Christian im weiteren Verlaufe des Tages zu seinem eigenen Zimmer hinaufging, begegnete er auf der Treppe einer von ihrer Zofe begleiteten, überaus schönen Dame, in welcher er sogleich die Herzogin vermuthete. In ihrem lieblichen Gesichte war eine an Melancholie grenzende Wehmuth ausgeprägt, die ihr indessen einen unbeschreiblichen Zauber verlieh.

Als Christian achtungsvoll zur Seite trat, um den Weg für sie freizulassen, und ihr gleichzeitig eine höfliche Verbeugung machte, blieb sie stehen und redete ihn an.

„Sind Sie der junge Mann," fragte sie mit einem wohlwollenden Blicke und einer Stimme von weichem, angenehmem Klange, „den der Herzog als seinen Sekretär engagirt hat?"

Christian verbeugte sich und bejahte die an ihn gerichtete Frage.

„Nun, ich wünsche, daß Sie sich in unserem Hause gefallen und glücklich fühlen mögen," fügte die Dame hinzu, und mit einem schlecht unterdrückten Seufzer setzte sie ihren Weg die Treppe hinunter fort.

Nach dem Abendessen, als Christian sich in der Bibliothek mit den dort angehäuften literarischen Schätzen bekannt zu machen suchte und die Titel derjenigen Bücher notirte, welche er in seinen Mußestunden zu lesen beabsichtigte, nahm er unter anderen einen Band herunter, aus welchem ein Papierblatt herausfiel. Er hob es auf und fand, daß es ein aus einem Zeitungsblatte herausgeschnittenes Bruchstück war. Das Papier war vergilbt vor Alter,

der Druck aber noch vollkommen leserlich und das obenan befindliche Datum zeigte, daß dieser Zettel ein Fragment einer achtzehn Jahre früher gedruckten Zeitung bildete.

Christian war im Begriff, den Zettel in das Buch zurückzulegen, als sein Auge auf den Namen Marchmont fiel, und eine weitere Prüfung ergab, daß das Bruchstück den Bericht über eine Leichenschau enthielt, welche an der Leiche eines ermordeten Herzogs von Marchmont abgehalten worden war. Da dieser Umstand den nun im Dienste des jetzigen Herzogs von Marchmont stehenden jungen Mann natürlich interessiren mußte, so las Christian den ganzen Bericht und wurde auf diese Weise zum ersten Male mit einigen der Thatsachen bekannt, welche in früheren Kapiteln unserer Erzählung berichtet worden sind. Er erfuhr nun, daß der jetzige Herzog von Marchmont den Titel und das Vermögen seines ermordeten Oheims geerbt hatte, daß der Mord selbst durch allem Anscheine nach unwiderlegliche Beweise auf Herrn Bertram Vivian, den jüngeren Bruder des gegenwärtigen Herzogs, zurückgeführt worden war, und daß scheinbar nicht minder unanfechtbare Beweise das Bestehen eines ehebrecherischen Verhältnisses zwischen Bertram Vivian und der Gattin des ermordeten Herzogs dargethan hatten.

Christian legte das Zeitungsfragment in das Buch zurück, aus welchem es vorhin herausgefallen war, und setzte sich, um über das soeben Gelesene nachzudenken. Er sagte sich, der jetzige Herzog von Marchmont müsse ein Mann von überaus gutem Herzen sein, da er sich bemüht hatte, seinen Bruder gegen den schrecklichen Verdacht, der damals auf ihn gefallen war und auch noch heute auf ihm ruhte, in Schutz zu nehmen, — denn daß der Herzog sich bemüht hatte, diesen Verdacht zu beseitigen, ging aus dem Berichte über die Verhandlung deutlich und unzweifelhaft hervor.

Während Christian sich diesen Betrachtungen überließ und sich die Frage vorlegte, was wohl aus Bertram Vivian und Elisa, der Wittwe des Ermordeten, schließlich noch geworden sei, beschlich ihn eine unwiderstehliche Schläfrigkeit und seine Gedanken nahmen allmälig einen träumerischen Charakter an. Da er augenblicklich keine Beschäftigung hatte, so bemühte er sich nicht, gegen das

Gefühl der Schläfrigkeit anzukämpfen und nach einigen Minuten schlummerte er fest ein.

Wie lange dieser Schlaf gedauert, wußte Christian beim Erwachen nicht zu ermessen; doch kam, als er die Augen wieder aufschlug, nach und nach das Bewußtsein über ihn, daß er sich in tiefer Dunkelheit befand und daß Stimmen in seiner Nähe sprachen.

Erst nach mehreren Minuten erinnerte er sich, in der Bibliothek des Herzogs von Marchmont eingeschlummert zu sein, und nun erkannte er auch die Stimme des Herzogs selbst.

„Wie thöricht! Fürchten Sie sich etwa im Dunkeln? Ich sage Ihnen, es ist außer uns Beiden Niemand hier. Es ist ja Mitternacht und die ganze Dienerschaft schon im Bette, mit der alleinigen Ausnahme des Portiers, der uns die Hausthür öffnete, und meines Kammerdieners, dem ich, wie Sie selbst hörten, die Weisung gab, sogleich zu Bette zu gehen. Wir haben nur wenige Worte mit einander zu sprechen und dies kann ebensowohl hier geschehen, als in irgend einem anderen Zimmer."

„Was sprechen Sie da von Furcht, Mylord?" sagte eine andere Stimme, die Christian vollständig fremd war. „Was sollte ich fürchten? Aber Ew. Lordschaft werden zugeben, daß es ein etwas sonderbares Verfahren ist, einen Menschen fast gewaltsam in ein dunkles Zimmer zu zerren, die Thür desselben zu verschließen und ihm dann zu sagen, daß es sich um eine wichtige Angelegenheit handle —"

Der Herzog unterbrach den Sprechenden mit einem lauten Lachen.

„Wie, mein lieber Stanhop," rief er aus, „ein Mann, der tapfer genug war, einen Anderen zum Duell herauszufordern und sich unerschrocken vor die Mündung eines Pistols zu stellen, wird sich doch wahrlich nicht durch die Aussicht, einige Minuten im Dunkeln zu verweilen, abschrecken lassen!"

„Und ich sage Ihnen, Mylord, daß mich die Dunkelheit auch in der That nicht schreckt," antwortete der Andere, der, wie aus des Herzogs Anrede hervorging, Herr Stanhop war. „Aber kommen Sie nun endlich zur Sache!"

„Nun gut," versetzte der Herzog; „ich will Ihnen zuvor nur

noch bemerklich machen, daß die Thür, welche ich zuerst öffnete, die eines kleinen Kabinets ist, in welchem die Diener eine Lampe, nebst Wein und anderen Erfrischungen zurückzulassen pflegen, damit ich, wenn ich spät nach Hause komme, etwas Derartiges zur Hand habe. Doch scheint dies Alles heute vergessen worden zu sein und daher sitzen wir hier im Dunkeln, denn es ist nicht der Mühe werth, erst nach dem Salon hinaufzugehen. Wir können uns auch hier verständigen. Und nun hören Sie mich aufmerksam an."

„Ich höre, Mylord."

„Sie haben heute Abend am Spieltische zwölftausend Pfund an mich verloren," sagte der Herzog in einem Tone der Entschlossenheit, als fühlte er sich in der Lage, dem Anderen Bedingungen vorzuschreiben und Befehle zu ertheilen.

„Und ich habe Ew. Lordschaft offen bekannt, daß ich augenblicklich nicht zwölftausend Schillinge habe," antwortete Stanhop.

„Sehr wahr," erwiederte der Herzog. „Sie geben also zu, daß Sie in meiner Macht sind?"

„Ich bin so vollständig in Ihrer Macht, daß, wenn Ew. Lordschaft mich vor der Welt kompromittiren, mir nichts Anderes übrig bleibt, als mir mit einer Kugel den Schädel zu zerschmettern," versetzte Stanhop mit hohler Stimme.

„Ich habe Ihnen schon angedeutet, daß Sie nicht nöthig haben würden, zu diesem angenehmen Mittel zu greifen, wenn —"

„Ja, wenn!" rief Stanhop. „Es wird eben eine Bedingung daran geknüpft, und diese scheint der Art zu sein, daß Ew. Lordschaft es nicht wagen, mir in's Gesicht zu sehen, und daher Sorge getragen haben, daß unsere Unterredung im Dunkeln stattfinde."

„Wie, Sie wollen doch nicht, daß ich Ihnen gar zu viel Gewissenhaftigkeit und Ehrgefühl zutraue?" sagte der Herzog im Tone der Geringschätzung. „Sehen Sie, Herr Stanhop, wir kennen einander nicht länger, als höchstens zehn Wochen; es war jenes Duell, das unsere Bekanntschaft herbeiführte. Während dieser zehn Wochen habe ich genug von Ihnen gesehen und vielleicht noch mehr über Sie in Erfahrung gebracht —"

„Ich kann mir denken, was Ew. Lordschaft sagen wollen," fiel Stanhop ihm kalt und mit einiger Bitterkeit in's Wort, „Sie

wissen, daß ich ein Spieler bin und daß ein beinahe fürstliches Vermögen aus meinem Besitz in den einer Clique von Gaunern und Blutsaugern — Fluch über sie! — übergegangen ist. Sie wissen außerdem, daß ich vergnügungssüchtig bin und in den aristokratischen Kreisen eine gewisse Position einnehme, welche ich um keinen Preis verlieren möchte. Nun, Mylord, dies Alles ist Ihnen bekannt, und — was noch mehr ist — Sie fühlen, daß das verwünschte Mißgeschick, welches mich während der letzten drei Stunden im Spiele verfolgte, mich ganz und gar in Ihre Macht gegeben hat. Nach meiner gewohnten Lebensweise und meiner augenblicklichen, wahrhaft verzweifelten Lage urtheilend, betrachten Sie mich als ein passendes und dienstwilliges Werkzeug für die Erreichung irgend eines Zweckes, den Sie in's Auge gefaßt haben."

„So ist es," antwortete der Herzog.

„Nun denn, so will ich Ew. Lordschaft gerade heraussagen, daß ich in der Wahl der Mittel, um mich vor gänzlichem Ruin zu schützen, nicht sehr difficil sein würde. Sprechen Sie also ohne weitere Umschweife aus, was Sie von mir fordern."

„Ich wünsche und fordere von Ihnen," sprach der Herzog von Marchmont mit seltsamer und nachdrücklicher Betonung, „daß Sie sich meiner Frau nähern, sich ihr angenehm zu machen suchen, in der Oper ihre Loge betreten — kurz, daß Sie ihr den Hof machen."

„Und was, im Namen des Teufels," rief Stanhop, indem er erstaunt aufsprang, „bezwecken Ew. Lordschaft mit diesem Vorschlage? — Denn daß Sie einen überaus wichtigen Zweck damit verknüpfen, kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen."

„Sie schulden mir zwölftausend Pfund, die Sie nicht bezahlen können," erwiederte der Herzog, „und es würde Ihnen gewiß sehr angenehm sein, sich von dieser Ehrenschuld nicht nur befreit zu sehen, sondern auch noch eine weitere Summe von zwölftausend Pfund als ein Zeichen meiner Dankbarkeit von mir zu empfangen — und das Alles in der verschwiegensten Weise und ganz entre nous."

„Es muß wirklich ein sehr wichtiger und ganz außergewöhnlicher Dienst sein, für welchen Ew. Lordschaft eine so immense Belohnung bieten."

„Es ist allerdings ein sehr, sehr wichtiger Dienst, den sie mir leisten würden," antwortete der Herzog, „und dennoch ein solcher, der in Ihnen keine Gewissensskrupel erregen wird."

„Ich weiß noch immer nicht, was Ew. Gnaden eigentlich beabsichtigen und ich gestehe offen, daß diese Weitschweifigkeit mir unendlich mißfällt."

„Dann will ich mich in wenigen Worten verständlich machen," versetzte der Herzog. „Sie sollen mit mir ein intimes Verhältniß anknüpfen, mein Haus häufig besuchen; Sie sollen, wie ich schon sagte, meiner Gattin den Hof machen und ihr gleichsam auf Tritt und Schritt folgen. Dann wird die Welt über dieses Verhältniß ihre Glossen machen; — gleichviel, ich werde blind sein und von dem, was unter meinen Augen vorgeht, nichts sehen. Endlich aber werden mir plötzlich die Augen aufgehen; es wird etwas geschehen, das meinen Argwohn erweckt, — ein Brief zum Beispiel wird aufgefangen, ein Brief von Ihnen an meine Frau, ein Brief, in welchem Sie von dem zwischen ihr und Ihnen bestehenden Liebesverhältniß sprechen und der über die strafbare Intimität dieses Verhältnisses keinen Zweifel bestehen läßt —"

„Wie aber, wenn nichts von alledem wirklich stattfände?" fiel Stanhop dem Herzog in's Wort; „wie, wenn die gnädige Frau, anstatt, wie Sie offenbar wünschen, sich in ein Liebesbündniß mit mir einzulassen, Haß und Abneigung gegen mich faßte?"

„Ja, das wird sie wahrscheinlich," sagte der Herzog. „Aber was hat das mit Ihren beständigen Besuchen und mit dem Briefe zu schaffen, den Sie in wenigen Monaten an meine Frau schreiben werden und so senden müssen, daß ich Gelegenheit erhalte, ihn aufzufangen? Braucht die Abneigung, mit welcher die Herzogin Sie wahrscheinlich betrachten wird, mich daran zu verhindern, die Rolle des tief gekränkten Gatten zu spielen und gegen Sie einen Prozeß wegen Verführung meiner Frau anhängig zu machen, so daß ich auf Grund des natürlich zu meinen Gunsten ausfallenden Verdikts hernach auf Scheidung von der Herzogin klagen kann? Und wenn Sie für die Rolle, die Sie übernehmen sollen, so gut wie vierundzwanzigtausend Pfund erhalten, so sollte ich meinen, daß Sie mit dem mir zu leistenden Dienste ein recht vortheilhaftes

Geschäft machen. Außerdem dürfen Sie nicht vergessen, welchen glänzenden Ruf es Ihnen verschaffen wird, mit einer Herzogin eine Liebesintrigue gehabt zu haben. Wahrhaftig, Sie werden Ihr Glück dadurch machen! Die vornehme Welt wird Sie sofort als ihren Löwen, als ihren Stern anerkennen; die Männer werden vor Neid und Eifersucht bersten und die Frauen — nun, die Frauen werden mit den Fächern auf Ihre Wange klopfen und scherzend Sie einen ganzen Taugenichts schelten —"

„Zum Kuckuck mit diesen Narrheiten!" rief Stanhop verdrießlich. „Ich bin allerdings in Ihrer Macht, Mylord; das aber ist kein Grund, daß ich mich zur Zielscheibe Ihres Spottes hergeben sollte."

„Es ist mein völliger Ernst," erwiederte der Herzog. „Sie sehen wahrscheinlich noch nicht, weshalb ich den Wunsch hege, von meiner Frau geschieden zu werden, und deshalb einen gesetzlich stichhaltigen Scheidungsgrund zu finden suche? Nun, ich will mich Ihnen deutlicher erklären. Seit funfzehn Jahren bin ich mit Lavinia verheirathet und während dieser ganzen Zeit hat sie mir keinen Erben gegeben. Glauben Sie, daß ich, der Besitzer eines unermeßlichen Vermögens und der Träger eines der stolzesten Titel in Europa, mich nicht danach sehne, für meine Reichthümer und Stellung einen Sohn als Erben zu besitzen? — Meine Güter bilden ein Majorat; glauben Sie, es sei für mich ein angenehmer Gedanke, daß nach meinem Tode irgend ein weitläufiger Verwandter, dessen Dasein mir bis jetzt sogar noch unbekannt ist, zum Vorschein kommen und die reichen Güter, die ich durch meinen Geschmack verschönert und durch meine Mühewaltung ergiebiger gemacht habe, als sein Erbe beanspruchen kann? — Ich sollte denken, Stanhop, Sie werden es nun begreifen, weshalb ich entschlossen bin, mich um jeden Preis von meiner Frau scheiden zu lassen."

Während einer Minute herrschte tiefes Schweigen in der Bibliothek; dann sagte Stanhop langsam:

„Ja, ich finde Ew. Lordschaft Wunsch nun vollkommen erklärlich."

„Nun, wollen Sie zur Ausführung meines Planes die Hand bieten, Stanhop?"

„Ja; — meine verzweifelte Lage gestattet mir nicht, Ihren Vorschlag abzulehnen."

„Dann brauchen wir unsere jetzige Unterredung hier nicht auszudehnen," meinte der Herzog. „Wir wollen in den Speisesaal gehen und unseren Compact bei einem Glase Wein besiegeln."

Christian hörte nun die Thür der Bibliothek öffnen. Die in der Vorhalle brennende Ampel zeigte ihm die beiden Männergestalten, als sie die Schwelle überschritten. Dann ward die Thür wieder geschlossen und der junge Mann befand sich auf's Neue in tiefer Finsterniß.

Daß er dieser ganzen Unterredung beigewohnt hatte, ohne den Sprechenden seine Anwesenheit zu verrathen, ist leicht erklärbar. Als er, aus seinem Schlafe erwachend, zuerst die Wahrnehmung machte, daß andere Personen in der Bibliothek anwesend waren, fühlte er eine Art von Bestürzung, die er nicht sogleich abzuschütteln im Stande war. Er befand sich gleichsam noch in einem Traume und fühlte alle seine Geisteskräfte gelähmt. Allmälig gewann er sein klares Bewußtsein wieder, und nun erwachte in ihm die Besorgniß, daß der Herzog ihn schelten würde, wenn er ihn zu einer so späten Stunde, wo der ganze Hausstand schon in tiefem Schlafe lag, noch in der Bibliothek fände. Er wußte nicht gleich, wie er handeln sollte, und während er sich noch in diesem Zustande des Schwankens befand und keine Bewegung zu machen wagte, nahm das Gespräch zwischen Stanhop und dem Herzoge seinen ungestörten Verlauf. Wie der Leser gesehen hat, nahm dasselbe alsbald einen solchen Charakter an, daß der Herzog um jeden Preis wünschen mußte, den Inhalt keiner dritten Person bekannt werden zu lassen, und so ward Christian's Lage mit jedem Augenblicke schwieriger. Je weiter die Unterredung vorschritt, desto weniger durfte der junge Sekretär es wagen, die Stimme zu erheben und den Sprechenden seine Gegenwart anzukündigen; denn die erste Frage, welche man an ihn gerichtet haben würde, wäre natürlich die gewesen: weshalb er nach dem Eintritt des Herzogs überhaupt still geblieben sei, anstatt sogleich seine Anwesenheit kundzugeben. So hatte er sich denn vollkommen ruhig verhalten und auf diese Weise durchaus absichtslos ein wichtiges Geheimniß

erfahren. Selbst nachdem die Thür sich hinter dem Herzoge von Marchmont und Herrn Stanhop geschlossen hatte, dauerte es noch mehrere Minuten, bevor Christian wieder aufzuathmen wagte.

Gerechter Himmel — was hatte er hören müssen! Welch' ein teuflisches Komplott war ihm enthüllt worden! In welchem schrecklichen Lichte erschien ihm nun der Charakter seines Prinzipals!

„Es ist die Vorsehung selbst, die mich einen Einblick in dieses niederträchtige Komplott gewinnen ließ, damit ich ihr Werkzeug zur Vereitelung des schurkischen Planes werde!" rief er unwillkürlich.

Sein erster Impuls war, nach dem Speisesaale zu eilen, — den beiden Verschwörern zu verkünden, daß ihr verruchter Anschlag zu seiner Kenntniß gelangt sei, — dann das Haus sofort zu verlassen und am folgenden Morgen Alles einem Friedensrichter mitzutheilen oder den Verwandten der Herzogin von Marchmont zu enthüllen, wenn er dieselben ausfindig machen könnte: dies, sagen wir, war sein erster Impuls, und schon war er aufgesprungen, um nach demselben zu handeln — als ein neuer Gedanke ihn durchzuckte. Würde die Ausführung eines solchen Vorhabens erfolgreich sein? Würde man seinen Worten glauben? Würden nicht der Herzog und Stanhop die Wahrheit der Beschuldigung entrüstet in Abrede stellen und dieselbe entweder als die tolle Phantasie eines Wahnsinnigen oder als eine gehässige Verleumdung bezeichnen? Und würde alsdann die Welt nicht dem dreisten Ableugnen zweier Männer von hoher socialer Stellung weit mehr Glauben schenken, als der durch Nichts unterstützten Aussage eines unbekannten jungen Mannes? Und möchte nicht diese Anklage Christian Ashton's etwa gar einem Gefühle der Rachsucht gegen den Mann zugeschrieben werden, der vor Kurzem seine Schwester beleidigt hatte? — Christian war zu heftig erregt, als daß er in jenem Augenblicke zu einem bestimmten Entschlusse hätte gelangen können. Er verließ demnach mit leisen Schritten die Bibliothek und erreichte sein Zimmer, ohne von irgend Jemandem gehört worden zu sein.

23.

Ein Rathgeber.

Nach einigen Stunden unruhigen Schlummers erwachte Christian. Es war noch dunkel an jenem kalten Wintermorgen und er blieb demnach im Bette und begann über das Ereigniß der vorigen Nacht nachzudenken.

Die verschiedenen Gründe, welche den jungen Mann in der Nacht bestimmt hatten, die von ihm gemachte Entdeckung zunächst zu verschweigen, fand er auch jetzt noch vollkommen stichhaltig. Wie aber konnte er im Dienste eines Mannes bleiben, in welchem er einen niederträchtigen und heimtückischen Schurken erkannt hatte? Wenn Christian aber andererseits das Haus verließe, wie sollte es ihm alsdann möglich sein, das Interesse der durch das gegen sie geschmiedete Komplott bedrohten Herzogin zu fördern und jenen satanischen Anschlag zu vereiteln? Nein — er mußte noch unter diesem Dache bleiben, denn noch einmal drängte sich ihm der Gedanke auf, daß die Vorsehung ihn zum Werkzeuge der Rettung einer unschuldigen und makellosen Dame und zur Bestrafung ihrer hinterlistigen Verfolger ausersehen hätte.

Wie aber sollte er dem Herzoge gegenüber ein freundliches und achtungsvolles Benehmen zur Schau tragen, wie eine geziemende Haltung beobachten gegen einen Mann, den er nun als einen verabscheuungswürdigen Buben kennen gelernt hatte? Verstellung war dem biederen jungen Manne verhaßt; und dennoch m u ß t e er sich verstellen, wenn er in Marchmont House blieb, — er mußte bis zu einem gewissen Grade den Heuchler spielen, — mußte den Herzog von Marchmont so behandeln, als wüßte er nichts Nachtheiliges über ihn, — mußte ein lächelndes und zufriedenes Gesicht zeigen, — kurz, eine Rolle spielen, die ihn auf's Höchste anwiderte und seinem innersten Gefühl widerstrebte. Es wurde Christian Aschton überaus schwer, sich in diese Nothwendigkeit zu fügen und dennoch beschloß er, es um der Herzogin willen zu thun.

Um zehn Uhr erschien er vor dem Herzoge in der Bibliothek und Marchmont gebot ihm, einige an diesem Morgen angekommene Briefe zu beantworten. Die meisten derselben betrafen Geschäftsangelegenheiten, über welche die Verwalter der Güter des Herzogs dem Letzteren Bericht erstatteten und sich seine Instruktionen erbaten.

Der junge Sekretär beantwortete nach den kurzen Weisungen seines Prinzipals die eingelaufenen Briefe, und als er ein Antwortschreiben nach dem anderen, sobald er jedes einzelne vollendet hatte, dem Herzoge über den Tisch hin einhändigte, sah er an dem Gesichte desselben, daß die Art und Weise, in welcher er sich seiner Aufgabe entledigte, vollkommen befriedigend erschien.

Nach zweistündiger Arbeit war Alles abgethan und der Herzog sagte seinem Sekretär, daß derselbe über den Rest des Tages nach eigenem Gutdünken verfügen möge.

Christian verließ das Haus, um seiner Schwester an ihrem neuen Aufenthaltsorte einen Besuch zu machen.

Er schritt durch den Hyde Park auf seinem Wege zum Regent's Park und hatte sich in peinliche Betrachtungen über den Charakter des Herzogs von Marchmont versenkt, als er von der anderen Seite einen Herrn von hoher Statur herannahen sah. Christian erkannte in diesem Manne auf den ersten Blick Herrn Redcliff.

Der Letztere, offenbar in tiefen Gedanken, bemerkte Christian nicht und war schon im Begriff, an ihm vorüberzugehen, als er von dem jungen Manne angeredet wurde.

„Ah, ich hatte Sie gar nicht gesehen," sagte Redcliff, ihm freundlich die Hand reichend, „und ich freue mich, daß Sie mich anredeten. Es ist lange her, seit wir uns zuletzt sahen."

„Beinahe zehn Wochen," antwortete Christian.

„Ja, ich erinnere mich," bemerkte Herr Redcliff. „Es war, als Sie und Ihre Schwester einen Akt edler Mildthätigkeit gegen ein armes Mädchen ausübten —"

„Dessen Weg zum Grabe durch Ihre großmüthige Freigebigkeit geebnet wurde," fügte Christian hinzu, der für den Charakter des Herrn Redcliff unbegrenzte Bewunderung fühlte.

„Und wo wohnen Sie jetzt?“ fragte Redcliff. „Wie geht es Ihrer liebenswürdigen Schwester? Ich habe an Sie Beide zuweilen gedacht und es war meine Absicht, mich bei Frau Macaulay nach Ihnen zu erkundigen. Doch kam stets Etwas vor, das mich an der Ausführung dieses Vorhabens verhinderte.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für das freundliche Andenken, das Sie uns bewahrt haben, mein Herr,“ versetzte Christian. „Meine Schwester ist jetzt bei Lady Octavian Meredith —“

„Sie wohnen also nicht mehr zusammen?“ rief Redcliff überrascht.

„Nein; die Verhältnisse haben uns gezwungen, uns von einander zu trennen. Wir sind genöthigt, für unseren Lebensunterhalt zu sorgen. Doch befindet sich meine Schwester, dem Himmel sei Dank, in einer angenehmen und sorgenfreien Stellung.“

„Und Sie?“

„Ich bin augenblicklich als Privatsekretär beim Herzoge von Marchmont angestellt.“

„Ha!“ rief Herr Redcliff und fügte dann schnell hinzu: „Warum aber sprechen Sie von Ihrer Stellung als einer nur augenblicklichen? Sind Sie mit derselben unzufrieden?“

Augenscheinlich war er auf die Antwort gespannt.

„Offen gesagt — ich fühle mich in meiner Stellung unbehaglich, und obgleich ich wahrscheinlich noch einige Zeit ausharren werde, so —“

Christian stockte plötzlich und legte sich die Frage vor, ob er nicht unklug handeln würde, wenn er Herrn Redcliff gegenüber seine Unzufriedenheit äußerte, da dieser ja möglicher Weise mit dem Herzoge von Marchmont bekannt sein konnte.

„Sie können sich ganz freimüthig und offen gegen mich aussprechen,“ bemerkte Redcliff. „Ich fühle ein lebhaftes Interesse für Sie, und wenn Sie geneigt sind, mich als Ihren Freund zu betrachten, so werden Sie bald finden, daß ich Ihr Vertrauen verdiene. Sie bedürfen vielleicht der Rathschläge eines Freundes, wenn auch augenblicklich nicht einer pekuniären Hülfe; doch würde ich Ihnen beides bereitwillig gewähren.“

Christian äußerte seinen Dank für diese Versicherung, denn der Gedanke, Gegenstand freundschaftlichen Interesses von Seiten

eines Mannes zu sein, dessen Charakter ihm eine so aufrichtige Hochachtung eingeflößt hatte, bereitete ihm große Freude.

„Hören Sie mich an," fuhr Redcliff fort. „Ein junger Mann, der, wie Sie, auf seine eigenen Anstrengungen angewiesen ist, muß unfehlbar zuweilen in eine Lage gerathen, in welcher er des Rathes eines älteren und erfahrenen Mannes bedarf. Wenn ich mich nicht täusche, befinden Sie sich in diesem Moment in einer solchen Lage; kurz, Sie fühlen sich bei dem Herzoge von Marchmont überhaupt nicht glücklich, — oder es hat sich sonst Etwas ereignet —"

„Ja, Etwas hat sich in der That ereignet," sagte Christian und fügte nach einigen Augenblicken des Nachdenkens langsam und gedankenvoll hinzu: „Ja, ich brauche wirklich den Rath eines wohlmeinenden und erfahrenen Mannes. Ich sehe mich in eine überaus verfängliche Lage versetzt. Ich habe eine Pflicht zu erfüllen, — eine Pflicht gegen eine ehrenhafte Dame, deren Verderben man beschlossen hat — und doch muß ich, um dieser Pflicht zu genügen, Heuchelei und Verstellung üben."

„Das klingt sehr ernst, Christian Aschton," bemerkte Herr Redcliff. „Lassen Sie uns einen einsameren Theil des Parks aufsuchen, wo wir ungestört sprechen können. Ich sehe, Sie sind bereit, mir Ihr Vertrauen zu schenken, und noch einmal gebe ich Ihnen die Versicherung, daß Sie es nicht bereuen werden."

Beide schlugen nun einen vom Fahrwege abseits führenden Pfad ein, und Christian begann Herrn Redcliff zu erzählen, wie er am vorigen Abende in der Bibliothek eingeschlummert war, wie er nachher, ohne es beabsichtigt zu haben, der Unterredung zwischen dem Herzoge von Marchmont und Herrn Stanhop beigewohnt, ohne daß diese beiden Herren seine Anwesenheit ahnten, wie er alsdann nach reiflicher Erwägung zu dem Entschlusse gekommen sei, sich dem Herzoge gegenüber zu beherrschen und in seiner Stellung auszuharren — in der Hoffnung, das verruchte Komplott gegen die unschuldige Herzogin vereiteln zu können.

Herr Redcliff hörte diese Mittheilungen unter tiefem Schweigen an. Kein Wort entfiel seinen Lippen während der ganzen Erzählung des jungen Mannes. Langsam und mit gesenkten Augen schritt er neben dem Letzteren her, und als die Erzählung

beendet war, ließ er erst eine volle Minute verstreichen, ehe er das Wort nahm.

„Das ist in der That sehr ernst," bemerkte er endlich. „Sie haben übrigens vollkommen Recht — Sie dürfen das Komplott nicht der Welt verkünden, denn die Welt würde Ihnen nicht glauben, während ihre Gesetze nur Sie selbst als einen Verleumder bestrafen würden. Für jetzt dürfen Sie auch die Herzogin von Marchmont nicht vor der ihr drohenden Gefahr warnen, jedenfalls darf die Warnung nicht von Ihren Lippen kommen. Dessenungeachtet müssen Sie in Ihrer Stellung verbleiben, den Herzog genau beobachten und alle seine Bewegungen überwachen. Von diesem Vorhaben dürfen Sie sich nicht durch allzu zarte Skrupel abbringen lassen, — ja, Sie dürfen nicht einmal Bedenken tragen, die Rolle des Lauschers zu spielen, wenn Sie Gelegenheit finden, Gespräche zwischen dem Herzoge und seinem schurkischen Helfershelfer Stanhop zu behorchen. Alles, was auf eine oder die andere Art zu Ihrer Kenntniß gelangt, müssen Sie mir mittheilen und Sie sollen in mir sowohl einen treuen Rathgeber als einen aufrichtigen Freund finden. Sie dürfen nie zögern, meine Wohnung aufzusuchen, gleichviel zu welcher Stunde es sei. Ihre Denkungsart macht Ihnen Ehre, Christian Aschton, und ich fühle ein warmes Interesse für Sie. Ueber Ihre Zukunft brauchen Sie sich fortan keine Sorge zu machen, denn wenn der Augenblick, wo Sie einen Ihnen offenbar unangenehmen Posten aufgeben müssen, gekommen sein wird, werde ich eine besondere Genugthuung darin finden, Ihnen eine andere und bessere Stellung zu verschaffen. — Für jetzt leben Sie wohl!"

Er schüttelte dem jungen Manne herzlich die Hand, und die Beiden trennten sich.

Christian fühlte sich unendlich erleichtert durch den Gedanken, Herrn Redcliff in sein Vertrauen eingeweiht zu haben und auf die Rathschläge desselben stets rechnen zu dürfen.

Mit weniger beklommenem Herzen begab er sich nun nach dem Hause des Lord Meredith. Er sprach seine Schwester und erwähnte im Verlaufe des Gespräches, er wisse bereits, daß Lord Octavian und Herr Percival eine und dieselbe Person sei.

Christina ihrerseits erzählte dem Bruder die Unterredung,

welche am vorigen Tage zwischen ihr und Lord Meredith stattgefunden hatte. Sie theilte ihm gleichzeitig mit, daß der Herzog von Marchmont am gestrigen Tage vorgesprochen und Christian's in sehr gütigen Ausdrücken erwähnt habe.

Der junge Mann hatte bereits beschlossen, seiner Schwester das Ereigniß zu verschweigen, über welches er mit Herrn Redcliff gesprochen, denn er wußte recht wohl, daß es Christina nur betrüben könne, ihn in einer ihm unangenehmen Stellung zu wissen.

Während die Geschwister noch bei einander waren, trat Zoe in das Zimmer. Sie begrüßte den jungen Mann in der herzlichsten Weise.

Dieser machte bald darauf mit Christina eine Promenade durch den Park und kehrte dann nach Marchmont House zurück.

24.

Das Verbrechen.

Zwischen neun und zehn Uhr am Abende des Tages, dessen Ereignisse wir im vorigen Kapitel erzählt haben, schritten drei Personen auf drei verschiedenen Wegen dem Hause des Goldschlägers Smedley zu. Eines dieser drei Individuen war Barney, das zweite Bill Scott, das dritte sein Bruder Tim.

Den beiden Letzteren war von Barney mitgetheilt worden, daß, wenn sie in Smedley's Hause mit ihm zusammenträfen, sie wahrscheinlich Gelegenheit finden würden, ihm bei einem „kleinen Unternehmen" behülflich zu sein, welches in jenem Hause ausgeführt werden sollte. Doch hatte Barney sich, außer dieser kurzen Andeutung, auf weitere Erklärungen nicht eingelassen.

Barney war der Erste, der des Goldschlägers Haus erreichte. Er betrat dasselbe durch den neben der Kapelle befindlichen Gang. Der ältere Scott erschien wenige Minuten später, als jener, und

nach nicht gar langer Zeit fand sich auch Tim Scott in dem Hause ein.

Die drei Ankömmlinge saßen alsbald in dem hinter der Küche befindlichen unterirdischen Raume in der Gesellschaft Smedley's, seiner Frau und seiner Schwiegermutter. Materialien zur Bereitung von Grog befanden sich auf dem Tische und bald dampften die gefüllten Gläser.

„Also gestern ist nichts in der Sache geschehen?" begann Barney, nachdem einige gleichgültige Bemerkungen ausgetauscht worden waren. „Ich würde, wie verabredet, gestern Abend hergekommen sein, wenn Du, John, mir nicht die Botschaft geschickt hättest, daß ich nicht zu kommen brauchte."

„Nun ja, Barney," sagte Frau Smedley, „Ihr wißt doch, daß wir zuerst und vor allen Dingen den Brief in Händen haben sollten, den Herr Smith gestern absenden wollte."

„Nun ja; er hat also wohl gar keinen abgeschickt?"

„Nicht gestern," antwortete Frau Smedley. „Er sagte, er würde es bis heute aufschieben."

„Ja, und er zitterte mehr als je, während er das sagte," fügte die Alte hinzu.

„Hier ist der Brief," sagte Smedley. „Er enthält gar nichts Besonderes. Du kannst selbst lesen, was darin steht."

„Wenn die Schrift nicht sehr deutlich ist, so nützt es ebenso wenig, daß ich's zu lesen versuche, als wenn ich einem Schwein befehlen wollte, eine Polka auf Stelzen zu tanzen. Meine ganze Gelehrsamkeit könnt' in einen Fingerhut gethan werden, und dann würde die Dame, der er gehört, noch Raum genug darin finden, ihren Finger hineinzustecken."

„Na, die Schrift ist nicht so schwankend und zitternd, wie man's erwarten sollte," bemerkte Barbara Smedley. „Ihr könnt den Brief daher allein lesen."

Sie zog bei diesen Worten den unterschlagenen Brief hervor und überreichte ihn Barney, der den Inhalt langsam zu lesen begann.

„Ihr habt Recht," sagte er endlich; „es steht nichts darin, was für uns von Wichtigkeit wäre, und daher kann ich mir allenfalls die Pfeife daran anzünden."

„Nein, nein!" rief Barbara, ihm den Brief aus der Hand reißend. „Ich will ihn aufbewahren; wer weiß, ob er nicht früher oder später doch einmal von Nutzen sein kann!"

„Na, meinetwegen; macht damit, was Ihr wollt," brummte Barney.

„Jedenfalls sagt er in dem Brief genug, um daraus zu ersehen, daß er ein recht tüchtiger Spitzbube in seiner Art gewesen ist," bemerkte John Smedley, „obgleich er keinen Namen und keine Adresse angiebt."

„Aber nun zur Hauptsache!" sagte Barney, indem er seine unheimlichen Blicke auf Barbara Smedley heftete, die er offenbar als die höchste Autorität in diesem Hause ansah. „Ihr seid doch nun entschlossen, es auszuführen — und zwar heut' Nacht?"

„Es muß in dieser Nacht abgemacht werden, wenn's überhaupt geschehen soll," antwortete Barbara; „denn morgen will er abreisen."

„Ja, und das wird er auch, wenn er morgen noch am Leben ist," sprach Frau Webber; „denn er packte seine wenigen Sachen in die Reisetasche, als ich ihm vorhin sein Abendbrod hinaufbrachte."

„Nun denn, Ihr Beide," wandte sich Barney an die Brüder Scott, „Ihr habt es mir schon zu danken, daß ich für Eure Erziehung viel mehr gethan, als Eure leiblichen Eltern gethan haben würden, wenn sie noch lebten und sich um Euch bekümmern könnten, — und da Ihr in dem, was man die Elemente des Lernens nennen könnte, so gute Fortschritte gemacht habt, will ich Euch heut' in eine höhere Klasse versetzen und Euch etwas Neues lehren. Deshalb eben hab' ich Euch gerade heut' herbestellt."

Die beiden Burschen sagten kein Wort; doch schienen sie zu ahnen, daß es sich heute um ein größeres Verbrechen handle, als alle, bei welchen sie sich bisher betheiligt hatten.

Barbara Smedley und Barney sprachen während einiger Minuten flüsternd mit einander und dann auch mit John Smedley und der Alten. Nach kurzer Zeit schien der Operationsplan entworfen zu sein.

Bald darauf zündete Frau Webber ein Licht an und verließ die Hinterküche.

Nach wenigen Minuten kehrte sie zurück und sagte leise zu ihren Genossen:

„Ich bin oben gewesen und hab' ihn gefragt, ob er noch etwas braucht; er sagt, daß er sich gleich schlafen legen will; ich soll ihn morgen um sechs Uhr wecken, da er noch vor Tagesanbruch abreisen will."

„Na, er wird wahrscheinlich eine weitere Reise machen, als er jetzt denkt," sagte Barney mit empörender Leichtfertigkeit.

„Nachdem ich ihn verlassen hatte, drehte er den Schlüssel im Thürschloß herum, wie er's zur Nacht immer thut," fügte Frau Webber hinzu.

„Ich hab' mein Werkzeug mitgebracht," rief Barney, indem er ein altes baumwollenes Taschentuch hervorzog, worin eine Anzahl Dietriche eingewickelt waren.

„Eure Werkzeuge werden nicht viel nützen, fürcht' ich," bemerkte die Alte; „denn er läßt den Schlüssel immer im Schlosse stecken. Und große Gewalt darf gegen die Thür nicht angewendet werden — er würde sonst mit seinem Geschrei die ganze Nachbarschaft alarmiren."

„O, seien Sie unbesorgt, Madame," versicherte der Unhold, „ich werde den Schlüssel sehr bald aus dem Schlosse herausbringen."

„Wie willst Du das anfangen?" fragte John Smedley.

„Das wirst Du schon sehen. Aber während der nächsten Stunde dürfen wir nichts vornehmen; wir müssen ihm Zeit geben, fest einzuschlafen. Bis dahin wollen wir gemüthlich rauchen und trinken."

Anderthalb Stunden vergingen, und als die Kirchenuhr die Mitternachtstunde verkündet hatte, klopfte Barney die Asche aus seiner Pfeife und leerte sein Glas vollends.

„Jetzt an's Werk!" sagte er aufstehend. „Komm, John, Du gehst mit mir hinauf; wir wollen die Stiefel abziehen. Ihr," fügte er, Barbara Smedley anredend, hinzu, „müßt auch mitkommen und das Licht halten. Sie, Madame, und Ihr Beide" — dies galt der alten Frau Webber und den Brüdern Scott — „wartet hier unten, bis man Euch braucht."

Barney und John zogen die Stiefel aus und Barbara ging

ihnen, mit dem Lichte in der Hand, voran und zur Hinterküche hinaus.

Vorsichtig und geräuschlos stiegen die drei Elenden nach dem ersten Stockwerk hinauf. Oben angekommen, gebot Barney dem Weibe, das Licht an das Schlüsselloch zu halten. Dann horchte er mit athemloser Aufmerksamkeit.

Eine in solchen Dingen weniger erfahrene Person, als dieser Elende, würde kaum zu ermitteln im Stande gewesen sein, ob der Insasse des Zimmers schlief oder wachte. Barney jedoch hatte sich mit derartigen „Studien" vielfach beschäftigt. Nachdem er während einer Minute gelauscht hatte, zog er den Kopf langsam von dem Schlüsselloche zurück und gab seinen Verbrechensgenossen durch ein Kopfnicken zu verstehen, daß das ausersehene Opfer in festem Schlafe liege.

Der Schlüssel steckte im Schlosse, wie Frau Webber bereits gesagt hatte, und Barney ermittelte nun, daß derselbe so herumgedreht war, daß es unmöglich schien, ihn in das Zimmer zurückzustoßen. Die Spitze des Schlüssels ragte auf der äußeren Seite der Thür ein klein wenig aus dem Schlüsselloche hervor. Barney gab Frau Smedley die Weisung, ihm zu leuchten, und begann seine Operationen. Er zog aus seiner Tasche ein Stück dünnen Drahtes hervor und befestigte dasselbe um das Ende des Schlüssels. Es war nun leicht genug, den letzteren so umzudrehen, daß er nach Innen zu aus dem Schlosse gestoßen werden konnte, während der Draht gleichzeitig den Schlüssel nicht zu Boden fallen ließ, sondern ihn in der Schwebe hielt und auf diese Weise jedes Geräusch verhütete. Ein Dietrich wurde nun in das Schlüsselloch gesteckt und nach wenigen Minuten ließ die Thür sich öffnen.

Barney gab Barbara ein Zeichen, zurückzutreten, damit kein Lichtstrahl in das Zimmer dringe. Dann lauschte er auf's Neue. Plötzlich schloß er die bereits halbgeöffnete Thür und bedeutete seine Genossen, daß der Miether zu erwachen scheine.

Ein panischer Schrecken kam nun über John Smedley. Er erfaßte Barney mit der einen Hand und seine Frau mit der anderen, und bemühte sich, sie von der Thür hinwegzuzerren. Barbara selbst war unentschlossen, wie sie handeln sollte. Barney jedoch schüttelte Smedley wüthend von sich ab und gab durch wilde

Geberden zu verstehen, daß die beabsichtigte That nun ausgeführt werden müsse, da sie zu weit gegangen wären, um jetzt noch umkehren zu können.

Smedley aber war nicht mehr Herr seiner Handlungen. Er zitterte an allen Gliedern, sein Gesicht war leichenblaß, — und sein eigener Schrecken theilte sich auch bald seiner Frau mit. Barney fuhr fort, in drohender Weise zu gestikuliren, und seine Miene drückte dabei die tiefste Verachtung gegen John Smedley aus.

„Ha! was hat das zu bedeuten?" rief eine Stimme innerhalb des Zimmers, während die draußen stehenden Verbrecher die Handhabe des Thürschlosses drehen hörten und der an dem Draht hängende Schlüssel gegen die Thür schlug.

Barney stieß mit Heftigkeit die Thür auf. Im nächsten Augenblicke hörten die draußen stehenden Genossen des Mörders einen dröhnenden Fall und einen Angstschrei. Dann versetzte Barney dem hülflosen Opfer einen schweren Schlag mit dem Kolben eines großen Pistols, das er aus der Tasche hervorzog. Barbara Smedley, ihren ganzen Muth wieder zusammenraffend, stürzte nun mit dem Lichte hinein.

Der Miether lag auf dem Fußboden. Ein leises Aechzen entrang sich seinen Lippen; aber auch dieses verstummte, als der erbarmungslose Barney ihm mit seiner Waffe einen zweiten furchtbaren Schlag versetzte — einen Schlag, der dem unglücklichen Opfer den Schädel vollends zerschmetterte.

Es war geschehen — der Mord war vollendet und der unbekannte Miether lag todt auf dem Erdboden!

„Komm, Du Dummkopf," rief Barbara ihrem zitternden Manne zu, „steh' nicht da, wie eine Memme —"

„Ich bin keine Memme, Barbara," erwiederte John, dessen Muth nun, da die Gefahr vorüber war, allmälig zurückkehrte. „Laß uns nach dem Gelde sehen."

„Ja, ganz recht," bemerkte Barney zustimmend. „Die Leiche können wir nachher noch sicher unterbringen. Na, die Sache ist schnell und glücklich genug abgemacht worden; aber ich will Dir was sagen, Meister John: es ist wahrhaftig nicht Deine Schuld, daß die ganze Geschichte nicht schief gegangen ist! Wir haben

doch schon mehrere solche Geschäfte zusammen gemacht; aber noch nie hab' ich Dich so feig gesehen."

„O, es war nicht die That selbst, vor der ich mich fürchtete," antwortete Smedley zu seiner Entschuldigung; „es war nur die Furcht, daß die ganze Nachbarschaft alarmirt werden möchte."

„Und dazu wär's auch wirklich gekommen, wenn ich nicht so entschlossen gehandelt hätte," versetzte Barney nicht ohne Heftigkeit. „Ah, hier ist das Geld!"

Denn während der Bösewicht die zuletzt berichteten Worte der Entrüstung sprach, hatte er die Taschen des Schlachtopfers schnell durchsucht. Er zog nun zwei Börsen heraus und eine schnelle Prüfung des Inhalts derselben zeigte ihm, daß die eine zwar nur eine Kleinigkeit enthielt, daß sich in der anderen jedoch über fünfhundert Pfund befanden. Das war ein viel größerer Schatz, als die Elenden durch ihre verbrecherische That zu erlangen erwartet hatten, und ihre Freude erreichte demnach den höchsten Grad.

„Nun muß Frau Webber heraufkommen und das Blut von den Dielen abwaschen," sagte Barney, „sonst bleiben Flecke zurück, die unangenehme Geschichten ausplaudern würden. Und Ihr, Barbara, helft den beiden Jungen die Fallthür öffnen, während John und ich die Leiche hinabbringen. Je eher Alles wieder in Ordnung gebracht wird, desto besser für uns Alle."

Frau Smedley setzte das Licht auf eine Kommode und eilte hinunter. Nach wenigen Minuten erschien die Alte mit einem Kübel heißen Wassers und einem großen Flanelllappen. Der Fußboden war bald vom Blute gesäubert; dann nahmen Barney und John Smedley die Leiche des Ermordeten und begannen dieselbe hinunterzutragen, während Frau Webber ihnen zu dem unheimlichen Werke leuchtete.

Der Raum hinter der Küche ward erreicht — und nun erblickten die Brüder Scott zum ersten Mal einen Leichnam, der durch schnöden Meuchelmord zu einem solchen geworden war. Einen Augenblick — und nicht länger — schauderten sie zurück und fühlten sich erschüttert; doch erlangten sie sogleich ihre verthierte Gleichgültigkeit wieder und die Wildheit ihrer Instinkte triumphirte über jeden Rest besseren Gefühls, das noch in ihnen

schlummern mochte. Barney beobachtete sie scharf; er sah deutlich, was in ihnen vorging, und ein Ausdruck teuflischer Freude zeigte sich auf seinem widerlichen Gesichte, als er wahrnahm, daß sie nun in dem Netze, mit welchem er sie umstrickt hatte, unrettbar verwickelt waren.

Der Tisch wurde aus der Mitte der Hinterküche hinweggerückt; die unter demselben ausgebreitete wollene Decke ward ebenfalls zur Seite gezogen und eine Fallthür emporgehoben. Die letztere enthüllte eine gähnende dunkle Oeffnung; es war die Mündung eines Kellers, aus welchem ein unangenehmer Modergeruch heraufdrang. Eine Treppe führte in die Tiefe hinab. Barney und John Smedley begannen die Leiche hinunterzutragen. Die beiden Weiber und die Brüder Scott standen unmittelbar an der Fallthür und blickten mit stumpfsinnigem Gleichmuth auf die Scene, welche der flackernde Schein des Lichtes genügend beleuchtete, um die widerwärtigsten Züge derselben hervortreten zu lassen. Und entsetzlich in der That war jenes Schauspiel — entsetzlich das Antlitz des Ungeheuers Barney, der sich über das starre und mit Blut befleckte Gesicht des Ermordeten hinbeugte, jenes Gesichtes, auf dessen oberem Theile eine schreckliche Wunde sichtbar war!

„Horch!" rief Barbara Smedley, das allgemeine Schweigen plötzlich unterbrechend. „Ich höre Jemand oben im Hausflur!"

„Unsinn!" brummte Barney. „Wenn alle Thüren ordentlich verschlossen sind, wie kann Jemand außer uns im Hause sein? Und wenn Jemand da ist, so wollen wir ihn bald stumm machen!"

„Seid doch ruhig!" flüsterte Frau Smedley ungeduldig und bestürzt. „Ich bin gewiß, daß Jemand oben umhergeht."

Das Weib sprach mit solcher Zuversicht, daß Alle schwiegen und mit verhaltenem Athem zu lauschen begannen. Doch drang kein Schall zu ihren Ohren, und schon gab Frau Smedley der Meinung ihrer Genossen nach und fing selbst an zu glauben, daß ihre Phantasie sie getäuscht habe, — als plötzlich ein seltsames Scharren in dem über der Hinterküche befindlichen Hausflur hörbar wurde.

Die Leiche entglitt Barney's Händen, und John Smedley, der tiefer unten auf der Treppe stand und die Füße des Ermor-

deten hielt, stürzte mit großer Heftigkeit rücklings hinab, während der Leichnam über ihn hinrollte. Ein Schrei des Entsetzens tönte aus der Tiefe des Gewölbes hervor und einen Augenblick später sah man den Goldschläger wie wahnsinnig die Stufen heraufeilen; sein Haar sträubte sich empor, sein Gesicht war leichenblaß und seine Augen rollten vor wildem Entsetzen.

Wir müssen hier bemerken, daß Barney den Leichnam nicht vor Schrecken hatte fallen lassen, sondern daß er ihn absichtlich aus den Händen geworfen, um hinaufzueilen und die Ursache des Geräusches zu ermitteln, welches ihm und seinen Verbrechensgenossen aufgefallen war. Als er jedoch die Thür öffnete und aufhorchte, war Alles wieder still.

„Gebt mir ein Licht!" sagte er zu den Anderen; „ich will zu Eurer Beruhigung das ganze Haus durchsuchen."

Man reichte ihm ein Licht. Er ging eilig die zum Hausflur führende Treppe hinauf, und kaum hatte er mit dem Lichte den Flur betreten, so ließ das scharrende Geräusch sich auf's Neue hören — und eine riesenhafte Katze sprang von der Strohmatte empor und lief in das obere Stockwerk hinauf. Barney lachte zufrieden in sich hinein und kehrte nach der Hinterküche zurück.

„Es ist nur eine große schwarze Katze," rief er seinen Genossen zu.

„O, die gehört den Leuten im Bierhause," bemerkte Barbara, indem sie erleichtert aufathmete.

„Aber ist's nicht merkwürdig," sagte der Goldschläger, „daß das Thier auf solche Art hier im Hause umherrennt? Scheint's nicht, als ob es wüßte, was heute Nacht hier vorgegangen ist?"

Und schaudernd blickte er nach der Mündung des Kellergewölbes.

„Na, vielleicht ist wirklich eine Art von thierischem Instinkt dabei im Spiel," meinte Barney. „Da aber Katzen nicht sprechen können, so vermögen sie auch nichts auszuplaudern, und demnach brauchen wir uns nicht weiter zu beunruhigen. Komm, John, trinke einen Schluck Rum — das wird Dir wieder neue Courage geben!"

„Ja, ja," sagte Barbara, indem sie ihm eine Flasche darreichte, „trink', Du Dummkopf, und blamire Dich nicht noch mehr,

als es bereits geschehen ist. Du kommst mir heut' ganz sonderbar vor."

„Kommt mit nach unten, Ihr Jungen, und helft mir bei der Leiche!" rief Barney jetzt den Gebrüdern Scott zu. „Ihr müßt Euch an solche Dinge gewöhnen. Auch Du, John, mußt mitkommen."

Der Goldschläger und Barney stiegen nun mit einem Lichte in den Keller hinab und die beiden jungen Leute folgten ihnen bereitwillig. Unten im Gewölbe lagen ein Spaten und eine Spitzaxt. Ein für die Aufnahme der Leiche hinlänglich großes Loch war bald gegraben und eine halbe Stunde später ruhten die irdischen Ueberreste des unglücklichen unbekannten Miethers in ungeweihter Erde.

Die Fallthür ward wieder geschlossen, die wollene Decke über dieselbe gelegt, der Tisch an seine frühere Stelle gesetzt — und die Elenden begannen ein Zechgelage über dem ungeheiligten Grabe ihres Schlachtopfers.

Barney und Barbara Smedley stiegen zu dem Zimmer hinauf, in welchem die Schauderthat vollführt worden war, und durchwühlten die Reisetasche des Ermordeten; doch fanden sie weder Papiere, noch weiteres Geld. Auf der Kommode jedoch lag eine werthvolle Repetiruhr, nebst einer goldenen Bleistifthülse und einigen Ringen. Diese Gegenstände wurden natürlich in Besitz genommen und die beiden Niederträchtigen gingen wieder zu ihren Genossen hinab.

Hier wurde nun eine Theilung der Beute vorgenommen, und es war Zwei Uhr des Morgens, als Barney und die beiden Scotts sich aus der Mörderhöhle entfernten.

„Ich will Dir nur sagen, Barbara," sagte der Goldschläger zu seiner Frau, indem er mit nervöser Unruhe in der Hinterküche umherblickte, „die Geschichte mit der Katze gefällt mir gar nicht; es scheint etwas Uebernatürliches darin zu liegen."

Er sprach diese Worte in jenem gedämpften, leisen Tone, der ein Gefühl des Grausens anzudeuten pflegt.

„Willst Du nun endlich einmal mit diesen Albernheiten aufhören!" rief Barbara, sich mit großer Heftigkeit zu ihrem Manne wendend.

Obgleich sie ihn auf diese Weise einschüchterte und zum Schweigen brachte, war doch ihr eigenes Gesicht nicht minder bleich, als das seinige, und als Beider Augen einander begegneten, sah John Smedley, daß Barbara sich unter dem Einflusse desselben abergläubischen Schreckens befand, der seine eigene Seele peinigte und ihm keine Ruhe ließ.

25.

Der Lauscher.

Eine Woche war seit den soeben erzählten Ereignissen verstrichen und während dieses Zeitraums hatte Herr Wilson Stanhop drei oder vier Besuche in Marchmont House gemacht und zwei Mal dort gespeist.

Er war ungefähr fünfunddreißig Jahre alt und von hübschen, einnehmenden Gesichtszügen, obgleich sein Antlitz die Spuren eines ausschweifenden Lebenswandels zeigte. Während einiger Jahre hatte er eine Offizierstelle in der Garde-Kavallerie bekleidet, und wiewohl seine pekuniären Verhältnisse ihn gezwungen hatten, sein Offizierpatent zu verkaufen, so trug er noch immer ein gewisses militärisches Aeußere zur Schau und legte auf seinen Schnurrbart einen unverhältnißmäßig hohen Werth.

So war der Mann, welchen der Herzog von Marchmont in dem gegen seine Gattin geschmiedeten schändlichen Komplott zu seinem Verbündeten ausersehen hatte. Während der seit dem Abschluß des schmachvollen Compacts verstrichenen Woche war Stanhop bereits auf dem Fuße eines sogenannten Hausfreundes in dem Hause des Herzogs ein- und ausgegangen, und die Herzogin hatte ihn mit geziemender Höflichkeit empfangen. Sein wüster Lebenswandel war ihr unbekannt; außerdem war sie daran gewöhnt, sich dem Willen ihres Gemahls zu fügen. Es lag durch-

aus nicht in ihrem Charakter, sich gegen seine Anordnungen aufzulehnen; sie fühlte sich in Folge seiner Vernachlässigung gegen sie schon unglücklich genug, ohne die volle Ausdehnung des Gefühls der Bitterkeit zu kennen, welches er in Bezug auf sie hegte, und sie hütete sich demnach auf's Sorgfältigste, ihn durch Ungehorsam noch mehr zu reizen. Seine Freunde wurden demnach auch ihre Freunde, und so kam es denn, daß sie auch dem Verworfenen, der sich mit ihrem Gatten zur Herbeiführung ihres Unterganges verschworen hatte, freundlich die Hand reichte.

Eines Tages war Christian in der Bibliothek von Marchmont House mit der Abfassung einiger Briefe beschäftigt, für welche der Herzog ihm die erforderlichen Angaben machte, — als ein Diener dem Letzteren meldete, daß Herr Armytage um eine Unterredung mit ihm bitte.

Christian bemerkte einen unverkennbaren Ausdruck des Verdrusses in dem Gesichte des Herzogs, und obgleich jener Ausdruck sogleich wieder verschwand, vermochte der junge Mann ihn nicht aus seiner Erinnerung zu verscheuchen. Er wußte natürlich, daß Herr Armytage Lady Octavian Meredith's Vater war; es war ihm ferner bekannt, daß der Herzog von Marchmont in freundlichem Verkehr mit Lord Meredith und dessen Gattin stand, und es mußte ihm daher auffallen, daß der Besuch des Vaters der Lady Meredith seinem herzoglichen Prinzipal so unangenehm erschien. Ueberdies hatte Christian von seiner Schwester erfahren, daß Herr Armytage vor vielen Jahren als Gutsverwalter oder in einer ähnlichen Stellung im Dienste des Herzogs gestanden und daß er in dieser Stellung den Grund zu seinem nachmaligen großen Vermögen gelegt habe. Wie kam es also, daß der Herzog nun bei der bloßen Erwähnung des Namens Armytage einen solchen Mißmuth verrieth?

„Sie können sich zurückziehen," sagte der Herzog zu Christian; „die Briefe mögen bis morgen warten."

Christian verließ die Bibliothek und begab sich in das an dieselbe grenzende kleine Kabinet, in welchem er einige Bücher, die er zu lesen begonnen, zurückgelassen hatte.

Man wird es begreiflich finden, daß unter den eigenthümlichen Umständen, in welche der junge Mann sich versetzt fand,

Alles, was überhaupt geheimnißvoll oder räthselhaft in Bezug auf den Herzog erschien, eine tiefe Bedeutung für ihn selbst gewann. Er erinnerte sich dessen, was Herr Redcliff ihm eingeschärft hatte und fühlte die Ueberzeugung, daß je mehr Thatsachen er in Betreff der Handlungen des Herzogs in Erfahrung brachte, es ihm desto leichter gelingen würde, die Pläne zu fördern, durch welche Herr Redcliff die Rettung der Herzogin von Marchmont zu bewerkstelligen und die Machinationen ihrer Feinde zu vereiteln gedachte. Alle diese Rücksichten bestimmten Christian, das zwischen dem Herzoge und Herrn Armytage nun stattfindende Gespräch zu belauschen.

Auch war dies nicht schwierig. Das an die Bibliothek stoßende Kabinet wurde von dem Herzoge nie betreten, und der Letztere hatte die Verbindungsthür verschließen und einen gefüllten Bücherschrank vor dieselbe setzen lassen. Doch Christian hatte, als er eines Tages in dem Kabinet saß, zufälliger Weise die Entdeckung gemacht, daß ein in der Biblothek geführtes Gespräch von einer im Kabinet befindlichen Person sehr leicht belauscht werden konnte — das heißt, wenn die betreffende Person den Lauscher spielen w o l l t e und das Ohr an die verschlossene Verbindungsthür legte.

Unter gewöhnlichen Umständen würde der junge Mann es verschmäht haben, das Gespräch anderer Personen zu behorchen; Herr Redcliff hatte ihm jedoch den Rath ertheilt, alle Schritte des Herzogs sorgfältig zu überwachen, und die unseren Lesern bereits bekannten Umstände ließen ihm die Befolgung dieses Rathes nicht nur als zweckmäßig, sondern auch als eine vollkommen zu rechtfertigende Handlung erscheinen. Er betrat demnach das Kabinet durch die vom Korridor aus zu demselben führende Thür in der ausdrücklichen Absicht, sich zum Ohrenzeugen der zwischen dem Herzoge und Herrn Armytage stattfindenden Unterredung zu machen.

„Ich muß Ew. Lordschaft wegen dieses frühen Besuches um Entschuldigung bitten," sagte Armytage bei seinem Eintritt in die Bibliothek. „Doch kann ich versichern, Mylord, daß nur die zwingendste Nothwendigkeit mich veranlassen kann, Sie um einen neuen Beweis Ihrer Großmuth und Freundschaft zu bitten."

„Bei meiner Seele, Armytage, diese Einleitung deutet auf ein ganz außergewöhnliches Gesuch hin," bemerkte der Herzog in einem keineswegs freundlichen Tone.

„Es handelt sich allerdings um eine Angelegenheit von der außerordentlichsten Wichtigkeit für mich," versetzte Herr Armytage, „während für Ew. Lordschaft die Sache von untergeordneter Bedeutung ist."

„Nun, nun, kommen Sie endlich zum Zwecke," erwiederte der Herzog; „ich bin heut' etwas pressirt."

„Ohne weitere Umschweife denn, Mylord — ich brauche noch heute funfzigtausend Pfund."

„Funfzigtausend Pfund?" rief Marchmont bestürzt.

„Nicht weniger, Mylord," antwortete Armytage in einem Tone der Entschlossenheit, der den lauschenden Christian höchlich überraschte.

„Aber das ist ja lächerlich!" meinte der Herzog. „Sie, ein reicher Mann —"

„Haben Sie die Güte, mich anzuhören, Mylord," unterbrach ihn der Spekulant. „Vor ungefähr drei Monaten verschwand plötzlich ein Mann, in welchen ich bis dahin das höchste Vertrauen gesetzt hatte, und ließ seine Angelegenheiten in der entsetzlichsten Verwirrung zurück. Man hat seitdem nicht von ihm gehört und sein Ruin war ein so vollständiger — oder er hat seine disponiblen Kapitalien zum Nachtheil seiner Gläubiger vielleicht so wirksam realisirt — daß für die Letzteren nicht fünf Prozent ihrer Forderungen vorhanden sind. Doch dies ist nicht Alles. Er hat auch Fälschungen zum Belauf von dreißigtausend Pfund verübt, und unglücklicher Weise sind alle diese gefälschten Wechsel durch meine Hände gegangen. Mein Name steht darauf; morgen werden sie fällig und die Inhaber werden die Zahlung natürlich von mir beanspruchen. Aber außer dem Betrage für die gefälschten Papiere verliere ich noch weitere zwanzigtausend Pfund durch jenen Preston —"

„Preston — Preston!" sagte der Herzog nachdenkend. „Wie, das ist ja derselbe, der nicht weit von Ihnen im Regent's Park wohnte."

„Ganz recht."

„Die Geschwister Aschton —"

„Ja, ich weiß es, Mylord. Die junge Dame, welche als Gesellschaftsfräulein bei meiner Tochter ist, und ihr Bruder, der in Ew. Lordschaft Dienst steht, haben durch die Flucht jenes Mannes ebenfalls gelitten."

„Und ist es möglich, daß Sie wirklich in Geldverlegenheit sind?" fragte der Herzog in einem Tone, welcher deutlich verrieth, wie unangenehm ihm Armytage's Gesuch um ein so bedeutendes Darlehn war. „Und funfzigtausend Pfund ist enorm viel!" fügte er hinzu. „Ich verbrauche zwar nicht mehr, als meine Revenuen; aber ich kann wirklich eine so hohe Summe nicht so plötzlich herbeischaffen. Ja, ich zweifle sogar, ob ich auch nur zehntausend Pfund augenblicklich bei meinem Banquier habe."

„Des Herzogs von Marchmont Name ist bei seinem Banquier für hunderttausend gut," antwortete Armytage mit einer Betonung, die erkennen ließ, daß er unter allen Umständen entschlossen war, sich nicht abweisen zu lassen.

„Ja, aber man mag doch nicht immer bei seinem Banquier borgen."

„So will ich Ew. Lordschaft mit einem Manne in der City bekannt machen, der —"

„Mit einem Wucherer, meinen Sie?" rief Marchmont im Tone des Abscheus.

„Es würde nicht das erste Mal sein, daß Sie, Mylord, mit einem Wucherer in Berührung kämen. Als Sie noch Lord Glandon waren —"

„Genug, Travers, genug!" rief der Herzog.

„Ah, Mylord! es ist Ihnen da soeben ein Name entschlüpft, den ich seit langer Zeit nicht mehr gehört hatte," sagte Armytage.

„Wirklich? Ich bemerkte es nicht. Aber, mein lieber Armytage, Sie müssen das Geld, dessen Sie bedürfen, auf irgend eine andere Art aufzubringen suchen."

„Unmöglich, Mylord! Wenn ich zu einem Wucherer ginge und ein Darlehn für mich selbst verlangte, so würde sich das sehr bald aussprechen — und ich wäre zu Grunde gerichtet. Aber wenn Ew. Lordschaft von Ihrem Banquier nicht borgen wollen und sich auch nicht entschließen können, das Geld von einem

Wucherer aufzunehmen, so können Sie mir einen Wechsel oder Schuldschein geben, und auf eine solche Sicherheit kann ich die Summe, deren ich bedarf, sofort erheben."

„Und die Rückzahlung?" fragte der Herzog. „Bedenken Sie doch, Armytage — fünfzigtausend Pfund ist keine Kleinigkeit, und wenn man eine solche Schuld kontrahirt —"

„Ich weiß es," fiel Armytage ihm in's Wort, „aber ich zweifle durchaus nicht, daß ich im Stande sein werde, die Schuld pünktlich abzutragen. Ich habe im Laufe des Jahres viele Geldbeträge von Edelleuten einzufordern."

„Nun, warum wollen Sie denn nicht diese Forderungen für Ihren heutigen Zweck benutzen?" fragte Marchmont, begierig einen Gedanken erfassend, der, wie er hoffte, ihm die Nothwendigkeit der Erfüllung des an ihn gerichteten Gesuches ersparen würde.

„Weil, wenn ich die in meinen Händen befindlichen Wechsel diskontirte, ich meine Klienten verlieren würde. Die Wucherer, in deren Hände jene Wechsel fielen, würden mir meine Kunden hinwegschnappen."

„Aber wirklich, Travers —"

„Wieder dieser Name!" rief Armytage vorwurfsvoll.

„Nun, dafür haben Sie nur sich selbst zu tadeln, da Sie mich an die Zeit erinnern, in welcher Sie diesen Namen führten und noch ganz anders situirt waren. Bedenken Sie nur, wie viel ich schon für Sie gethan habe —"

„Kurz und gut, Mylord," unterbrach Armytage den Herzog, „soll ich das Geld von Ihnen erhalten oder nicht?"

„Und wenn ich antworte, daß es mir unmöglich ist, Ihnen beizustehen?" fragte der Herzog.

„Dann bin ich zu Grunde gerichtet und jage mir eine Kugel durch den Kopf," war die ohne Zögern gegebene Antwort. „Aber, Mylord, wenn ich zum Selbstmorde getrieben werde," fügte Armytage mit hohler Stimme hinzu, „so würde ich die Welt nicht verlassen, ohne derselben eine schriftlich aufgesetzte Geschichte meines Lebens zu übermachen, und ich würde darin alle meine Erlebnisse treu erzählen."

Ein langes Schweigen trat ein — ein Schweigen, das endlich von dem Herzoge von Marchmont gebrochen wurde.

„Um welche Zeit müssen Sie das Geld haben?" fragte er mit zitternder Stimme.

„Es muß bis Fünf Uhr des heutigen Nachmittags in den Händen meines Banquiers sein."

„Es soll bis dahin dort sein," versetzte Marchmont.

Und wenige Augenblicke später entfernte sich Herr Armytage.

Christian verließ sogleich das Kabinet und begab sich nach seinem Zimmer hinauf, um über das, was er gehört hatte, ungestört nachdenken zu können.

Er bedauerte, das Gespräch belauscht zu haben, weil der Inhalt desselben mit dem abscheulichen Komplott gegen die Ehre der Herzogin in gar keinem Zusammenhange stand. Er schwankte, ob er das, was er erfahren, Herrn Redcliff mittheilen solle, oder nicht. Doch gelangte er endlich zu der Entscheidung, daß, da er das Gespräch zu einem ganz bestimmten Zwecke belauscht, es rathsam sein würde, jenen Herrn von dem Resultat in Kenntniß zu setzen. Und diese Betrachtung führte ihn zu einer anderen: Herrn Redcliff's Operationsplan bestand offenbar darin, sich in den Besitz einiger Geheimnisse des Herzogs zu setzen, um aus denselben gegen den Herzog Waffen zu schmieden, vermittelst deren er den Letzteren zwingen könnte, seiner unglücklichen Gemahlin Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

„Und wenn dies Herrn Redcliff's Ziel ist," sagte sich Christian, „so ist es, bei Licht besehen, doch vielleicht ein Glück, daß ich das Gespräch behorcht habe. Ich kämpfe in einer guten Sache und auf Seiten der Gerechtigkeit; ich kämpfe für eine tugendhafte, harmlose Dame, gegen welche man die schändlichste Verschwörung angezettelt hat, und alle Waffen, deren Herr Redcliff und ich uns bedienen, um den niederträchtigen Anschlag zu durchkreuzen, sind vollkommen zu rechtfertigen."

Diese Betrachtungen beseitigten die Verstimmung des jungen Mannes, und gleich nach dem Mittagessen begab er sich nach Mortimer Street und klopfte an die Thür des Hauses, in welchem er und seine Schwester früher gewohnt hatten.

Frau Macaulay selbst öffnete ihm und empfing ihn mit großer Freundlichkeit. Auf seine Frage nach Herrn Redcliff wurde

ihm gesagt, daß dieser Herr augenblicklich nicht zu Hause sei, aber aller Wahrscheinlichkeit nach bald heimkehren würde.

„Aber was wollen Sie von ihm?“ fragte Frau Macaulay mit der ihr eigenen indiskreten Neugier.

„Ich begegnete ihm vor acht Tagen,“ erwiederte Christian ausweichend, „und er forderte mich auf, ihn zu besuchen.“

„Er ist ein vortrefflicher, wenn auch etwas excentrischer Mann,“ fuhr die Wirthin fort. „Noch nie habe ich einen besseren Miether gehabt. Alles, was von seinen Mahlzeiten übrig bleibt, scheint er gänzlich zu vergessen und verlangt nie, daß es ihm wieder hinaufgeschickt werde. Das gefällt mir an ihm; sein Grundsatz ist augenscheinlich: Leben und leben lassen! — Aber ich denke mir, daß er Etwas für Sie thun wird,“ fügte sie hinzu.

„Das ist nicht nöthig,“ antwortete Christian. „Meine Schwester und ich haben zwar manche Prüfung bestehen müssen; doch hat unsere Lage sich günstiger gestaltet, als wir zu erwarten berechtigt waren. Wir haben jetzt recht gute Stellen — Christina als Gesellschaftsfräulein bei Lady Octavian Meredith — ich als Sekretär beim Herzoge von Marchmont.“

„Ah, das freut mich aufrichtig!“ rief Frau Macaulay. „Wenn meine Wohnungen wieder leer werden sollten, werden Sie in Ihrer jetzigen Stellung wohl manche Gelegenheit finden, sie zu empfehlen und —“

In diesem Augenblick wurde an die Hausthür gepocht.

„Da ist Herr Redcliff!“ rief die Wirthin aufspringend.

Einige Minuten später saß Christian bei dem eben genannten Herrn in dem Wohnzimmer der ersten Etage. Redcliff empfing den jungen Sekretär in der herzlichsten Weise; da er jedoch ein Mann von wenig Worten war — ausgenommen, wenn er es für dringend nothwendig erachtete, ausführlich zu sprechen — so fand Christian sehr bald Gelegenheit, ihn von dem Zweck seines Besuchs in Kenntniß zu setzen.

Herr Redcliff hörte seine Erzählung an, ohne ihn durch ein einziges Wort zu unterbrechen.

„Ich hoffe, Sie halten es nicht für unrecht,“ sagte Christian, als er seine Berichterstattung beendet hatte, „daß ich das Gespräch belauschte.“

„Keineswegs, mein junger Freund," antwortete Redcliff. „Wir müssen uns als eine für eine verfolgte Dame Krieg führende Partei betrachten und dürfen nicht zögern, von den Waffen Gebrauch zu machen, welche in unsere Hände fallen."

„Das war auch meine Ansicht von der Sache," versetzte Christian. „Ich vergaß übrigens, zu erwähnen, daß der Herzog von Marchmont im Laufe des Gespräches Herrn Armytage zwei Mal mit dem Namen Travers anredete."

„Travers?" wiederholte Redcliff.

„Ja — und es schien, daß Herr Armytage diesen Namen zu der Zeit führte, als er noch nicht so hoch stand, wie es jetzt der Fall ist."

Herr Redcliff versank in tiefes Nachdenken und sagte endlich, indem er aus seinen Gedanken emporfuhr:

„Nein, Christian Aschton, Sie haben nicht unrecht gehandelt, die Unterredung jener beiden Männer zu belauschen. Fahren Sie fort, die Handlungen des Herzogs zu beobachten; merken Sie sich genau, was er spricht und thut, wie unwichtig seine Worte und Bewegungen Ihnen auch erscheinen mögen, — und erstatten Sie mir von Zeit zu Zeit Bericht über Alles, was Sie wahrnehmen werden. Halten Sie sich versichert, daß wir den schnöden Anschlag gegen die Herzogin schließlich vereiteln werden und daß die tiefgekränkte Dame aus den gegen sie angezettelten Machinationen siegreich hervorgehen wird. Dann werden Sie für alle Ihre Mühe durch Ihr eigenes Bewußtsein reichlich belohnt werden."

„Ich will alle Ihre Rathschläge gewissenhaft befolgen, Herr Redcliff," antwortete Christian. „Ah, ich hätte auch erwähnen müssen, daß man sich unter der Dienerschaft erzählt, wir würden Alle in einigen Tagen nach Oaklands, einer in Hampshire gelegenen Besitzung des Herzogs, gehen und bis zu der im Februar stattfindenden Eröffnung der Parlamentssession dort bleiben."

„Und Herr Stanhop wird sich wohl ebenfalls daselbst einfinden," bemerkte Redcliff. „Das ist sicherlich ein Theil des Komplotts, ein schlauer Kunstgriff, um den Schurken Stanhop häufiger mit der Herzogin in Berührung zu bringen. Sobald der Tag für die Abreise bestimmt ist, müssen Sie mich davon benachrichtigen."

„Der Name Oaklands muß übrigens ein sehr denkwürdiger in der Familie Marchmont sein," bemerkte Christian, „und für die Wohlfahrt der Frau Herzogin von schlimmer Vorbedeutung erscheinen."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Haben Sie nie von der schrecklichen Tragödie gehört, die vor achtzehn Jahren dort stattfand," fuhr der junge Mann fort, „und in welcher der Name einer früheren Herzogin von Marchmont eine so peinliche Rolle spielte? Ich habe neulich in einem alten Zeitungsblatte Etwas darüber gelesen —"

„Wir müssen daher um so eifriger zu verhindern suchen," fiel Redcliff dem jungen Sekretär schnell in's Wort, „daß noch eine Herzogin von Marchmont in ähnlicher Weise mit dem Namen Oaklands verknüpft werde. Gehen Sie nun, mein junger Freund, — ich habe Briefe zu schreiben."

Herr Redcliff schüttelte mit inniger Wärme Christian's Hand, und der Letztere entfernte sich.

26.

Das leere Haus.

Seit der scheußlichen Mordthat, welche in Smedley's Behausung stattgefunden hatte, waren Bill Scott und sein Bruder Tim von Zeit zu Zeit durch Cambridge Terrace im Regent's Park geschlendert und hatten jedes Mal auf ein ihnen bezeichnetes Haus einen verstohlenen Blick geworfen. Doch waren sie bei jeder derartigen Veranlassung mit einer Miene der Enttäuschung davongegangen. Eines Morgens jedoch sah Bill Scott in den Fenstern jenes Hauses gedruckte Zettel des Inhalts, daß nach Anordnung der amtlich bestellten Kuratoren in dem Bankerott des Joseph Preston das in dem Hause befindliche Mobiliar morgen versteigert

werden sollte. Bill Scott eilte sogleich nach Hause und benachrichtigte Barney von der gemachten Entdeckung.

„Recht so, mein Junge," sagte Barney. „Ich wußte wohl, daß die Plakate bald erscheinen würden. Aber weißt Du auch bestimmt, daß Du und Dein Bruder den Smedleys kein Wort davon gesagt haben, daß ich das Haus in Regent's Park von Euch beobachten ließ?"

„Wir haben Smedleys seit der Nacht, wo wir Alle dort waren, gar nicht gesehen," war Bill's Antwort, „selbst wenn wir mit ihnen darüber hätten sprechen wollen — und das wollten wir nicht."

„Ihr seid gescheidte Jungen," bemerkte Barney beifällig. „Welch' ein Glück für Euch, daß Ihr einen Mann, wie ich bin, zur Seite habt, der so gut wie ein Vater zu Euch ist! Seht nur, wie ich Euch mit gutem Essen und Trinken vollgestopft hab', seitdem ich in der vorigen Woche das gute Geschäft bei Smedleys gemacht. Kaffee, heiße Semmeln und Schinken zum Frühstück, Braten und Kartoffeln zum Mittagessen, Würstchen und Bratkartoffeln zum Abendessen, und so viel Bier und Branntwein, wie Ihr nur vertilgen könnt! — wahrhaftig, wenn der Lord Mayor besser lebt, so will ich mich einen Holländer nennen lassen — und der bin ich doch nicht, denn mein Vater war ein ächter Engländer und ich bin's auch!"

„Ja, ja, das weiß ich, — aber sagt mir doch, Barney," sprach Bill Scott, „weshalb Ihr mich und Tim jeden Tag seit der vorigen Woche hingeschickt habt, um nachzusehen, ob in dem Hause im Regent's Park Auktionszettel aufgesteckt wären. Ihr habt uns noch gar nicht gesagt, zu welchem Zwecke Ihr das wissen müßt."

„Und was noch mehr ist — ich will's Euch auch gar nicht sagen," antwortete Barney. „Es ist ein Privatgeschäft, und ich will Dir nur rathen, nicht darüber zu schwatzen, sonst würd' ich Dir's so eintränken, wie dem Miether bei Smedleys in der vorigen Woche. Uebrigens kannst Du und Tim morgen wieder an's Geschäft gehen. Ihr habt jetzt eine ganze Woche Ferien gehabt und das Geld, das wir neulich bei Smedleys erbeuteten, wird nicht ewig vorhalten."

Am folgenden Tage fand in dem Hause, welches Joseph Preston früher bewohnt hatte, die angekündigte Versteigerung des Mobiliars statt und um acht Uhr des Abends war das Haus ausgeräumt.

Zwischen Zehn und Elf Uhr desselben Abends verließ Barney seine elende Wohnung und richtete seine Schritte nach dem Regent's Park.

Als er Cambridge Terrace erreichte, warf er einen prüfenden Blick auf alle Fenster des Hauses, in welchem die Auktion an diesem Tage stattgefunden hatte. In keinem derselben war ein Lichtschimmer zu entdecken, und Barney begab sich nun nach der Rückseite des Hauses, um dasselbe auch von diesem Standpunkte aus in Augenschein zu nehmen. Das Resultat war dasselbe: nicht ein einziges Licht war in irgend einem Zimmer sichtbar.

„Das Haus ist offenbar ganz leer und keine lebendige Seele weilt darin," murmelte Barney in sich hinein. „Desto besser für meinen Zweck!"

Und nun ging der Bösewicht nach der Vorderseite zurück, um einen endgültigen Entschluß zu fassen, von wo aus er sich den Weg in das Haus bahnen sollte, — denn dies war das Ziel, welches er sich gesteckt hatte. Es schien ihm jedoch nicht rathsam, seine Operationen gegen die Vorderseite zu richten, weil er in nicht weiter Entfernung die Gestalt eines Polizeibeamten erblickte und außerdem dann und wann Equipagen vorüberfuhren. Andererseits jedoch fand Barney es ebenso wenig gerathen, gegen die Hinterseite zu operiren, da Stallknechte, die zu den angrenzenden Remisen und Ställen gehörten, noch umhergehen möchten. Er machte daher eine Promenade durch den einsamer gelegenen Theil des Regent's Park, um eine spätere und für die Ausführung seines Vorhabens günstigere Stunde zu erwarten.

Die Glocke der St. Abany-Kirche hatte die erste Morgenstunde verkündet, als Barney abermals an der Hinterseite des Hauses erschien, wo er seinen Versuch zu machen sich entschlossen hatte.

Das Feld war nun frei und vermittelst einer kleinen, geschickt angewandten Brechstange erbrach er die Thür der zum Hause gehörenden Wagenremise, die er nach seinem Eintritt sorgfältig hinter

sich verriegelte. Von der Remise aus erreichte er leicht das erste Stockwerk des Hauses.

Hier lauschte er aufmerksam, um zu ermitteln, ob nicht, ungeachtet der Folgerung, zu welcher er bereits vorhin gelangt war, dennoch Jemand im Hause weilen und ihn in seinem Vorhaben stören möchte. Es drang indessen nicht das leiseste Geräusch zu seinen Ohren.

„Wo war's doch?" sagte er sich. „Ja, das vordere Schlafzimmer im zweiten Stockwerk — so hieß es in dem Brief."

Er begann demnach beim Lichte der von ihm mitgebrachten Blendlaterne die zweite Treppe vorsichtig hinaufzugehen. Nach wenigen Minuten stand er vor dem von ihm gesuchten Zimmer.

Das Haus war von seinem früheren Mobiliar vollständig entblößt und die leeren Räume desselben machten sogar auf Barney einen unheimlichen Eindruck. Doch ließ er sich hierdurch keineswegs zurückschrecken, und nachdem er abermals aufgehorcht hatte, ohne irgend ein Geräusch zu hören, trat er in das Zimmer, welchem sein unautorisirter Besuch eigentlich galt. Hier hielt er seine Laterne so, daß der Lichtschein nur auf den Fußboden fiel. Dann zählte Barney die einzelnen Dielen von links nach rechts, bis er zur elften gelangte, und hier hielt er ein, zog ein spitzes Instrument aus der Tasche hervor und trieb dasselbe mit der vollen Kraft seines Armes in das Holz hinein. Dieses Verfahren ermöglichte es ihm, die Diele aus ihren Fugen zu heben, obgleich dieselbe vorher so genau eingepaßt gelegen, daß Niemand, der über sie hinschritt, geahnt haben würde, daß sie nur so lose eingefügt war. Die Querbalken enthielten tiefe Nischen, in welche Barney aufmerksam hineinblickte. Doch nahm sein Gesicht einen immer deutlicher hervortretenden Ausdruck der Ueberraschung und Enttäuschung an, als er ungeachtet allen Suchens jene Nischen gänzlich leer fand.

„Na, ich will mich hängen lassen, wenn das nicht sonderbar ist!" sagte er. „Drei Fälle sind nur möglich: entweder hat der Kerl in seinem Brief gelogen, — oder die Smedleys sind mir zuvorgekommen, — oder die Leute, die die Auktion geleitet haben, müssen das Geheimniß der Diele durch Zufall erfahren und sich in den Besitz dessen gesetzt haben, was ich suche."

Mit einer leisen, aber schrecklichen Verwünschung gab Barney die fruchtlose Nachsuchung endlich auf, und ohne sich die Mühe zu nehmen, die herausgehobene Planke in ihre Fugen zurückzulegen, verließ er das Zimmer.

Ebenso geräuschlos, wie er heraufgekommen war, stieg er die Treppen hinab und erreichte den Hausflur und die Vorderthür des Hauses.

„Ha," rief er erstaunt, als die Strahlen aus seiner Blendlaterne auf die Hausthür fielen, „das wird ja immer sonderbarer!"

Barney's Ueberraschung wird vollkommen erklärlich erscheinen, wenn wir sagen, daß der Lichtschein der Laterne ihm plötzlich gezeigt hatte, daß die Kette der Hausthür herabhing und das Schloß abgerissen war. Er untersuchte die Thür noch aufmerksamer und fand die Riegel zurückgezogen, so daß die Thür nur durch die Genauigkeit, mit welcher sie in ihre Fugen hineinpaßte, geschlossen gehalten wurde.

„Es ist so klar wie der Tag," sagte sich Barney mit verhaltener Wuth, „daß Jemand mir zuvorgekommen ist, — und wer anders könnte das gewesen sein, als die Smedleys? Nun, wenn das nicht ein gemeiner Streich von ihnen ist, so will ich verdammt sein!"

Barney bedachte nicht, daß auch er seinerseits sich bemüht hatte, die Smedleys in der Angelegenheit zu überlisten, wegen welcher er in das leere Haus gedrungen war und daß er zu diesem Zwecke ihnen seine Absicht verheimlicht hatte.

„Aber wie, in's Teufels Namen, sind sie in das Haus gekommen?" fragte er sich. „Daß sie durch diese Thür hinausgingen — wenn sie's wirklich gewesen sind — ist klar genug; wie aber waren sie vorher hereingekommen? Sie können doch die Thür nicht aufgesprengt haben, denn das Schloß ist von Jemand, der schon im Hause war, abgerissen worden. — Ah! jetzt errath' ich's!" rief er plötzlich, als ein neues Licht in seinem Geiste aufzublitzen schien, „sie werden sich nach Beendigung der Auktion im Hause versteckt haben — ein verwünscht schlauer Streich, beim Teufel! Aber ich will sehen, ob ich Ihnen nicht doch noch gleiche Münze zurückzahle!"

Durch diesen letzteren Entschluß, das Blatt gegen die Familie Smedley zu wenden, wurden Barney's Zornesgefühle ein wenig gemildert, und nachdem er das Licht in der Blendlaterne ausgelöscht und die letztere in seine Tasche gesteckt hatte, ging er durch die Hausthür hinaus und eilte hinweg, ohne von dem an der Ecke stehenden Polizisten bemerkt worden zu sein.

27.

Zwei Nachbarhäuser.

In einer der schönsten Straßen des Westend von London befanden sich in zwei neben einander stehenden Häusern ein elegantes Putzgeschäft und ein nicht minder eleganter Herrengarderobe-Laden.

Durch die riesengroßen Spiegelglasscheiben des Putz- und Modewaaren-Magazins erblickte man ein großes Assortiment der schönsten Damenhüte, Schleier, Bänder, Seidenzeuge u. s. w., und die über dem Laden befindliche Inschrift sagte den Vorübergehenden, daß das Geschäft der Madame Angelique gehörte. Im Innern des Ladens wurden die Kunden bald von Madame Angelique, bald aber auch von einer bereits im reiferen Lebensalter stehenden Stellvertreterin bedient, die das Französische mit dem reinsten Pariser Accent sprach. Eine im Hintergrunde des Ladens befindliche Glasthür stand häufig offen und hinter derselben sah man zehn oder zwölf Arbeiterinnen in einem großen, behaglichen Zimmer beschäftigt, Damenkleider anzufertigen oder Hüte und Hauben zu besetzen. Eine mit Teppichen belegte Wendeltreppe führte zu den Ausstellungssälen, welche das ganze erste Stockwerk einnahmen.

Die in den Ausstellungssälen beschäftigten Frauen hatten bereits das mittlere Alter erreicht; doch waren sie überaus geschmack-

voll gekleidet; ihr Benehmen gegen die Käuferinnen war stets zuvorkommend und freundlich, und ihr ganzes Aeußere deutete auf vollkommene Achtbarkeit des Charakters. Weder unten in dem Laden noch oben in den Ausstellungsräumen sah man sehr junge oder schöne Mädchen, und wenn demnach eine Dame von strenger Gesinnung und ihr sie begleitender Gatte dem Etablissement der Madame Angelique einen Besuch machten, so erblickten sie nichts, das den leisesten Zweifel an dem anständigen Charakter desselben hätte aufkommen lassen. Wir müssen hinzufügen, daß auch die Arbeiterinnen im Atelier mindestens ebenso wegen ihres gänzlichen Mangels an äußerer Schönheit, als wegen ihrer Geschicklichkeit im Gebrauch der Nadel gewählt zu sein schienen.

Aber — das Haus der Madame Angelique war ein sehr geräumiges und über der von den Ausstellungssälen eingenommenen Etage befanden sich noch mehrere Stockwerke. Die meisten Kunden der Madame Angelique wußten, daß dieselbe eine kinderlose Wittwe war und daß nur drei oder vier ihrer Untergebenen in ihrem Hause wohnten. Was that sie also mit den oberen Stockwerken des ausgedehnten Gebäudes? Wenn dann und wann einmal eine etwas neugierige Kundin diese Frage an sie richtete, so pflegte Madame Angelique mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln von dem ungeheuren Waarenvorrath zu sprechen, welchen sie beständig zu halten genöthigt wäre.

Kurz, das in Rede stehende Etablissement erfreute sich nicht nur des achtbarsten Rufes, sondern es war auch in geschäftlicher Hinsicht das blühendste und von der vornehmen Welt am meisten protegirte Modewaaren-Magazin des Westend.

Bevor wir von dem Nachbarhause sprechen, müssen wir einige Worte über Madame Angelique selbst sagen. Sie war etwa funfzig Jahre alt, eine stattliche Matrone. Von Geburt war sie Französin, was schon ihr Name andeutete. Trotz ihrer etwas zum Embonpoint hinneigenden Gestalt war sie eine rüstige und energische Frau und scheute keine Mühe, wenn es sich darum handelte, eine ihrer Kundinnen zufriedenzustellen oder ihr gefällig zu sein. So war sie denn auch allgemein beliebt, und was die Rechnungen anbetraf, so pflegte sie dieselben nur ein Mal jährlich — um Ostern — umherzusenden und war vollkommen zufrieden, wenn

die Beträge überhaupt vor Ende des laufenden Jahres gezahlt wurden.

Der Garderobenladen im Nachbarhause war in seiner Weise ebenso elegant, als das Mode-Magazin der Madame Angelique. Es war keineswegs ein Etablissement für wohlfeile Garderobengegenstände; Bertin — denn auch der Schneider war ein Franzose — würde es verschmäht haben, Pantalons zu sechszehn Shillingen oder Röcke zu zwei Guineen zu verkaufen; aus seinem Atelier ging kein Anzug unter dem Preise von sieben Guineen hervor. Was die Persönlichkeit des Herrn Bertin betrifft, so war er ein kleiner Mann mittleren Alters, von einer fast kriechenden Freundlichkeit gegen seine aristokratischen Kunden, nicht häßlich für sein Alter und stets nach der neuesten Mode gekleidet. Man sah ihn nie ohne eine schwere goldene Uhrkette, die sich in vielfachen Windungen über seine Weste hinzog. Er sprach ziemlich geläufig englisch, wiewohl mit starkem französischen Accent, und da er in England viel Geld zusammenscharrte, so gefiel ihm dieses Land bei Weitem besser als sein eigenes.

Es war ungefähr Neun Uhr des Abends, als der Herzog von Marchmont in Herrn Bertin's glänzend erleuchteten Laden trat und ohne sich bei dem hinter dem Verkaufstische stehenden Commis aufzuhalten, sich durch eine Seitenthür in einen Korridor begab. Von hier aus erstieg er die Treppe mit der Miene eines Mannes, welchem die Lokalität vollkommen bekannt war und der sich hier ganz zu Hause fühlte. Als er das zweite Stockwerk erreicht hatte, klopfte er an eine Thür, die von einer ältlichen Frau sogleich geöffnet wurde.

„Sind die jungen Damen zu Hause, Annette?" fragte der Herzog mit einem bedeutungsvollen Blicke.

„Ja, Mylord."

„Und ohne Besuch?"

„Ja."

Ohne weitere Worte führte Annette ihn durch eine Art von Vorzimmer zu einem großen Trumeau-Spiegel, der in der gewöhnlichen Weise an der Wand angebracht zu sein schien. In Wirklichkeit jedoch bildete dieser Spiegel eine Thür, die sich vermittelst einer verborgenen Feder öffnen ließ. Als diese seltsame

geheime Thür offen stand, klopfte die Frau an eine Scheidewand; eine zweite Thür sprang auf — und der Herzog trat in den Raum, der ihm auf so geheimnißvolle Weise geöffnet worden war.

Unsere Leser werden bereits errathen haben, daß Marchmont aus dem Hause des Schneiders in das der Putzhändlerin, und zwar in das zweite Stockwerk des letzteren, gelangt war. Hier zeigte sich Alles auf das Reichste und Luxuriöseste ausgestattet. Doch war es nicht sowohl die kostbare Einrichtung, was den Reiz dieser Wohnstätte bildete, als vielmehr vier liebliche weibliche Wesen, welche die präsidirenden Gottheiten derselben waren. Die Eine hatte dem Herzoge die zweite mysteriöse Thür geöffnet; sie war eine Engländerin, Namens Letitia. Die Zweite, Armantine, war ein französisches Mädchen; die Dritte eine Deutsche, die mit dem Namen Linda angeredet wurde; die Vierte entstammte dem unterdrückten Irland und nannte sich Evelina. — Alle waren, wie wir bereits angedeutet haben, überaus schön, doch hatten die Reize einer Jeden einen Charakter, der sich von dem der Uebrigen unterschied. Daß sie sämmtlich sehr geschmackvoll und reich gekleidet waren, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Der Herzog von Marchmont war diesen Syrenen durchaus nicht fremd, — dies ging schon aus der Vertraulichkeit ihrer Begrüßung hervor. Der Zwang, welchen sein hoher Rang an anderen Orten auferlegt haben würde, machte sich hier nicht fühlbar; — dies ging schon aus der Art und Weise hervor, in welcher jedes der jungen Mädchen ihn anredete.

„Sind Sie es, mein lieber Marchmont?" rief Letitia, die Engländerin, ihm bei seinem Eintritt entgegen.

„Der gottlose Marchmont, der mich immer so viel Champagner zu trinken verleitet!" sagte Mademoiselle Armantine.

„Das ist's ja gerade, weshalb ich Marchmont so gern hier sehe," bemerkte Linda; „er läßt uns immer Champagner geben, und den liebe ich über Alles!"

„Schweigt doch, Ihr selbstsüchtigen Geschöpfe!" sagte Evelina. „Wir wollen ihn vielmehr auf andere Weise begrüßen."

Und mit tändelnder Heiterkeit schlang sie ihre Arme um den Nacken des Herzogs und drückte einen Kuß auf jede seiner Wangen.

„Und nun, meine Schönen," rief der Herzog mit einer Miene, die deutlich erkennen ließ, daß er diese Gesellschaft absichtlich aufgesucht hatte, um ernsteren, vielleicht gar unangenehmen Betrachtungen sich zu entziehen, „laßt Champagner und Früchte auftragen und wir wollen einen heiteren Abend verleben. Zunächst aber muß ich mit Madame Angelique einige Worte sprechen; ich habe ihr eine wichtige Mittheilung zu machen."

„Sie wissen ja, wo sie zu finden ist," antwortete Letitia; „sie ist in diesem Augenblick in ihrem Zimmer. Beeilen Sie sich, Marchmont, denn wenn Sie zu lange fortbleiben, so kommen wir alle Vier in corpore, mit Champagnerflaschen und mit Treibhausfrüchten bewaffnet, und treiben Sie als unseren Gefangenen hierher zurück."

„Blumenfesseln dürfen unter Ihren Waffen und Zwangsmitteln nicht vergessen werden," erwiederte der Herzog mit erzwungener Heiterkeit, obgleich er, als er die geheime Ausgangsthür öffnete, einen in ihm emporsteigenden Seufzer kaum zu unterdrücken vermochte.

Nachdem er die Thür hinter sich geschlossen hatte, schritt der Herzog durch einen Korridor und klopfte an eine andere, in demselben Stockwerk befindliche Thür. Die ihm wohlbekannte Stimme der Madame Angelique rief ihm ein „Herein" zu und er fand sie in der Gesellschaft ihres Nachbars Bertin am Tische sitzend. Eine deliciöse Abendmahlzeit war servirt.

Das Zimmer war klein, aber reich und behaglich ausgestattet. Es war dies Madame's Boudoir und eine zweite Thür, welche der mit dem Korridor in Verbindung stehenden gegenüber lag, führte in das Schlafzimmer der Putzhändlerin.

Herr Bertin erhob sich beim Eintritt des Herzogs von Marchmont und machte dem Letzteren eine tiefe Verbeugung, während Madame Angelique sich mit einem halb vertraulichen Kopfnicken begnügte und gleichzeitig auf einen Sessel deutete.

„Ich bedaure, Sie inmitten eines so angenehmen tête-à-tête zu stören, meine werthe Madame," sagte der Herzog; „ich habe jedoch eine wichtige Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen. Soll ich später wiederkommen?"

„Keineswegs, Mylord," antwortete Madame Angelique mit ihrem freundlichsten Lächeln, denn sie wußte recht wohl, daß des Herzogs Gold sie für jede kleine Unbequemlichkeit entschädigen würde, welche die Unterbrechung ihrer Abendmahlzeit ihr verursachen möchte.

„Und zufällig habe ich gerade jetzt einige Briefe zu schreiben," bemerkte der diskrete Herr Bertin.

„Die nicht mehr als etwa eine Viertelstunde in Anspruch zu nehmen brauchen," sagte der Herzog, auf diese Weise den Zeitraum andeutend, für welchen er des Schneiders Abwesenheit aus dem Boudoir der Putzhändlerin wünschte.

Herr Bertin verließ das Gemach; aber weit entfernt, nach seinem Hause hinüberzugehen und Briefe zu schreiben, verlebte er vielmehr die ihm auferlegte viertelstündige Abwesenheit in einem angrenzenden Zimmer.

Mittlerweile wollen wir sehen, was zwischen dem Herzoge von Marchmont und Madame Angelique stattfand.

„Ich glaube," begann der Herzog, „daß alle Kleider meiner Frau aus Ihrem Atelier hervorgehen — nicht wahr?"

„Ich erfreue mich seit einigen Jahren der Ehre, die Frau Herzogin zu meinen Kunden zählen zu dürfen," war die Antwort der Putzhändlerin.

„Haben Sie in jüngster Zeit meiner Gemahlin Kleidungsstücke geliefert?"

„Ich habe in diesem Augenblicke drei oder vier Roben für die Frau Herzogin in Arbeit."

„Sehr gut!" bemerkte Marchmont. „Sie können die betreffenden Roben doppelt anfertigen lassen?"

„Doppelt?" rief Madame Angelique erstaunt.

„Allerdings — warum nicht?"

„O natürlich, wenn Ew. Lordschaft es wünschen, kann ich auch ein Dutzend von derselben Art produziren."

„Nun, von dem Dutzend wollen wir absehen," erwiederte Marchmont; „ein Duplikat von jeder der jüngst bestellten Roben wird genügen. Aber merken Sie sich: die Aehnlichkeit muß eine täuschende sein — genau dieselben Stoffe, dieselben Farben und Muster, derselbe Schnitt, — so daß sogar die Zofe meiner Frau,

wenn sie darüber befragt würde, keine Ahnung davon haben dürfte, daß jene Roben in doppelten Exemplaren vorhanden sind."

„Das Alles ist leicht genug auszuführen, Mylord," versetzte die Französin. „Aber, ohne nach Ew. Lordschaft Gründen für diesen seltsamen Auftrag forschen zu wollen, erlaube ich mir die Hoffnung auszusprechen, daß keine schlimmen Folgen für mich daraus entstehen können?"

„Dafür will ich sorgen," antwortete der Herzog. „Wann werden die Roben fertig sein?"

„Die gnädige Frau sagte mir, daß Sie Alle übermorgen auf's Land reisen, und die bestellten Gegenstände müssen daher morgen Abend abgeliefert werden."

„Und wann können Sie die Seitenstücke in Bereitschaft haben?" forschte Marchmont weiter.

„Es wird über eine Woche erfordern."

„Eine Woche? Warum nicht gar!" rief der Herzog.

„Ich kann sie in kürzerer Zeit unmöglich herstellen. Im günstigsten Falle am Abend des sechsten Tages, von heute an gerechnet," sagte die Putzhändlerin nach kurzer Ueberlegung.

„Nun gut, das muß mir genügen."

„Um neun Uhr des von mir bezeichneten Abends sollen die Duplikate der Roben unter allen Umständen in Marchmont House abgeliefert werden —"

„Nein, nein, Sie dürfen sie nicht direkt nach Marchmont House senden — um keinen Preis!" rief schnell der Herzog. „Niemand darf vermuthen — hm! wie machen wir das?"

„Soll ich die Roben in einer Kiste nach Oaklands senden, Mylord?" fragte Madame Angelique.

„Nein, auch das nicht," versetzte der Herzog; „eine so leichte Kiste, die nichts als Frauenputz enthält, würde Verdacht erregen, wenn sie an mich adressirt wäre, und für meinen Zweck ist's unbedingt nothwendig, daß nicht die geringste Spur aufzufinden sei — ah! ich hab's!" fügte er plötzlich hinzu. „Ich habe einen unerfahrenen, arglosen jungen Menschen als Sekretär in meinem Dienst. Heute ist Mittwoch; nun denn, am nächsten Dienstag um Neun Uhr Abends soll dieser junge Mann in einer Droschke an Ihrer Thür sein und Sie müssen ihm die Roben, in eine Kiste

gepackt, von einer Ihrer zuverlässigsten Gehülfinnen übergeben lassen."

„Zuverlässig sind sie Alle, Mylord," entgegnete Madame Angelique, „sonst würde es mir nicht gelungen sein, mein Etablissement seit so vielen Jahren aufrecht zu erhalten, ohne daß der leiseste Verdacht gegen dasselbe entstanden ist."

„Nun, so beobachten Sie denn das von mir vorgeschlagene Verfahren," sagte der Herzog. „An dem Abend und zu der Stunde, die ich eben genannt, wird der Name Christian Aschton Ihnen gemeldet werden und Sie werden wissen, was das zu bedeuten hat. Aber merken Sie sich: er darf nicht erfahren, wie die Roben aussehen."

„Gewiß nicht, Mylord," rief die Putzhändlerin; „Ew. Lordschaft Befehle sollen in jeder Hinsicht befolgt werden. Haben Sie mir noch weitere Instruktionen zu ertheilen?"

„Ja, noch Eins! Sie werden mir Letitia Rodney auf kurze Zeit überlassen müssen; ich bedarf ihrer Dienste. Willigen Sie ein? Sie wissen recht wohl, daß Sie für Alles, was Sie für mich thun, gut bezahlt werden."

„Ew. Lordschaft können über mich und meine Leute verfügen, als wären Sie in Ihrem eigenen Hause."

„Sehr wohl. Mit Letitia will ich Alles, was nothwendig ist, selbst verabreden. Sie sind doch hoffentlich überzeugt, daß sie ganz zuverlässig ist und daß man ihr eine Aufgabe von nicht gewöhnlicher Wichtigkeit unbedenklich anvertrauen darf?"

„Ich weiß, daß ich mich vollkommen auf sie verlassen kann," versicherte Madame Angelique. „Ist sie nicht seit ihrem funfzehnten Jahre bei mir? Betrachtet sie mich nicht als ihre Mutter? Habe ich nicht Alles für sie gethan?"

„Freilich, freilich!" meinte der Herzog. „Aber ich habe mich oft gefragt, was in aller Welt Sie mit solchen Mädchen beginnen, wenn sie zu verblühen anfangen."

„Ich gebe ihnen Geld und schicke sie in's Ausland. Die Meisten gehen nach Paris — und die Luftveränderung bringt gewöhnlich ihr gutes Aussehen auf kurze Zeit zurück, so daß sie noch einige Jahre in Frankreich eine ganz leidliche Existenz finden. Zuletzt aber kommen sie doch in die Straßen und enden schließlich

im Hospital. Aber können sie auch wohl ein anderes Ende erwarten?"

„Das ist freilich wahr," bemerkte Marchmont mit herzloser Gleichgültigkeit, indem er aufstand.

„Apropos, Mylord!" flüsterte Madame Angelique ihrem Gast geheimnißvoll zu, „ich habe etwas Merkwürdiges entdeckt. Einer meiner Späher — Ew. Lordschaft wissen, daß ich stets mehrere solcher Subjekte in meinem Solde habe —"

„Nun, worin besteht die merkwürdige Entdeckung? In einem neuen schönen Exemplar des weiblichen Geschlechts?"

„Ja, in etwas Neuem dieser Art, Mylord, — wenn es nur möglich sein wird, sie durch einen Kunstgriff in's Netz zu locken. Ich spreche von zwei Personen und die Sache besteht in Folgendem: In einer gewissen Vorstadt von London wohnt eine Dame aus dem Orient; sie ist entzückend schön, und unter ihren Dienerinnen befindet sich ein Hindumädchen von so hinreißender Schönheit, wie sie selbst ist. Ich habe Beide gesehen. Sie machen zuweilen eine Spazierfahrt durch ihre Nachbarschaft, obwohl sie meistentheils sehr still und eingezogen leben. Was sie überhaupt in England thun, ist mir noch räthselhaft. Das Schlimmste an der Sache ist, daß einige englische Dienstboten im Hause sind —"

„Das Schlimmste? — das Beste, meinen Sie!" rief der Herzog, „denn jene englischen Dienstboten können Sie durch Bestechung für Ihre Zwecke gewinnen."

„Das wird unmöglich sein, fürchte ich," antwortete Madame Angelique. „Mein Agent, der mir von diesen exotischen Gewächsen zuerst Mittheilung machte, hat sich bemüht, den Intendanten auszuforschen, und dieser hat ihn so kalt empfangen, daß ein zweiter Versuch dieser Art nicht thunlich erscheint. Zwar verzweifle ich noch nicht daran, diese Indierinnen durch irgend ein Mittel in meine Macht zu bringen; aber die Sache würde doch ziemlich riskant für mich sein —"

„Sie wollen mir damit zu verstehen geben, daß auch die Belohnung dem Risiko angemessen sein muß," fiel der Herzog ihr lächelnd in's Wort. „Nun, meine liebe Madame Angelique, sprechen Sie zu keinem Ihrer anderen Gönner ein Wort über diese orientalischen Schönheiten; setzen Sie Ihre Erkundigungen vor-

sichtig fort, breiten Sie Ihre Netze aus und warten Sie, bis ich von Oaklands zurückkehre. Sie wissen, daß ich freigebig sein kann —"

„Ihre Befehle, Mylord, sollen für mich Gesetze sein."

„Beiläufig — es würde gut sein, wenn ich Ihnen auf die Kleiderangelegenheit ein Handgeld gäbe. — Wie viel ist das?" fragte er, ein Bündel Banknoten auf den Schooß der Putzhändlerin werfend.

„Zweihundert Pfund, Mylord," versetzte die Französin; „meinen aufrichtigen Dank —"

„Den Dank begehr' ich nicht," sagte Marchmont. „Gute Nacht; ich will noch einige Stunden bei Ihren jungen Damen zubringen. Senden Sie die schönsten Treibhausfrüchte hinein, die Sie vorräthig haben, auch guten Champagner. Und nun amüsiren Sie sich mit unserem würdigen Freunde Bertin, der die personifizirte Diskretion ist. Wenn Sie Beide nicht wären, so weiß ich wahrlich nicht, was manche Herren und Damen, die kleine Intriguen vorhaben, anfangen würden."

Marchmont kehrte nach dem Zimmer zurück, in welchem die vier jungen Damen bereits auf ihn warteten. Er fand den Tisch mit Wein, Früchten und anderen leichten Erfrischungen besetzt.

Nichts konnte sinnlich raffinirter sein, als was sich hier dem Blicke darbot. Das von einem Lichtmeer überfluthete Zimmer, die kostbaren Möbel, die carmoisinrothen Draperien, die glänzenden Spiegel, der in den Karaffen funkelnde Wein, die in geschliffenen Krystall- und Porzellanschalen schimmernden Früchte, und die hinreißende Schönheit der vier jungen Mädchen, welche Marchmont's Festgenossinnen sein sollten, — dies Alles vereinigte sich, ihn von gewissen düsteren Gedanken abzuziehen, welche ihn beherrscht hatten, bevor er die jetzige Scene zu seiner Zerstreuung aufsuchte.

Sie setzten sich zu Tische; der Champagner schäumte in den Gläsern, lautes, heiteres Lachen ertönte, — des Herzogs Mißstimmung verlor sich mit jeder Minute mehr; er vergaß die Sorgen, welche ihn vorher gedrückt hatten, er stürzte sich in den Strudel des Vergnügens, um seine Erinnerungen zu betäuben.

Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß die jungen Mädchen nicht nur gebildet, sondern auch mehr oder minder geistreich waren.

Sie hatten ehedem guten und achtbaren Familien angehört, aus deren Mitte sie durch die niederträchtigen Agenten der noch verruchteren Madame Angelique hinweggelockt worden waren, und wenn sie zuweilen von Gefühlen der Reue beschlichen wurden, so mußten sie, so gut es ihnen gelingen wollte, dieselben ersticken, denn sie hatten einen Pfad betreten, auf welchem ein Zurückschreiten unmöglich war. Doch war ihnen, wie schon gesagt, eine gute Erziehung zu Theil geworden; sie besaßen Talent für lebendige Unterhaltung und das Gespräch ward alsbald funkelnd, wie der Wein, der es würzte.

Es war Ein Uhr Morgens, als Marchmont an den Aufbruch dachte. Er legte unter eine der Fruchtschalen eine Geldsumme in Banknoten, als Zeichen seiner Erkenntlichkeit für die ihm gewährte Unterhaltung. Dann winkte er Letitia, mit ihm in eine Fensternische zu treten, wo er während einiger Minuten ein leises Gespräch mit ihr führte. Die anderen Mädchen plauderten inzwischen am unteren Ende des Zimmers und hörten nicht, was der Herzog mit Letitia verhandelte; auch suchten sie dies gar nicht zu erfahren. Sie standen unter einander in sehr freundlichen Beziehungen und fühlten keine Eifersucht, denn ihre Schönheit sicherte Allen einen gleichen Antheil an der Gunst ihrer vornehmen Gönner, und da sie nicht unverständig waren und nur zu häufig ihre Herabwürdigung fühlten, so wußten sie auch, wie thöricht und nutzlos es sein würde, ihr ohnehin trauriges Loos durch kleinliche Streitigkeiten und Eifersüchteleien unter einander noch unangenehmer zu gestalten.

Als das Gespräch zwischen dem Herzoge von Marchmont und Letitia sein Ende erreicht hatte, verabschiedete sich der Erstere von den Mädchen und verließ das Haus.

28.

Covent Garden.

Am folgenden Morgen war Christian, wie gewöhnlich, mit der Korrespondenz seines Prinzipals beschäftigt, und als dieselbe beendet war, sagte der Herzog:

„Ich glaube annehmen zu dürfen, Christian, daß Sie sich in Ihrer jetzigen Stellung glücklich und zufrieden fühlen und daher wohl auch mich in jeder Hinsicht zufriedenzustellen wünschen?"

„Das letztere ist meine Pflicht, so lange ich im Dienste Ew. Lordschaft stehe," anwortete der junge Mann, indem er durch diese Antwort der Nothwendigkeit auswich, die unwahre Behauptung aufzustellen, daß er sich im Dienste des Herzogs von Marchmont wirklich glücklich fühle.

„Nun denn," fuhr der Herzog fort, „Sie sollen mir einen kleinen Dienst erweisen. Morgen gehe ich mit meiner Gemahlin nach Oaklands; Sie aber sollen mir erst in der ersten Hälfte der nächsten Woche folgen. Am nächsten Dienstag um Neun Uhr Abends werden Sie sich in einer Droschke nach der Adresse begeben, die ich auf diesen Zettel geschrieben habe," — und er überreichte ihm das erwähnte Papier. — „Sie brauchen nur an die Hausthür zu pochen und Ihren Namen zu nennen. Man wird Ihnen alsdann eine Kiste geben, die Sie unter Ihre Obhut nehmen müssen; sie enthält Gegenstände, die ich zu Geschenken bestimmt habe, und hieraus entspringt eben die geheimnißvolle Art und Weise, in der ich die Sache behandle. Mit der ersten Diligence, die am Mittwoch Morgen von London abgeht, werden Sie abreisen und die Kiste unter Ihrem eigenen Gepäck nach Oaklands bringen und dort auf Ihr Zimmer besorgen lassen. Haben Sie mich verstanden?"

„Vollkommen, Mylord."

„Und Sie werden die Nothwendigkeit begreifen, die Sache durchaus geheim zu halten, weil, wie ich Ihnen schon andeutete, ich mich durch die Ueberraschung bei Vertheilung der Geschenke,

welche jene Kiste enthält, ein wenig zu belustigen gedenke. Ich weiß, daß ich auf Ihre Treue und Klugheit bauen darf. Herr Calvert wird Ihnen die zur Bestreitung Ihrer Reisekosten erforderliche Geldsumme einhändigen und Sie müssen Sorge tragen, am Nachmittage des nächsten Mittwoch in Oaklands einzutreffen."

Christian verbeugte sich und verließ die Bibliothek.

Geradeswegs begab sich der junge Mann nach Mortimer Street und theilte Herrn Redcliff den Auftrag mit, welchen sein Prinzipal ihm soeben gegeben hatte. Die Adresse des Hauses, in welchem er die Kiste empfangen sollte, war die der Madame Angelique, und Christian, der auf dem Wege zu Herrn Redcliff absichtlich dort vorübergegangen war, berichtete dem Letzteren, daß es ein Putz- und Modewaaren-Magazin sei.

Weder Redcliff noch Christian zweifelten daran, daß die Erklärung des Herzogs, die Kiste enthalte Gegenstände, die zu Geschenken bestimmt seien, etwas Anderes sei, als ein Vorwand für ein ernsteres Vorhaben. Worin dieses Vorhaben jedoch bestehen könne, vermochte Christian nicht zu errathen, und auch Herr Redcliff äußerte keine Meinung darüber.

„Sie müssen den Ihnen ertheilten Auftrag genau so ausführen, wie er Ihnen gegeben worden," sagte Redcliff. „Sobald Sie jedoch die Kiste empfangen haben, kommen Sie mit derselben direkt zu mir. Vielleicht bin ich alsdann in der Lage, Ihnen zu sagen, wie Sie weiter handeln sollen. Außerdem ist es nothwendig, daß ich Sie vor Ihrer Abreise nach Oaklands noch einmal spreche."

Um Zwei Uhr des folgenden Tages schritt Herr Redcliff, nach seiner Gewohnheit in einen Mantel gehüllt und den Hut tief über die Stirn herabgezogen, durch die Straße, in welcher die beiden an einander grenzenden Etablissements der Madame Angelique und des Herrn Bertin gelegen waren. Nachdem er einen prüfenden Blick auf das Haus der Putzhändlerin geworfen, setzte Herr Redcliff seinen Weg fort.

„Das Etablissement hat ein sehr anständiges Aussehen und scheint nichts Verdächtiges zu enthalten," sagte er sich. „Doch verhüllt das harmloseste Aeußere nicht selten die größten Nichtswürdigkeiten. An die Kiste, welche am Dienstag Abend aus diesem

Hause kommen soll, knüpft sich ein tiefes Geheimniß, das ich ergründen muß. Jedes Ereigniß, wie geringfügig es auch scheinen mag, kann für mich von der höchsten Wichtigkeit sein, wenn es auf ihn Bezug hat, denn wer weiß, ob es nicht früher oder später die Erreichung meines Zweckes zu fördern geeignet ist!"

Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen ging Clemens Redcliff weiter, ohne gerade einen bestimmten Zweck damit zu verknüpfen. So gelangte er endlich nach dem Covent Garden Markt und schlenderte absichtslos nach der auf dem Dache der Markthalle befindlichen Terrasse.

Hier angekommen, betrat er eins der Treibhäuser, zog sich jedoch unwillkürlich zurück, als er zwei Personen in einem so angelegentlichen Gespräche sah, daß sie seine Anwesenheit nicht bemerkten.

Die eine dieser Personen war eine Dame, deren ganzes Aeußere sofort einen hohen Rang verrieth. Sie mochte etwa dreiundzwanzig Jahre zählen und ihre Züge waren von bezaubernder Schönheit. Von einer Hand hatte sie den Handschuh abgestreift — es war eine kleine, zarte Hand — und an einem der dünnen weißen Finger befand sich ein Trauring.

Ihr Gefährte, der jene schöne Hand zärtlich in der seinigen hielt, war ein junger Mann von der vollkommensten männlichen Schönheit. Auch sein Aeußeres deutete hohe gesellschaftliche Stellung an. Daß er jedoch nicht der Gatte der Dame war, sah Clemens Redcliff auf den ersten Blick, denn in ihrem Beisammensein lag offenbar eine gewisse Heimlichkeit, etwas Aengstliches und Eiliges, das sich in jeder ihrer Mienen und Bewegungen nur zu deutlich verrieth.

Während Herr Redcliff noch zögernd an der Schwelle des Treibhauses stand, drangen die Namen „Madame Angelique" und „Herr Bertin", welche von Allem, was der Herr leise zu seiner Gefährtin sagte, allein hörbar waren, zu seinem Ohre. Die Dame lauschte den Worten des jungen Mannes mit einer Mischung von Hoffnung und Furcht. Schnell verließ Redcliff das Conservatorium; als er jedoch einige Augenblicke später durch die Glaswände desselben blickte, sah er das zärtliche Paar noch in derselben Stellung.

„Der Auftritt ist nur zu verständlich," dachte er, dem anderen Ende der Terrasse zuschreitend. „Eine junge Gattin, die noch nicht verloren ist, aber bereits am Rande des Abgrundes steht. Ihre Liebe beginnt über ihr Pflichtgefühl die Oberhand zu gewinnen und die Ueberredungskunst des verliebten Versuchers erweist sich zu stark für ihre Tugend. Ich würde gern dazwischen treten, um sie zu retten, bevor die letzten Schanzen ihrer tugendhaften Gesinnung erobert sind; aber nein, — mir steht kein Recht der Einmischung zu. Es giebt gute Thaten, welche der Menschenfreund gern vollführen würde, die er aber, wie es in der Welt nun einmal zugeht, nicht einmal versuchen darf."

Und nun schien es Herrn Redcliff sonderbar, daß er gerade in einem Augenblicke, in welchem er es so wenig erwartete, den Namen der Madame Angelique, und in Verbindung mit dem eines Mannes gehört hatte, der, wie er vorhin wahrgenommen, ihr nächster Nachbar war. War es möglich, daß der junge Mann eine Zusammenkunft vorgeschlagen hatte, zu welcher das Haus der Putzhändlerin und das des Schneiders benutzt werden konnten?

Redcliff stieg von der Terrasse hinab und schritt langsam durch die Arkade, in welcher die köstlichsten Früchte englischer Gärten und Treibhäuser und zahlreiche Produkte der Tropen in so reicher Fülle ausgestellt werden. Nach einigen Minuten ging die Dame, die er in dem Treibhause gesehen, an ihm vorüber. Er warf einen Blick auf ihr schönes Gesicht und machte die Wahrnehmung, daß es einem oberflächlichen Beobachter zwar ruhig und sorglos erschien, in Wirklichkeit jedoch diese Ruhe und Sorglosigkeit nur eine Maske war, die dem erfahrenen Auge die innere Aufregung nicht zu verbergen vermochte.

Ein Lakai in reicher Livree stand in der Arkade, und als er die Dame herankommen sah, näherte er sich ihr in der ehrerbietigsten Haltung.

„Ist das Obst zum Wagen geschickt worden?" fragte sie, und Redcliff bemerkte, daß ihre Stimme zitterte.

„Ja, gnädige Frau," war die Antwort des Dieners.

Die Dame setzte ihren Gang durch den Markt fort, während der Lakai ihr in kurzer Entfernung folgte.

Als sie das Ende der Arkade beinahe erreicht hatte, gesellte

sich ein Mann zu ihr, dessen abstoßende Häßlichkeit einen auffallenden Gegensatz zu ihrer eigenen Schönheit bildete. Er mußte beinahe sechzig Jahre alt sein.

„Ich habe Sie hoffentlich nicht warten lassen," sagte sie, seinen ihr dargebotenen Arm nehmend.

„O nein, mein Engel," erwiederte er, indem er seiner Stimme und seinem Blick den zärtlichsten Ausdruck, dessen sie fähig waren, zu geben sich bemühte. „Ich habe während der letzten halben Stunde den ganzen Büchervorrath in Willi's Laden gemustert, ohne das zu finden, was ich suchte. — Haben Sie nun alle Ihre Einkäufe gemacht und zum Wagen gesandt?"

„Ja," war die Antwort.

Und Redcliff sah den Diener vorauseilen, um einem Kollegen von dem Herannahen der Herrschaft Nachricht zu geben, so daß die Thür der eleganten Equipage bereits geöffnet war, als der Herr und die Dame dieselbe erreichten.

Der alte Gemahl — denn in diesem Verhältniß stand der Mann augenscheinlich zu der schönen jungen Dame — half ihr in den Wagen und rief einem der Diener die Worte „Nach Hause!" zu. Die beiden Lakaien sprangen hinten auf und der Wagen rollte davon, während Redcliff auf demselben ein gräfliches Wappen erblickte.

In tiefes Nachsinnen versenkt, kehrte er nach der Straße zurück, in welcher sich die Läden der Madame Angelique und des Herrn Bertin befanden. Als er dieselbe erreichte, hatte die Abenddämmerung bereits begonnen und beide Magazine strahlten jetzt von hellem Gaslicht. Redcliff, der nunmehr zu einem bestimmten Entschlusse gelangt war, trat ohne Zögern in den Laden des Schneiders.

Bertin war anwesend und nahm Herrn Redcliff's Auftrag auf einige Kleidungsstücke mit der ihm eigenen kriechenden Freundlichkeit entgegen.

„Haben Sie die Güte, mein Herr, dort einzutreten," sagte er mit seiner höflichsten Verbeugung.

Er führte den neuen Kunden in ein an den Laden stoßendes Hinterzimmer, in welchem er das Maß seiner Gönner zu nehmen pflegte.

„Welchen Namen und Adresse habe ich die Ehre, in mein Buch einzutragen?" fragte Bertin, nachdem die Operation des Maßnehmens beendet war.

Redcliff machte ihm die nothwendigen Angaben und fügte hinzu:

„Da ich Ihnen ganz fremd bin, so gestatten Sie mir wohl, Ihnen für die etwa gewünschte Vorauszahlung eine Anweisung auf meinen Banquier zurückzulassen?"

„O, das ist keineswegs nothwendig," antwortete Herr Bertin mit einem süßlichen Lächeln. „Ich fühle mich hochgeehrt, Ihren Namen in meinen Büchern zu haben. Sie sprechen von Vorausbezahlung? Um keinen Preis in der Welt, mein Herr. Die Rechnungen werden stets um Neujahr gesandt — dies sind meine Bedingungen."

„Ich muß um Entschuldigung bitten, Ihnen andere Bedingungen angeboten zu haben," erwiederte Herr Redcliff. „Aber ich bin fast gänzlich fremd in England. Ich habe viele Jahre im Auslande — in Indien — verlebt," fügte er nachlässig hinzu, obgleich er die Wirkung dieser Worte nicht nur voraussah, sondern auch hervorzubringen beabsichtigte.

„In Indien — wirklich, mein Herr?" rief Bertin, der sogleich nach dem Gedanken haschte, daß sein neuer Kunde ein reicher Nabob sein müsse. „Ah, in Indien kann man schnell zu großem Reichthum gelangen."

„Zuweilen," sagte Redcliff, das Wort nachlässig hinwerfend und doch genug betonend, um die Deutung zuzulassen, daß er selbst ein beträchtliches Vermögen von Indien mitgebracht habe.

„Sie sind also wohl noch nicht lange in London?" forschte Bertin.

„Erst seit einigen Monaten," war die Antwort.

„Um Verzeihung, mein Herr — Sie sind wohl verheirathet?" fragte der Schneider, der unter dem Scheine der Schwatzhaftigkeit die Verhältnisse neuer Kunden auszuforschen pflegte, so weit die Letzteren ihm dies gestatteten. „Alle reichen Herren, die von Indien zurückkehren, bringen schöne englische Frauen von dort mit — oder finden solche, sobald sie ihr Heimathland wieder betreten."

„Keins von beiden ist mit mir der Fall, Herr Bertin," versetzte Redcliff. „Ich bin nicht verheirathet und bin überdies in England so vollkommen fremd, daß —"

„Wie schade!" rief Bertin. „So viel Geld haben und es nicht anzuwenden wissen! Verzeihen Sie, mein Herr, — ich möchte mir die Freiheit nehmen, Ihnen, wenn Sie es mir gestatten wollen, einige Rathschläge zu ertheilen."

„Sprechen Sie ganz offen," sagte Redcliff, indem er sich zwang, eine Miene des Interesses anzunehmen. „Ich weiß, daß die von der Aristokratie protegirten Schneider auf dem Westend London's ihre Geschäfte nicht immer auf das bloße Anfertigen von Garderobe beschränken, sondern daß sie auch zuweilen so freundlich sind, unerfahrene Personen in die Geheimnisse des Londoner Lebens einzuweihen. Habe ich nicht Recht?"

„Vollkommen," antwortete der Franzose. „Ich habe die Ehre, einige der hervorragendsten Namen des englischen Adels in meinen Büchern verzeichnet zu sehen. Solche Herren leben natürlich dann und wann ein wenig lustig, und doch haben sie tausend Gründe, ihre kleinen Excesse so weit als möglich geheim zu halten."

„Ich verstehe Sie, Herr Bertin," erwiederte Redcliff, „und freue mich, daß der Zufall mich in Ihren Laden geführt hat; es war die Eleganz desselben, die mich heranlockte. Apropos — hier nebenan ist ein ebenso schöner Laden, — er fiel mir zufällig auf —"

„Er gehört der Madame Angelique, einer vortrefflichen Nachbarin von mir," sprach Bertin, einen bedeutungsvollen Blick auf Herrn Redcliff heftend.

„Madame Angelique!" wiederholte der Letztere mit scheinbarer Verwunderung. „Der Name ist mir nicht unbekannt. Ah, jetzt erinnere ich mich! In einem Hotel, wo ich zu Mittag speiste, hörte ich zwei Herren an einem benachbarten Tische im Verlaufe ihres Gespräches jenen Namen leise nennen — das fiel mir freilich in dem Augenblicke nicht sonderlich auf."

„Sehr unklug von den beiden Herren, wer sie auch sein mochten — wirklich sehr unklug!" rief Bertin mit einer Miene des Verdrusses. „Glücklicherweise wurde ihre unvorsichtige Erwähnung des Namens nur von einem Ehrenmanne gehört —"

„O, mir würde es nicht einfallen, aus der Schule zu plaudern!" versicherte Redcliff. „Aber, offen gesagt, Herr Bertin, das einförmige Leben, welches ich führe, beginnt mich sehr zu langweilen, und wenn, was ich aus Ihren Andeutungen vermuthen darf, Sie mir einige Vorschläge in Bezug auf besondere Vergnügungen machen können, so werde ich Sie zu belohnen wissen."

Der Schneider heftete einen prüfenden Blick auf Redcliff, und mit dem Resultat seiner Forschung zufrieden, sagte er:

„Wenn Sie jemals in die reizendste weibliche Gesellschaft eingeführt zu werden wünschen, so beehren Sie mich mit Ihrem Besuch. Sie wissen natürlich, was ich meine — weibliche Gesellschaft von einer gewissen Klasse, wo aber geistreiche Unterhaltung und feines Benehmen mit der entzückendsten persönlichen Schönheit verbunden sind."

„Ich verstehe Sie vollkommen, Herr Bertin," antwortete Redcliff, „und werde nicht verfehlen, von Ihrem Anerbieten Gebrauch zu machen. Sind Sie heute Abend frei?"

„Ich werde ganz zu Ihrer Verfügung stehen, mein Herr," versetzte Bertin; „und dann werden Sie vielleicht etwas Näheres über Madame Angelique erfahren, oder jedenfalls über die Grazien, die in ihrem Etablissement verborgen sind."

Redcliff nickte dem Schneider freundlich zu, und mit dem Versprechen, daß er sich um Neun Uhr des Abends einfinden werde, entfernte er sich.

29.

Eine Verbündete.

Um Neun Uhr kehrte Herr Redcliff nach dem Etablissement des Schneiders zurück und fand Herrn Bertin seiner harrend. Er steckte ihm eine wohlgefüllte Börse in die Hand und der Empfänger

gab sich nun vollends der Hoffnung hin, daß er aus dem reichen Nabob viel Geld herausschlagen würde.

„Ich brauche wohl kaum zu erwähnen," sagte er, „daß in Bezug auf die Geheimnisse, in welche Sie nun eingeweiht werden sollen, die strengste Verschwiegenheit von Ihnen erwartet wird."

„Sie haben durchaus nicht zu fürchten, Herr Bertin, daß ich über Madame Angelique's Haus etwas ausplaudern werde."

„So haben Sie denn die Güte, mir zu folgen," sagte Bertin.

Er führte seinen Gönner die Treppe hinauf nach dem im zweiten Stockwerke gelegenen Zimmer, wo Annette sich zu gewissen Stunden zum Empfange von Gästen bereit hielt.

Diese Frau schritt auf die geheimnißvolle Spiegelthür zu, die auf ihr Klopfen schnell geöffnet wurde, und Redcliff betrat den eleganten Salon, in welchen wir unsere Leser bereits geführt haben. Die vier jungen Damen waren jedoch in diesem Augenblicke nicht anwesend; es war vielmehr Madame Angelique, die ihn bei seinem Eintritt empfing; der willfährige Schneider stellte Beide einander vor und entfernte sich gleich darauf.

Während er an der Putzhändlerin vorüberschritt, flüsterte er ihr heimlich zu:

„Er hat mir ein bedeutendes Douceur gegeben; schlagen Sie möglichst viel aus ihm heraus."

Madame Angelique wußte nun, daß wenn sie ihre Karten mit Geschicklichkeit spielte, der neue Klient sich als eine ergiebige Geldquelle für sie erweisen würde.

„Belieben Sie mir zu folgen, mein Herr," sagte sie mit gleißnerischer Freundlichkeit, indem sie die Thür öffnete.

Redcliff begleitete Madame Angelique nach ihrem Boudoir, und nachdem Beide sich niedergelassen, begann sie ihre Befriedigung darüber auszusprechen, einen Gönner gefunden zu haben, von welchem ihr Freund Bertin in so lobenden Ausdrücken gesprochen. Sie sagte ferner, daß — da es Herrn Redcliff auf Geld offenbar nicht ankomme — sie ihn mit einigen der schönsten weiblichen Wesen der Hauptstadt bekannt zu machen im Stande sei — und zwar nicht nur mit denjenigen, die unter ihrem Dache wohnten, sondern auch mit anderen, zu welchen sie durch ihre Bekanntschaft Zutritt habe.

„Mein Freund Bertin sagte mir heute Abend vor Ihrer Ankunft, daß Sie lange in Indien gewesen sind," fuhr Madame Angelique fort. „Ich werde vielleicht im Stande sein, Ihnen die Bekanntschaft einiger außergewöhnlichen Schönheiten aus jenem Lande zu verschaffen —"

„Ah, wirklich?" rief Redcliff, entschlossen, von diesem Weibe so viel als irgend möglich zu erfahren. „Das würde mich sehr freuen, und es ist ganz richtig, daß es mir auf Geld durchaus nicht ankommt. Wer aber sind jene außergewöhnlichen Schönheiten, von denen Sie sprechen?"

„O, es wird nicht so leicht sein, die Sache in Ausführung zu bringen," war die Antwort der Französin. „Bisher sind kaum die ersten Schritte gethan; wenn ich mich jedoch zu einem Unternehmen entschließe, so führe ich es energisch durch, und es mißlingt mir nur selten. Sie müssen wissen, mein Herr," fuhr das niederträchtige Weib fort, „daß meine reichen und hochstehenden Gönner es durch ihre Freigebigkeit für mich der Mühe werth machen, alle möglichen Seltenheiten weiblicher Reize herbeizuschaffen, und unter jene Gönner hoffe ich auch Herrn Redcliff zählen zu dürfen."

„Ganz sicherlich," erwiederte der Letztere. „Aber, um wieder auf jene orientalischen Schönheiten zu kommen —"

„Bis jetzt weiß ich über sie nichts weiter, als daß sie von wahrhaft bezaubernder Schönheit sind," fuhr die Putzhändlerin fort. „Die Eine ist von verhältnißmäßig hellem Teint, die Hautfarbe der Anderen ist viel dunkler."

„So? Und wo wohnen sie?"

„Aha, mein geehrter Herr," rief Madame Angelique, indem sie Redcliff mit schelmischer Vertraulichkeit auf den Arm klopfte, „ich bin nicht geneigt, Ihnen alle meine kleinen Geheimnisse mitzutheilen. Doch werden Sie, der so lange in Indien gelebt hat, gewiß nicht verfehlen, diese seltenen exotischen Pflanzen nach Gebühr zu würdigen und es wird Ihnen auf einen liberalen Geldaufwand nicht ankommen, wenn ich Sie zuerst mit der Einen und dann mit der Anderen bekannt mache, — ich meine natürlich in diesem Hause. Die Ausführung der Aufgabe wird ohne Zweifel

sehr schwierig sein; ich werde allerhand Kunstgriffe zu diesem Zwecke anwenden müssen; habe ich sie aber einmal hier — Sie verstehen mich wohl — so werden sie schon ihres eigenen Rufes wegen nicht ausplaudern, was hier geschehen ist."

„Soll ich Ihre Andeutungen so verstehen, daß Beide zusammen wohnen?"

„Ja, sie wohnen zusammen, das heißt, die mit dem helleren Teint ist die Herrin, die mit dem dunkleren die Dienerin, und sie bewohnen eine Villa in einer der Vorstädte. Aber mehr als dies werden Sie für jetzt nicht von mir erfahren," fügte Madame Angelique lächelnd hinzu.

„O, ich will keinen Versuch machen, in Ihre Geheimnisse einzudringen," versetzte Redcliff. „Jedenfalls betrachten Sie mich als Denjenigen, welcher das Glück haben soll —"

„Sehr wohl, die Sache ist abgemacht," fiel die Französin ihm in's Wort. „Zwar kann ich, der großen Schwierigkeiten wegen, nicht versprechen, daß der gewünschte Erfolg sehr bald erzielt werden wird, denn bis jetzt weiß ich über sie nichts weiter, als daß sie von hinreißender Schönheit sind."

„Und Sie haben noch nie mit ihnen gesprochen?" fragte Herr Redcliff im Tone des Gleichmuthes.

„O nein, sie sind beinahe unzugänglich, und dies ist die erste Schwierigkeit, welche ich zu bekämpfen habe. Dessenungeachtet pflege ich mich durch Hindernisse nicht abschrecken zu lassen. Und nun, da wir so offen mit einander sprechen, muß ich Ihnen noch Etwas sagen, Herr Redcliff."

„Sprechen Sie offen."

„Sie wissen bereits," fuhr Madame Angelique fort, indem sie einen geheimnißvoll vertraulichen Ton annahm, „daß ich mich der Protektion einiger der vornehmsten und reichsten Herren in England erfreue. Nur zu Einem derselben habe ich von den beiden Orientalen bisher gesprochen und er hat mir eingeschärft, sie für ihn zu reserviren. Kurz, Seine Durchlaucht hat mir keine geringere Summe als tausend Guineen zur Belohnung für meine Bemühungen zugesagt."

„Und ich, Madame, verspreche Ihnen ohne Zögern doppelt so viel auf Grund Ihrer Versicherungen über die wunderbare

Schönheit jener Orientalinnen. Wollen Sie eine Probe meiner Freigebigkeit? Hier!"

Und er warf eine Banknote auf den Tisch.

Madame Angelique neigte dankbar den Kopf, und einen schnellen Blick auf die Banknote werfend, vermochte sie einen Ausruf freudiger Ueberraschung kaum zu unterdrücken, als sie sah, daß die Note auf fünfhundert Pfund lautete.

„Betrachten Sie die Sache als abgemacht, Herr Redcliff," sagte sie, „und halten Sie sich versichert, daß ich keiner lebenden Seele weiter von der indischen Dame und ihrer Dienerin Etwas sagen werde."

„Ja, aber wer bürgt mir dafür, daß Sie nicht den Herrn, von welchem Sie vorhin sprachen, mir zuvorkommen lassen. Sie ließen vor einigen Minuten ein Wort fallen, welches mir die Thatsache verrieth, daß es ein Herzog ist, denn Sie redeten von ihm als „Se. Durchlaucht". Wie darf ich hoffen, mit einem Manne von so hohem Range rivalisiren zu können?"

„Es liegt ja in meinem eigenen Interesse, Ihre Partei zu nehmen, Herr Redcliff," erwiederte die Französin. „Sie zahlen mir das Doppelte von dem, was der Herzog geboten hat, und deshalb schließe ich den Handel mit Ihnen und nicht mit ihm. Ueberdies ist der Herzog auf seinen Landsitz in Hampshire gereist und wird vor der Mitte des Februar nicht von dort zurückkehren. Inzwischen gelingt es uns vielleicht, die Sache zum Austrage zu bringen."

Aus diesen Worten glaubte Redcliff mit Recht schließen zu dürfen, daß Derjenige, von welchem Madame Angelique sprach, der Herzog von Marchmont sein müsse.

„Sehr wohl, Madame," sagte er, „ich will mich auf Ihre Versprechungen verlassen. Und nun möchte ich, mit Ihrer Erlaubniß —"

„Ich verstehe," unterbrach ihn die Putzhändlerin lächelnd. „Es sind in diesem Augenblick vier bildschöne junge Damen im Hause — apropos! — eine von denselben wird jedoch in wenigen Tagen nach der Gegend des Landsitzes des Herzogs reisen. Aber das bleibt unter uns! Sie werden sie sogleich sehen; ihr Name ist Letitia Rodney."

„Nun, machen Sie mich mit ihr und den anderen Damen bekannt.“

„Folgen Sie mir; sie werden wahrscheinlich jetzt im Salon versammelt sein; sie waren gerade bei ihrer Toilette, als Sie vorhin kamen.“

Madame Angelique erhob sich und führte Redcliff aus dem Boudoir in den Salon, wo sie ihn den vier Mädchen vorstellte. Dann zog sie sich zurück.

Letitia, Armantine, Linda und Evelina waren ebenso elegant gekleidet, wie bei dem Besuche des Herzogs von Marchmont. Wie damals, war auch jetzt der Tisch mit herrlichen Früchten, Konfitüren und Weinen besetzt.

Redcliff empfand einen tiefen Widerwillen gegen die vergoldeten und übertünchten Abscheulichkeiten, in welche man ihn einführte, und gegen die Rolle, welche die Umstände ihm aufgedrungen hatten. Trotzdem bemühte er sich, eine Miene ungezwungener Heiterkeit anzunehmen; er ließ sich inmitten der käuflichen Gruppe nieder und knüpfte eine Unterhaltung an. Bald entdeckte er, daß die Mädchen gebildet und wohlerzogen waren. Er sprach von seinen Reisen in fernen Himmelsstrichen, erzählte ihnen erheiternde Anekdoten und bot Alles auf, um ihr Interesse für ihn zu erwecken.

Während Redcliff in dieser scheinbar unbefangenen Weise mit den Mädchen plauderte, bestand sein eigentlicher Zweck darin, sich mit ihren Charakteren bekannt zu machen, soweit dies unter den obwaltenden Umständen überhaupt möglich war. Er hatte ein bestimmtes Ziel im Auge, und zur Erreichung desselben war es nothwendig, eins dieser Mädchen zu seiner Verbündeten zu machen. Gern würde er Letitia zu diesem Zwecke ausersehen haben, da er von Madame Angelique erfahren hatte, daß sie in Kurzem nach der Gegend reisen sollte, in welcher der Landsitz des Herzogs von Marchmont lag. Doch hatte gerade diese in ihrem Benehmen Etwas, das ihm die Ueberzeugung gewährte, er dürfe ihr kein Vertrauen schenken. Von den anderen drei Mädchen flößte nur Evelina, die Irländerin, ihm Zutrauen ein; in ihren Zügen prägte sich eine gewisse Offenheit aus und ein Ausdruck biederer Ehrlichkeit lag in ihren Augen.

Redcliff veranlaßte Evelina, sich neben ihn zu setzen, und obgleich er gegen Alle freundlich blieb, widmete er doch der Ersteren die meiste Aufmerksamkeit. Das schien bedeutungsvoll und nach kurzer Zeit zogen Letitia, Linda und Armantine sich zurück.

„Sagen Sie mir," begann Herr Redcliff, als er sich mit Evelina allein befand, „wie lange sind Sie schon in diesem Hause?"

„Ungefähr drei Jahre," antwortete sie, während eine Wolke sich über ihr Gesicht verbreitete.

„Drei Jahre!" rief Redcliff trauervoll. „Drei Jahre der Sünde für ein Wesen, das durch seine Schönheit, seine Bildung und seinen Geist die höchsten gesellschaftlichen Kreise hätte schmücken können, wenn es tugendhaft geblieben wäre!"

„O, sprechen Sie nicht so mit mir!" sagte Evelina in einem beinahe heftigen Tone, denn Redcliff's Worte waren ihr tief in die Seele gedrungen.

„Es ist kein Vorwurf, den ich Ihnen mit jenen Worten machen wollte," sagte er mit herzlicher Freundlichkeit. „Sie werden vielleicht noch einmal den Tag segnen, an welchem Sie mit mir bekannt wurden, — oder ich müßte mich in Ihrem Charakter sehr geirrt haben. Sagen Sie mir offen: giebt es nicht Augenblicke, in denen Sie an eine stille, glückliche Häuslichkeit unwillkürlich zurückdenken?"

„Barmherziger Himmel! Warum sprechen Sie so, mein Herr?" rief Evelina. „Wer sind Sie? Was hat Sie hergeführt? Ist es möglich —"

„Es ist sehr möglich, mein armes Mädchen, daß ich zu einem Zwecke hergekommen bin, der von dem vermeintlichen himmelweit verschieden ist — einem ganz anderen Zwecke, in der That, als demjenigen, zu welchem Männer in ein Haus, wie dieses ist, zu kommen pflegen. Bevor ich mich jedoch weiter erkläre, sagen Sie mir, Evelina, ob Ihre Eltern noch am Leben sind."

Das Mädchen brach in Thränen aus, denen sie vergebens Einhalt zu thun versuchte.

„Ja," fuhr Redcliff fort, „ich sehe, daß Sie noch Eltern haben, die das Verschwinden einer geliebten Tochter wahrscheinlich tief beklagen. Möchten Sie nicht zu ihnen zurückkehren?"

„O, zwanzig Jahre meines Lebens möchte ich hingeben, um

nur noch einige glückliche Jahre in jener einst so traulichen Häuslichkeit zu verleben!"

„In mir sollen Sie einen Freund finden, Evelina, — einen wahren, aufrichtigen Freund, der Sie aus Ihrer jetzigen Herabwürdigung hervorziehen wird und Alles für Sie zu thun bereit ist, was er vermag, — wenn Sie selbst den Einflüssen einer so reinen und wohlgemeinten Freundschaft zugänglich sind."

Evelina starrte mit einer Mischung von Erstaunen, Dankbarkeit und Bewunderung Herrn Redcliff an. Es war lange her, seit solche Worte, wie die von ihm gesprochenen, in ihr Ohr gedrungen waren.

„Glauben Sie nicht, daß Sie so gänzlich verloren seien, als daß es für Sie nicht mehr der Mühe lohnte, zu einem tugendhaften Lebenswandel zurückzukehren," fuhr er im eindringlichsten Tone fort; „daß Sie unglücklicher Weise gefallen sind, ist keineswegs ein Grund, auf dem Pfade der Sünde weiter zu wandeln. Die Arme Ihrer Eltern können sich öffnen, um ihre reuevoll zurückkehrende Tochter liebevoll aufzunehmen.' Evelina, es fehlt Ihnen wahrlich nicht an Einsicht und Verstand — sagen Sie, ob ich nicht wahr rede."

Die Irländerin entgegnete kein Wort; aber sie sank auf die Knie, ergriff Redcliff's Hand und blickte ihm in's Antlitz mit einem Ausdruck glühender Dankbarkeit für das von ihm angedeutete Versprechen.

„Stehen Sie auf, mein armes Mädchen," sagte er tief bewegt. „Ich sehe, daß ich mich nicht in Ihnen getäuscht habe — und ich will Ihr Freund sein."

„Aber meine Eltern — werden sie sich bewegen lassen, ihre entehrte Tochter wieder aufzunehmen?"

„Wenn sie die Herzen und Gefühle von Eltern haben," antwortete Redcliff, „so halten Sie sich versichert, Evelina, daß Sie nichts zu fürchten haben. Ich will die Aufgabe, mit Ihren Eltern zu sprechen, bereitwillig übernehmen, will ihnen Vorstellungen machen, für Sie bitten, — kurz, wenn sie menschlichem Gefühl überhaupt zugänglich sind, so will ich ihrer Tochter Vergebung verschaffen, wenn diese ihren bisherigen Lebenswandel aufrichtig bereut."

„Mein Retter! — mein Erlöser!“ rief Evelina, dankbar die Hände faltend, „wie vermag ich Ihnen das jemals zu vergelten? O, daß ich Etwas thun könnte, meine Dankbarkeit an den Tag zu legen!“

„Das können Sie,“ versetzte Redcliff.

„Wirklich?“ rief das Mädchen freudig. „O, sagen Sie mir, was ich thun soll, und die Freudigkeit, mit der ich Ihren Weisungen folgen werde, der Eifer und die Treue, mit denen ich Ihre Befehle ausführen will, sollen die ersten Beweise meiner aufrichtigen Reue sein!“

„So hören Sie denn. Sie kennen den Herzog von Marchmont?“

„Ja, ich kenne ihn,“ antwortete Evelina erröthend und fügte dann zögernd hinzu: „Als ich aus meiner irländischen Heimath hinweggelockt worden war und in dieses Haus gebracht wurde, war er es, dem ich zuerst als Opfer fiel.“

„Der Herzog von Marchmont,“ fuhr Redcliff fort, „ist mit einem arglistigen Anschlage beschäftigt, in welchen ich um jeden Preis einen tieferen Einblick gewinnen muß. Das niederträchtige Weib, Madame Angelique, ist seine Helfershelferin; jedenfalls geht Etwas vor, wobei sie betheiligt ist. Am nächsten Dienstag Abend soll eine Kiste unter sehr geheimnißvollen Umständen aus diesem Hause abgeholt werden, und zwar von einem jungen Manne, der im Dienste des Herzogs steht. Haben Sie Gelegenheit, zu beobachten, was überhaupt hier im Hause vorgeht? Halten Sie es für möglich, etwas Näheres in Bezug auf das Geheimniß zu erfahren, das sich an jene Kiste knüpft?“

„Ich will mich bemühen, mein Herr,“ erwiederte Evelina; „halten Sie sich versichert, daß ich mir die größte Mühe geben werde, und ich zweifle nicht, daß es mir gelingt, einen Einblick in die Sache zu gewinnen. O, ich würde mich so freuen, Ihnen einen Beweis meiner Dankbarkeit und Reue geben zu können!“

„Sie müssen demnach noch einige Tage hierbleiben,“ bemerkte Redcliff. „Dies ist meine Adresse“ — und er überreichte Evelina seine Karte. „Kommen Sie Mittwoch Morgen unter allen Umständen zu mir. Sollten Sie in der Zwischenzeit etwas Näheres in Bezug auf die Kiste erfahren — um so besser; gelingt Ihnen

dies nicht, so müssen Sie dennoch kommen, — denn länger als bis dahin dürfen Sie in diesem Hause nicht verweilen. Können Sie es zu jeder beliebigen Zeit verlassen?"

„Am Mittwoch werde ich mich bei Ihnen einfinden," sagte die Irländerin mit freudestrahlendem Gesicht.

„Sehr wohl. — Und nun will ich, um den Schein aufrecht zu erhalten, auf diesem Tische Geld zurücklassen. — Vergessen Sie nicht, daß ich Vertrauen in Sie setze, und halten Sie sich versichert, in mir einen treuen Freund gefunden zu haben, wenn Sie sich meines Vertrauens würdig zeigen."

„Keine Macht auf Erden könnte mich veranlassen, Sie zu täuschen!" betheuerte Evelina mit voller Aufrichtigkeit.

Herr Redcliff legte eine Anzahl Banknoten auf den Tisch; dann reichte er dem Mädchen die Hand zum Abschiede und entfernte sich.

30.

Der Graf von Lascelles.

Wir lenken nun die Aufmerksamkeit des Lesers auf ein palastähnliches Haus in der Nachbarschaft von Kensington. Es stand inmitten seiner eigenen geräumigen Anlagen, die mit Mauern umgeben waren.

Dieses Haus gehörte dem Grafen von Lascelles, demselben Edelmanne, welchen Redcliff in der Arkade von Covent Garden sich seiner schönen jungen Gemahlin hatte anschließen sehen. Von seiner ersten Frau hatte der Graf einen nunmehr erwachsenen Sohn, welcher den Titel und Namen Lord Osmond führte; die Mutter des Letzteren war einige Jahre vor dem Zeitpunkte, von welchem wir jetzt erzählen, gestorben und erst vor achtzehn Monaten hatte der Graf seine jetzige Gemahlin, die schöne Estella, geheirathet. Diese Dame stammte aus einem altadeligen Geschlecht;

doch war sie früh verwaist und von einem Oheim und einer Tante erzogen worden, die selbst eine zahlreiche Familie hatten, und da Estella kein eigenes Vermögen besaß, so war sie durch die Verhältnisse und durch die eifrige Ueberredung ihrer Verwandten bestimmt worden, der Bewerbung des unermeßlich reichen Grafen von Lascelles Gehör zu geben und ihm ihre Hand zu reichen.

Doch war der Graf keineswegs ein Mann, dessen Persönlichkeit und Charakter geeignet waren, einer schönen und geistreichen jungen Dame, wie Estella, Liebe oder auch nur Achtung einzuflößen. Er war ihr so zugethan, wie alte Männer gewöhnlich Gattinnen ergeben sind, die dem Lebensalter nach ihre Enkelinnen sein könnten, und seine Verliebtheit entfaltete sich, sogar öffentlich, in einer Weise, die ihn wahrhaft lächerlich erscheinen ließ und seiner jungen Gattin überaus unangenehm und lästig war. In seinen jüngeren Jahren hatte er in der Armee gedient und es bis zum Range eines Hauptmanns gebracht; nach seines Vaters Tode, der ihn in den Besitz des Grafentitels und eines ungeheuren Vermögens setzte, hatte er es jedoch für angemessen erachtet, den Militärdienst zu quittiren. Nichts liebte er so sehr, als Stunden lang in Estella's Gesellschaft zu verleben und sie von den Heldenthaten zu unterhalten, die [illegible]ffizier vollführt zu haben behauptete, und von den Wun[illegible] auf seinen Reisen gesehen haben wollte, — und da [illegible] wohl wußte, daß er ihr eine Reihe dreister Lügen vors[illegible], so vermochte sie ihren Widerwillen zuweilen kaum zu [illegible]gen. In derselben Weise benahm sich der Graf in größerer Gesellschaft oder wenn er mit Estella seine und ihre Bekannten besuchte: er pflegte eine lächerliche Prahlerei nach der anderen, eine Unwahrheit nach der anderen mit dreister Stirn vorzubringen, ohne das Lächeln verächtlichen Spottes zu beachten, welches er seinen Zuhörern entlockte. So fand sich Estella nur zu oft in einer überaus peinlichen Lage, — es war für sie schon schlimm genug, einen so alten und häßlichen Mann zu haben, selbst ohne die weitere Unannehmlichkeit, ihn sich so unendlich lächerlich machen zu sehen.

Um neun Uhr des Morgens nach dem Abende, an welchem Redcliff das Haus der Madame Angelique besucht hatte, finden wir den Grafen von Lascelles in seinem Ankleidezimmer, wo er

von seinem Kammerdiener soeben rasirt wird. Der Letztere war etwa vierzig Jahre alt. Er war ein vollendeter Heuchler und hatte sich einen unumschränkten Einfluß auf seinen Herrn zu verschaffen gewußt, indem er der Eitelkeit des Grafen schmeichelte, mit unermüdlicher Geduld die Lügengeschichten desselben anhörte, und sich den Anschein gab, als hielte er jedes Wort derselben für lautere Wahrheit. Nie widersprach er seinem Herrn; auf jede Frage oder Bemerkung desselben gab er gerade diejenige Antwort, welche der Graf offenbar zu hören wünschte. Ueberdies war er in den Geheimnissen der Toilette seines hohen Herrn vollkommen bewandert und bemühte sich in seiner Eigenschaft als Kammerdiener, seine auf des Grafen äußere Erscheinung bezüglichen vielfachen Pflichten gewissenhaft zu erfüllen.

Was die Persönlichkeit Marwell's — so nannte sich der Kammerdiener — anbetrifft, so waren seine Verschmitztheit und Heuchelei in seinem Gesichte deutlich ausgeprägt. Doch war er sich dessen vollkommen bewußt und gab sich daher alle erdenkliche Mühe, diese Eigenschaften unter einem gleißnerisch freundlichen Lächeln und honigsüßen Worten so viel als möglich zu verbergen.

„Wie sehe ich heute aus, Marwell?" fragte der Graf, während er, seine kleine, zusammengeschrumpfte Gestalt mit einem kostbaren seidenen Schlafrock umhüllt und die Füße in ein Paar scharlachrother Saffianpantoffeln gesteckt, einem hohen Spiegel gegenüber saß.

„Wie seltsam, Mylord," rief der Kammerdiener, „daß ich soeben zu mir sagte, Ew. Lordschaft hätten seit zehn Jahren nie besser ausgesehen, als heute."

„Sind Sie schon seit zehn Jahren bei mir, Marwell?" fragte der Edelmann, über das ihm von dem Kammerdiener gemachte Kompliment hocherfreut.

„Ja, Mylord, es ist zehn Jahre her, seit ich das Glück hatte, in Ihren Dienst zu treten," antwortete Marwell, indem er gleichzeitig einen Seufzer ausstieß, den er absichtlich möglichst hörbar machte.

„Worüber seufzen Sie?" fragte der Graf.

„Muß ich es nicht, Mylord, wenn ich mich selbst und dann Ew. Lordschaft im Spiegel betrachte? Zehn Jahre haben eine be-

deutende Veränderung bei mir hervorgebracht, während sie an Ihnen, Mylord, spurlos vorübergegangen sind."

„Hm, ja, ich denke, daß ich mich recht gut conservire," sagte der Edelmann.

„Wenn man erwägt, daß Ew. Lordschaft in Ihrem fünfundvierzigsten Jahre stehen," bemerkte Marwell — obwohl er recht gut wußte, daß der Graf weit über sechzig hinaus war, — „so haben Sie gewiß allen Grund, Mylord, mit Ihrem Aussehen zufrieden zu sein."

„Nun ja, das denke ich auch. Aber offen gesagt, Marwell — sehe ich wohl älter aus als fünfundvierzig? Könnte ein aufmerksamer Beobachter vermuthen, daß ich einen Tag älter bin? Nicht etwa, als ob ich's wäre — aber es giebt Männer, die in meinem Alter aussehen, als ob sie — was soll ich sagen? — sechzig wären. Und überdies enthält der Pairs-Almanach solche schändliche Lügen! Ich werde den Autor desselben vor das Oberhaus citiren und bestrafen lassen."

„An Stelle Ew. Lordschaft würde ich den elenden Menschen mit der Verachtung behandeln, die er verdient," versetzte Marwell, eine Miene der Menschenfreundlichkeit annehmend. „Ich denke mir, er hat Ihr Lebensalter, Mylord, nur deshalb so viel höher angegeben, weil Sie ihm nicht ein Geldgeschenk übersandt haben."

„Ja, ja, das ist das Richtige!" rief der Graf; „und daher dürfte es, bei Lichte besehen, am rathsamsten sein, den Elenden in Ruhe zu lassen. Außerdem kann ein junger Mann, wie ich — der in Folge des Besitzes einer schönen jungen Frau sogar noch jünger aussieht — die erbärmliche Bosheit eines Menschen, der mich als einen Sechziger aufführt, mit stiller Verachtung behandeln. Und ich kann es mir erklären, wie der Irrthum — wenn es ein Irrthum und nicht reine Bosheit war — entstanden ist. Habe ich Ihnen je gesagt, in welchem Alter ich meine erste Ehe schloß?"

„Ich glaube gehört zu haben, daß Ew. Lordschaft sich im Alter von fünfzehn Jahren verheiratheten."

„Ganz richtig!" rief der Graf, „und mit sechzehn Jahren war ich Vater. Aber ich war auch überhaupt sehr frühzeitig reif; ich hatte erst ein Alter von fünfzehn Jahren und drei Monaten er-

reicht, als ich auf der Bagshot Haide den furchtbaren Kampf mit fünf Straßenräubern bestand."

„Ich habe den Bericht darüber in einer alten Zeitung gelesen, Mylord," antwortete Marwell. „Wenn ich mich recht erinnere, tödteten Ew. Lordschaft zwei von den Räubern und brachten die anderen drei, an Händen und Füßen gebunden, in Triumph nach Hounslow."

„So war es," bestätigte der Graf. „Ich sehe, daß man Ihnen den Vorfall erzählt hat oder daß Sie den Zeitungsbericht gelesen haben. Ich war erst siebzehn Jahre alt, als ich mir durch ein französisches Küraſſier-Regiment mit dem Degen in der Hand den Weg bahnte, mehrere der Leute niederhieb, den Oberst gefangen nahm und die Regimentsfahne eroberte."

„Diese That, Mylord, ist in der Geschichte verzeichnet," bemerkte Marwell. „Erst neulich las ich sie in einer Beschreibung des letzten Krieges. Ew. Lordschaft müssen nach einer solchen Heldenthat sehr aufgeregt gewesen sein."

„Nicht im geringsten," versetzte der Graf. „Ich war vollkommen ruhig und gleichmüthig."

„Die Frau Gräfin muß auf einen solchen Gemahl überaus stolz sein," sagte der Kammerdiener im Tone aufrichtigster Ehrerbietung.

„Nun, das sollte sie allerdings — und ich glaube, sie ist es auch. Wie denken Sie darüber, Marwell?"

„Ich weiß zufällig, daß die gnädige Frau in der That sehr stolz ist auf eine Verbindung, die ihr so viel Glück und Ruhm bringt."

„Wirklich?" rief der Graf erfreut. „Sagen Sie mir, woher Sie das wissen, Marwell."

„Nun, Mylord, Dienstboten sprechen zuweilen über das, was sie von der Herrschaft wissen — ich hoffe nur, daß Ew. Lordschaft nicht ungehalten sind —"

„Nein, nein, durchaus nicht. Aber sprechen Sie frei heraus; wahrscheinlich haben die Zofen meiner Gemahlin —"

„So ist es in der That, Mylord," versetzte der verschmitzte Kammerdiener. „Erst gestern sagten sie mir, wie die Frau Gräfin zu ihnen von Ew. Lordschaft spricht. Die gnädige Frau bemerkte

unter Anderem, daß Ew. Lordschaft wirklich fast jünger als Lord Osmond aussähen."

„So? Sagte sie das wirklich?" rief der Graf, indem sein runzliges Gesicht von einer das höchste Entzücken ausdrückenden Grimasse verzerrt wurde. „Sie wissen, Marwell, daß seit meiner Verheirathung eine große Spannung zwischen mir und meinem Sohne eingetreten ist. Nicht alle meine Güter sind Majorate und es steht mir natürlich frei, diejenigen, welche es nicht sind, zu vermachen, wem ich will."

„Es war von Lord Osmond — wenn ich mir die Freiheit nehmen darf, eine Meinung zu äußern — höchst unrecht, sich nur deshalb mit Mißachtung gegen Ew. Lordschaft zu benehmen, weil Sie, Mylord, nachdem Sie die Zuneigung einer schönen jungen Dame gewonnen hatten, durch Ihre Verheirathung mit derselben Ihr eignes Lebensglück zu begründen suchten."

„Ja, es war wirklich sehr unrecht von ihm," bestätigte der Graf. „Aber — unter uns gesagt Marwell — es that mir durchaus nicht leid, daß ich einen Vorwand erhielt, meinem Sohn das Haus zu verbieten. Es ist ein peinliches Verhältniß, wenn eine schöne junge Stiefmutter und ein ebenso junger Stiefsohn in einem und demselben Hause leben und täglich in Berührung kommen. Die Welt ist so klatschsüchtig, und außerdem ist es unter allen Umständen rathsam, vorsichtig zu sein. Auch hatte ich noch einen anderen Grund für mein Verfahren. Lord Osmond sieht älter aus, als er ist, und das läßt auch mich älter erscheinen. Was aber meine Gemahlin betrifft, so habe ich dadurch, daß ich meinen Sohn aus dem Hause zu entfernen für gut fand, ihrem Charakter durchaus nicht zu nahe treten wollen — sie ist die personificirte Tugend. Glauben Sie nicht, Marwell, daß ich mich sehr glücklich fühle?"

„Wenn ich meine Gedanken ohne Zurückhaltung aussprechen darf," war Marwell's Antwort, „so möchte ich sagen, daß in Ew. Lordschaft Augen die Welt wie ein wahres Paradies erscheinen muß."

„Und das ist auch wirklich der Fall; die Welt erscheint mir als ein mit den köstlichsten Blumen geschmücktes Elysium. — Geben Sie mir meine Perrücke."

Der Kammerdiener vermochte über den wunderlichen Uebergang der Ideen des Grafen von dem blumengeschmückten Elysium zu seiner Perrücke kaum ein Lächeln unterdrücken.

„So," sagte der Graf, dessen Toilette während des soeben wiedergegebenen Gespräches fortgesetzt worden war und nun ihr Ende erreicht hatte, „nun sehe ich so aus, wie ich es wünsche. Sind Sie aber auch überzeugt, Marwell, daß diese neue Perrücke nicht neu aussieht und sich nicht als solche auf meinem Kopfe verräth?"

„Durchaus nicht, Mylord," versetzte Marwell. „Sie steht Ew. Lordschaft ganz vortrefflich."

„Und doch scheint es mir," bemerkte der Graf zweifelnd, „daß sie etwas heller ist, als die frühere. Halten Sie beide gegen einander, Marwell, und sagen Sie mir dann Ihre Meinung."

Der Kammerdiener kam dem Befehle nach, doch hielt er die alte Perrücke absichtlich in einem solchen Lichte, daß das Auge des Grafen den Unterschied nicht wahrnehmen konnte. Die neue war wirklich ein wenig heller, als die alte. Marwell sprach jedoch so zuversichtlich das Gegentheil aus, daß der Graf, der in den Angelegenheiten der Toilette das Wort seines Kammerdieners für ein Evangelium hielt, sich beruhigt fühlte und, eine möglichst heitere und unbefangene Haltung annehmend, nach dem Frühstückzimmer hinabging.

31.

Die junge Stiefmutter.

Zu einer späteren Stunde dieses Tages saß in einem anderen Zimmer desselben Hauses die Gräfin von Lascelles gedankenvoll auf einem Sopha. Sie war allein und die vollständige Unbeweglichkeit ihrer schönen Gestalt und ihrer lieblichen Gesichtszüge verrieth, wie tief sie sich in Betrachtungen versenkt hatte.

Liebe war der Gegenstand ihrer Gedanken, — eine Liebe jedoch, an welche zu denken schon eine Sünde war — und dies wußte sie.

Aber, obgleich Estella sich in Gedanken mit dieser sündhaften Liebe beschäftigte — war sie wirklich schon gefallen?

Nein; noch war die letzte Schranke, die sie von thatsächlicher Schuld trennte, nicht hinweggeräumt. Estella stand am äußersten Rande eines Abgrundes, doch war sie noch nicht hineingestürzt, noch konnte sie von jenem Rande zurücktreten. Aber — würde sie Kraft genug finden, die sie beschleichende Versuchung erfolgreich zu bekämpfen? Auf der einen Seite war ein Gatte, den sie weder lieben noch achten konnte und den sie beinahe verabscheute, — auf der anderen ein junger Mann von gleichem Alter mit ihr, ein Muster männlicher Schönheit, feiner Anmuth und Liebenswürdigkeit. Dieser junge Mann, der Sohn ihres Gatten, betete sie an; er liebte sie, wie nur selten ein Weib geliebt wird. Dies wußte sie — groß, unendlich groß war die Gefahr, in welcher Estella Lascelles schwebte!

Sie befand sich inmitten dieser Träumerei, als ein Diener eintrat.

„Lord Osmond ist soeben gekommen, um den Herrn Grafen zu sprechen, der aber nicht zu Hause ist," meldete der Mann.

Er bemerkte nicht die tiefe Röthe, welche sich über die Wangen seiner Herrin ergoß, als er den Namen Lord Osmond erwähnte.

Mit einer mächtigen Anstrengung erlangte Estella alsbald ihre Fassung wieder und mit scheinbarer Ruhe und Gelassenheit sagte sie:

„Lord Osmond kann, wenn er es für angemessen erachtet, bis zu des Grafen Rückkehr warten."

„Seine Lordschaft bittet um eine Unterredung mit Ihnen, gnädige Frau," entgegnete der Diener. „Lord Osmond sagte, er wünsche eine besondere Bestellung an den Herrn Grafen zurückzulassen, und er hoffe, die gnädige Frau werde sich nicht weigern, sich damit zu befassen."

„Nun, so führen Sie Seine Lordschaft herauf," befahl die Gräfin nach kurzem Zögern.

Der Diener zog sich zurück und nach wenigen Minuten erschien Lord Osmond.

„Welche Unklugheit, Adolf!" rief die Gräfin ihm vorwurfsvoll entgegen, während in ihrem Tone doch zugleich unverkennbare Zärtlichkeit lag.

„Unklugheit, indem ich herkomme, um Sie zu sehen, meine geliebte Estella?" erwiederte der junge Edelmann. „O, wie können Sie mir daraus einen Vorwurf machen?" fügte er, ihre Hand ergreifend, hinzu.

„Aber Ihr Vater — mein Gatte!" entgegnete sie seufzend. „O, mein Gott! wenn er Verdacht schöpfte! Und was muß er aus Ihrem Erscheinen in diesem Hause schließen?

„Hören Sie mich an, Estella," antwortete Lord Osmond, indem er seine schöne Stiefmutter zum Sopha zurückführte und sich neben ihr niederließ. „Ich wußte, daß mein Vater abwesend war, denn ich sah ihn vor seinem Klub aus dem Wagen steigen, und bin demnach sicher, daß er wähend der nächsten zwei Stunden nicht zurückkehren wird. Ich kam hierher unter dem Vorwande, ihn sprechen zu wollen, und ließ Sie demnächst um eine Unterredung bitten. Die Dienerschaft kann hierin nichts Auffälliges erblicken, und wenn mein Vater nach Hause kommt, können Sie ihm sagen, daß ich hier war, daß die zwischen ihm und mir obwaltende Spannung mich tief betrübt, daß ich seine Vergebung zu erlangen wünsche, und daß, wenn er mir dieselbe gewähren will, ich bereit bin, ihm jedes wirkliche oder eingebildete Vergehen, welches ich mir, wie er glaubt, gegen ihn zu Schulden kommen ließ, abzubitten —"

„Und wohin soll das Alles führen, Adolf?" fragte Estella bestürzt, denn trotz ihrer Frage begriff sie vollkommen die Absicht ihres Stiefsohnes.

„Können Sie noch fragen?" entgegnete Lord Osmond vorwurfsvoll. „Sagt Ihnen nicht Ihr eigenes Herz, daß ich wieder in diesem Hause zu weilen wünsche, damit ich häufiger Gelegenheit finde, Diejenige zu sehen, die mir theurer ist, als mein Leben? Estella, ich müßte wahnsinnig werden, wenn ich diesen Zweck nicht erreiche. Bedenken Sie, was ich seit Monaten gelitten habe, mit welcher ängstlichen Spannung ich Ihre Bewegungen von fern

beobachten mußte, um nur in weiten Zwischenräumen das Glück einer kurzen, flüchtigen Unterredung mit Ihnen zu erhaschen. Und überdies," fügte er zögernd hinzu, „haben Sie mir ein gewisses Versprechen gegeben, sind aber zu der verabredeten Zusammenkunft nicht erschienen. Gestern erwartete ich Sie dort — und Sie kamen nicht."

Glühende Schamröthe übergoß die Wangen der Gräfin und ihre Augen senkten sich, während sie murmelte:

„Ich habe mich eines Bessern besonnen, Adolf. Mein Schutzengel gab mir den Muth, der Versuchung zu widerstehen. Um des Himmels willen, machen Sie mir nie wieder einen derartigen Vorschlag, — versuchen Sie nie wieder, mich von dem Pfade der Pflicht hinwegzulocken, auf welchem ich weiter zu wandeln entschlossen bin!"

Der Leser begreift nun ohne Zweifel die Verabredung, welche Herr Redcliff zufällig gehört und ganz richtig gedeutet hatte, als er das Liebespaar auf der Terrasse des Covent Garden Marktes beisammen sah. Es war dort eine Zusammenkunft verabredet worden, zu welcher die Dame jedoch nicht erschienen war.

„Estella!" fuhr der Edelmann fort, „mein Schicksal, mein Leben liegt in Ihrer Hand. Ich weiß so gut wie Sie, daß an eine Liebe wie die unsrige sich Schuld und Sünde knüpfen; doch vermag ich gegen sie nicht anzukämpfen. Wenn der böse Feind der Menschheit mir um den Preis meines Seelenheils Glück in Ihren Armen böte, ich würde den Compact unterschreiben — ja, ihn mit Freuden unterschreiben, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern!"

„O, mein Gott, was muß ich hören! Um des Himmelswillen, Adolf, sprechen Sie nicht in dieser entsetzlichen, gottlosen Weise!"

Und unwillkürlich, oder vielmehr unter dem Einflusse eines unwiderstehlichen Impulses, warf die Gräfin sich weinend an Lord Osmond's Brust.

„Meine theure, geliebte Estella!" murmelte er, ihre Lippen und Wangen mit Küssen bedeckend.

„Barmherziger Himmel! Wenn er, oder auch nur ein Diener plötzlich einträte!" rief die Gräfin, indem sie sich den Armen

Lord Osmond's entwand. „Nein, nein — wir müssen uns trennen, Sie müssen sich entfernen! Sie dürfen durchaus nicht mehr daran denken, Ihren Aufenthalt wieder in diesem Hause zu nehmen! Tausendmal an jedem Tage würden wir Gefahr laufen, uns zu verrathen. Mein Ruf wäre auf's Höchste gefährdet — und mein Lebensglück — o, das war bereits unwiderbringlich verloren, seit ich Sie lieben lernte!"

„Nein, o nein! in der Liebe ist Glückseligkeit!" rief Adolf. „Die Liebe setzt sich über alle anderen Rücksichten hinweg — sie achtet Nichts im Vergleiche mit sich selbst. Aber hören Sie mich an; ich will nun ernst und ohne alle Aufregung sprechen, theure Estella. Achtzehn Monate sind verflossen, seitdem Sie Gräfin von Lascelles wurden. Als sie nach den Flitterwochen vom Lande zurückkehrten, fanden Sie mich in diesem Hause. Wir hatten einander noch nie gesehen. Ich war, wie Sie wissen, in Frankreich, als die Heirath geschlossen wurde. Ich wußte nicht einmal, daß eine derartige Absicht vorlag, bis mein Vater mich brieflich benachrichtigte, daß er sich wieder vermählt hätte. Er hatte mich zu der Trauung nicht eingeladen, obgleich damals zwischen uns keine Spannung herrschte."

„Weshalb erzählen Sie dies Alles, da es mir doch genügend bekannt ist?" fragte die Gräfin.

„Weil es mich zu dem führt, was ich zu sagen wünsche," erwiederte Lord Osmond. „Wie ich also erwähnte, trafen wir bei Ihrer Rückkehr vom Lande, wo Sie die Flitterwochen verlebt hatten, zum ersten Male zusammen. Daß Sie schön wären, hatte ich bereits erfahren, aber — ich hatte nicht erwartet, mich einem Engel gegenüber zu finden. Wie ein Blitzstrahl durchzuckte mich bei Ihrem ersten Anblick die Ueberzeugung, daß ich Sie zum Altar hätte führen müssen, und daß wir für einander geschaffen wären, wenn auch ein böses Geschick Sie zur Gattin eines Anderen gemacht hatte. Kurz, ich liebte Sie seit dem ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft. Kein Wunder also, daß ich während der vier Wochen, welche folgten, mürrisch und unglücklich erschien und meinem Vater in gereiztem Tone antwortete, wenn er mich anredete. Er aber deutete Alles in der schlimmsten Weise; er hielt mich für selbstsüchtig und glaubte, ich wäre über seine Heirath

ungehalten, weil meine künftigen Erbschaftsaussichten durch dieselbe vielleicht geschmälert werden möchten; — als ob ich hätte an elende materielle Interessen denken können, während mein Herz von einer verzehrenden Leidenschaft zerrissen ward! Mein Vater ging so weit, mich geradezu eines schmutzigen Eigennutzes und eines daraus entspringenden Verdrusses über seine Vermählung zu beschuldigen. Kein Wunder, daß diese verletzende Anklage mir für den Augenblick fast die Sprache raubte und daß ich vor Entrüstung mich gegen jene Beschuldigung nur durch einige zusammenhangslose Worte zu rechtfertigen versuchen konnte, die seinen unwürdigen Verdacht nur zu bestätigen schienen. Aber — was hätte ich ihm auch sagen können? — Die Wahrheit mußte ich ja verschweigen; ich durfte ihm nicht gestehen, daß ich seine schöne Gattin anbetete. Er verwies mich aus seinem Hause, in welchem er mich ohnehin schon ungern gesehen hatte seit dem Augenblick, als er mit seiner jungen Gemahlin in dasselbe zurückgekehrt war. Seit jener Zeit — es ist nun über ein Jahr her — sind wir einander entfremdet. Aber haben Sie, theure Estella, den Tag vergessen, an welchem ich Ihnen vor sieben oder acht Monaten zufällig begegnete und Ihnen, unter dem Einflusse meiner leidenschaftlichen Liebe, alle meine Gefühle für Sie offen eingestand? Haben Sie vergessen, wie Sie — mehr durch Ihre Blicke als durch Worte — mich errathen ließen, daß auch ich Ihnen nicht gleichgültig geblieben war? Und bei den wenigen verstohlenen Unterredungen, welche wir seitdem gehabt, haben Sie Ihre Liebe für mich offen bekannt —"

„Noch einmal frage ich Sie, Adolf," fiel die Gräfin mit einem ängstlichen Blick auf die Thür ihm in's Wort, „welchen Zweck Sie mit dieser Aufzählung von Thatsachen verknüpfen, die mir nur zu gut bekannt sind?"

„Hören Sie weiter, Geliebte, und Sie werden bald begreifen, wo ich hinaus will," antwortete Lord Osmond. „Ich habe Ihnen schon angedeutet, daß ich in der bisherigen Weise nicht fortleben kann. Ich muß Sie häufig, muß sie täglich sehen und sprechen, und wäre es auch nur, um in Ihr schönes Antlitz zu blicken und dem Tone Ihrer lieblichen Stimme zu lauschen, — diese Genüsse muß ich haben; Sie dürfen mir dieselben nicht versagen! Ich

17*

habe mir daher vorgenommen, mich vor meinem Vater zu demüthigen, eine Selbstsucht und einen materiellen Eigennutz einzugestehen, deren ich mich nie schuldig gemacht habe, und um seine Verzeihung zu bitten. Er darf und wird mir diese nicht vorenthalten. Bei allen seinen Fehlern und Schwächen ist sein Herz nicht ganz und gar schlecht. Sie werden ihm, wenn er zurückkehrt, sagen, daß, als ich ihn nicht zu Hause fand, ich Sie um eine Unterredung ersuchen ließ und mich an Sie mit der Bitte gewandt habe, ihn meiner Reue zu versichern —"

„O, Adolf, es ist unmöglich! — Wir können nicht unter einem und demselben Dache wohnen!" unterbrach ihn die Gräfin mit einem Ungestüm, der nur zu deutlich verrieth, daß alle ihre guten Entschlüsse zu wanken begannen und daß sie Alles aufbot, dieselben auf's Neue zu befestigen.

„Wahrlich, wir können doch auf unserer Hut sein!" rief Lord Osmond im Tone flehender Bitte; „wir können unsere Blicke so beherrschen, unsere Worte so abmessen, kurz, wir können uns gegen einander so benehmen, daß jeder Verdacht zur Unmöglichkeit wird. In meines Vaters Beisein will ich die ehrfurchtsvollste Aufmerksamkeit gegen Sie entfalten —"

„Adolf, diese unsere Liebe wird mir verhängnißvoll werden, sie wird mich in's Verderben stürzen — eine schreckliche Vorahnung steigt in meiner Seele auf —"

„Verbannen Sie diese Ahnung, Estella, verscheuchen Sie jeden derartigen Gedanken!" fiel Osmund ihr ernst und dringend in's Wort. „Ueberlassen Sie sich nicht solchen grundlosen Besorgnissen. Ich sage Ihnen, es steht ganz in unserer Macht, vorsichtig und klug in unserem Benehmen gegen einander zu sein — und dann denken Sie sich, wie glücklich es uns machen würde, unter demselben Dache zu weilen und dieselbe Luft zu athmen —"

„Nein, Adolf, das darf nicht sein," rief entschlossen die Gräfin, deren frühere gute Entschlüsse nun plötzlich neue Kraft und Festigkeit gewonnen hatten. „Ich stehe am Rande eines Abgrundes; doch will ich zurücktreten, während es noch nicht zu spät ist. Wenn Sie mich wirklich lieben, wenn auch nur ein einziger Funke aufrichtiger Zuneigung für mich in Ihrem Herzen glüht, so drängen Sie mich nicht noch näher zu jenem Abgrunde hin. Mein Ent-

schluß ist übrigens gefaßt. Es wird mir freilich viele Thränen kosten, Ihrer Liebe entsagen zu müssen; es soll aber dennoch geschehen. Und wenn ich, ein schwaches Weib, so entschlossen zu handeln vermag, so müssen Sie als Mann noch mehr Entschlossenheit in der Ausübung einer Pflicht entfalten. Verlassen Sie mich, Adolf — ich bitte Sie — ja, ich befehle es Ihnen!"

„O, Sie treiben mich zur Verzweiflung, Estella," rief Lord Osmond mit hohler Stimme. „Und mein Vater? Was werden Sie zu ihm sagen? Wie werden Sie ihm meinen heutigen Besuch in diesem Hause erklären?"

„Ich will ihm mittheilen, daß Sie den Wunsch hegen, sich mit ihm auszusöhnen und wieder in seinem Hause zu leben," war die Antwort der Gräfin. „Doch gestehe ich Ihnen freimüthig, daß ich in einer Weise sprechen werde, die ihm zeigt, daß ich eine Versöhnung zwischen ihm und Ihnen zwar aufrichtig wünsche, daß es aber nicht mein Wunsch ist, Sie in diesem Hause wieder Ihren Wohnsitz aufschlagen zu sehen."

Mit diesen Worten erhob sich die Gräfin von Lascelles und eilte entschlossen aus dem Zimmer.

Einige Minuten später verließ Lord Osmond das Haus. Seine äußere Haltung zeigte eine, freilich nur erzwungene Ruhe und Unbefangenheit, während düstere Verzweiflung in seinem Herzen tobte.

32.

Eine neue Bekanntschaft.

Christian Aschton hatte eine von Frau Macaulay an ihn ergangene Einladung zu einer kleinen Festlichkeit angenommen, welche jene würdige Dame für ihre Freunde und Bekannte zu veranstalten gedachte. Sie hatte auch Christina's Betheiligung gewünscht; doch fand der Bruder der Letzteren es nicht angemessen, seine

Schwester mit den Leuten in Berührung zu bringen, welche Frau Macaulay wahrscheinlich bei sich versammeln würde, und er hatte sich daher eines geringfügigen Vorwandes bedient, um Christina's Abwesenheit bei Frau Macaulay zu entschuldigen.

An dem für die Festlichkeit bestimmten Abende fand Christian sich in dem Wohnzimmer seiner früheren Wirthin ein und fand daselbst zwölf oder dreizehn ihm bis dahin unbekannt gewesene Personen beiderlei Geschlechts versammelt, mit denen er den Abend verlebte, von welchem jedoch keine ein sonderliches Interesse bei ihm erregte.

Es ist keineswegs unsere Absicht, den Verlauf der Festlichkeit ausführlich zu beschreiben. Man that sich gütlich an dem von Frau Macaulay hergerichteten Abendessen, man trank Punsch und sang heitere Lieder. Herr Chubb, der Küster des Sprengels, hatte sich im Laufe des Abends am Punsch dermaßen berauscht, daß er ohne Stütze nicht aufrecht zu stehen im Stande war, und Frau Macaulay hielt es demnach, zumal da Herrn Chubb's Ehehälfte aus irgend einem Grunde nicht anwesend war, für rathsam, dem Küster einen Begleiter mitzugeben.

„Mein lieber junger Freund," sagte sie zu Christian, als die Gesellschaft aufbrach, „thun Sie mir den Gefallen, den armen Mann nach Hause zu begleiten. Er wohnt nicht weit von hier, in Duke Street, neben dem Bäcker, von dem Sie und Ihre liebe Schwester Ihr Brod zu kaufen pflegten, als Sie noch bei mir wohnten."

Christian erklärte sich zu diesem Liebesdienste bereit, und es gelang ihm, obwohl nicht ohne Schwierigkeit, den trunkenen Küster inmitten des durch den Aufbruch der anderen Gäste herbeigeführten Tumultes aus dem Hause und auf die Straße hinauszuführen. Noch schwieriger war der Heimweg, da Herr Chubb sich von Zeit zu Zeit geneigt zeigte, sich auf dem Trottoir häuslich niederzulassen und seinen Rock und seine Stiefel auszuziehen, als wäre er in seinem Schlafzimmer und eben im Begriff, zu Bette zu gehen.

Endlich jedoch war es dem jungen Manne gelungen, den Küster bis vor dessen Behausung zu bringen. In dem Vorderzimmer derselben brannte Licht, und kaum hatte Christian an die

Hausthür gepocht, so hörte er Schritte im Innern des Hauses und die Thür wurde alsbald geöffnet. Beim ersten Blicke, welchen Christian auf die Person warf, welche die Hausthür aufgeschlossen hatte, fühlte er sich von Ueberraschung und Erstaunen ergriffen. Es war eine junge Dame, die nicht älter als sechzehn Jahre sein konnte und von bezaubernder Schönheit war. Derselbe Blick zeigte ihm ferner, daß jenem jungen Wesen eine gewisse Feinheit und Ueberlegenheit innewohnten, welche der Annahme widersprachen, daß sie eine Tochter des trunksüchtigen Küsters sei. Dessenungeachtet war sie sehr einfach, obgleich mit größter Sauberkeit gekleidet.

„Ich bedaure," sagte Christian, mit einer höflichen Verbeugung die junge Dame anredend, indem er auf den Küster deutete, der sich, unzusammenhängende Worte murmelnd, gegen das eiserne Geländer lehnte, „Sie mit einem solchen Schauspiel behelligen zu müssen."

Das junge Mädchen hielt das in ihrer Hand befindliche Licht hinaus und sah nun deutlicher, als es anfangs der Fall gewesen war, in welchem Zustande Herr Chubb nach Hause gebracht wurde. Ihr bisher so mildes und sanftes Gesicht nahm einen Ausdruck an, der eine Mischung von Erstaunen, Entrüstung und Widerwillen verrieth. Plötzlich erinnerte sie sich, daß sie Christian auf seine höfliche Bemerkung die Antwort schuldig geblieben war, und erwiederte mit liebenswürdiger Freundlichkeit:

„Und ich bedaure meinerseits, daß Ihnen eine so unangenehme Aufgabe zugefallen ist."

„Was giebt's da unten?" rief eine gellende Frauenstimme von dem oberen Stockwerk, „was geht vor, Fräulein Vincent?"

„Ah," dachte Christian, „sie ist also nicht die Tochter dieser Leute!"

Und er fühlte bei diesem Gedanken eine unbeschreibliche Erleichterung.

„Es ist Herr Chubb," antwortete die als Fräulein Vincent angeredete Dame.

„Warum kommt er nicht herein?" fragte dieselbe laute Stimme. „Und mit wem sprechen Sie dort an der Hausthür, Fräulein?"

„Ein junger Herr hat die Güte gehabt, Herrn Chubb nach Hause zu führen.“

„Ha, jetzt begreife ich,“ erwiederte die Stimme. „Das Vieh hat sich betrunken!“

Bei dieser rohen Bemerkung warf Fräulein Vincent einen verstohlenen, flüchtigen Blick auf Christian, als schämte sie sich, mit solchen Leuten, wie Chubb und der Frau, welche von dem oberen Stockwerk aus jene Bemerkung herabgerufen hatte, in irgend einer Beziehung gesehen zu werden.

Und nun erschien jene Frau im Hausflur. Sie war Herrn Chubb's Ehehälfte, eine große, hagere, mürrisch aussehende Person. Sie hatte eine Nachtmütze auf dem Kopfe und war nur halb angekleidet.

Offenbar war sie soeben im Schlafe gestört worden und aus dem Bette aufgestanden — denn Mitternacht wär längst vorüber.

„Na, wahrhaftig — das hab' ich nicht erwartet, als ich mich wegen meines Unwohlseins niederlegte und Sie, Fräulein Vincent, um die Gefälligkeit bat, noch aufzubleiben und meinen Mann einzulassen!“ rief die Frau. „Er ist wahrhaftig viehisch betrunken; sehen Sie nur, wie er sich gegen das Geländer stützt! Und noch dazu ein Küster — ein halber Geistlicher! — Du bist mir wahrhaftig ein schönes Musterbild für andere Leute — na warte!“

Mit diesen Worten ergriff sie ihren Mann beim Arme und schüttelte ihn mit heftiger Erbitterung.

Herr Chubb, der augenscheinlich seine Gattin nicht wenig fürchtete, wurde sowohl durch ihre Gegenwart als namentlich durch die angewandte Prozedur des Schüttelns wenigstens so weit ernüchtert, daß er im Stande war, in den Hausflur hinein zu taumeln.

„Ich dank' Ihnen für Ihre Gefälligkeit, junger Herr,“ sagte Frau Chubb zu Christian Aschton.

„Gute Nacht, mein Herr!“ fügte Fräulein Vincent freundlich hinzu.

„Gute Nacht!“ antwortete Christian, und die Hausthür schloß sich hinter ihm.

Langsam ging er davon, während seine Gedanken sich mit dem schönen jungen Wesen beschäftigten, das er in so zufälliger Weise im Hause des Küsters gesehen hatte.

33.

Die geheimnißvolle Kiste.

Um neun Uhr am Abend des nächsten Dienstags erschien Christian Aschton in einer Droschke vor dem Etablissement der Madame Angelique. Er stieg aus, trat in den noch nicht geschlossenen Laden und nannte der anwesenden Stellvertreterin derselben seinen Namen. Diese schien ihn sogleich zu verstehen und sagte ihm, er möge zur Droschke zurückkehren, wohin ihm sogleich die Kiste, welche er in Empfang nehmen sollte, hinausgeschickt werden würde.

Nach wenigen Minuten brachte sie selbst die zwar große, aber durchaus nicht schwere Kiste zu dem Fuhrwerk hinaus und übergab dem jungen Sekretär den in einem versiegelten Päckchen befindlichen Schlüssel zu derselben.

Die Droschke fuhr davon, und da der Kutscher vorher schon seine Weisungen von Christian erhalten hatte, so lenkte er das Fuhrwerk geradeswegs nach Mortimer Street.

Herr Redcliff war zu Hause und erwartete Christian.

Der Letztere nahm selbst die Kiste nach Redcliffs Wohnzimmer hinauf, wo er von diesem freundlich empfangen wurde.

„Wie geht es Ihrer Schwester?" fragte Herr Redcliff.

„Ich sprach sie diesen Morgen," antwortete Christian, „und fand sie vollkommen wohl. Doch fühlt sie sich natürlich bekümmert über die bevorstehende Trennung von mir, da ich allem Anscheine nach einen vollen Monat auf dem Lande bleiben werde. — Und nun, Herr Redcliff, habe ich, Ihren Instruktionen gemäß, die

Kiste hergebracht, und hier in diesem versiegelten Päckchen befindet sich der Schlüssel."

Redcliff nahm das kleine Packet, prüfte das Siegel und fand, daß dasselbe nur von einem ganz gewöhnlichen Steinpetschaft herrührte und weder Buchstaben noch eine Devise enthielt. Ohne Zögern erbrach er das Siegel, nahm den Schlüssel heraus und forderte Christian auf, die Stricke aufzuschnüren, mit welchen die Kiste umwickelt war.

Dies war bald geschehen.

„Ich habe Ihnen schon früher gesagt, Christian," fuhr Herr Redcliff fort, „daß wir mit einem Unternehmen beschäftigt sind, welches uns nicht gestattet, in Bezug auf die Wahl der Mittel zur Ausführung desselben allzu wählerisch zu sein. Es ist besser, uns einer kleinen Verletzung der Heiligkeit von Siegeln und Schlüsseln schuldig zu machen, als es ruhig zuzugeben, daß eine liebenswürdige und tugendhafte Dame das Opfer eines schändlichen Komplottes werde."

Nach dieser Bemerkung schloß Herr Redcliff die Kiste auf, und es stellte sich heraus, daß dieselbe einige überaus elegante Damenkleider enthielt.

„Die Kiste scheint doch nicht die Aufschlüsse zu liefern, welche Sie ohne Zweifel erwarteten," sagte Christian.

In diesem Augenblicke trat Frau Macaulay's Hausmädchen herein.

„Eine junge Dame fragt nach Ihnen, Herr Redcliff," meldete sie. „Sie nennt sich Evelina O'Brien."

„Führen Sie sie herauf," befahl Redcliff.

Und als die Thür sich hinter dem jungen Mädchen geschlossen hatte, sagte er zu Christian:

„Diese junge Person kommt mir sehr erwünscht. Ich hatte sie erst morgen erwartet; doch bringt sie ohne Zweifel irgend eine wichtige Nachricht."

Wiederum öffnete sich die Thür und Evelina erschien. Sie blieb an der Schwelle stehen, als sie fand, daß Herr Redcliff nicht allein war.

Dieser aber ging ihr freundlich entgegen und flüsterte ihr beruhigend zu:

„Fürchten Sie nichts; dieser junge Mann besitzt mein ganzes Vertrauen. Sie haben Ihr Versprechen erfüllt und jenes Haus der Schmach verlassen — Sie sollen fortan in mir einen Freund finden."

Evelina murmelte einige Dankesworte, und Herr Redcliff veranlaßte sie, sich niederzulassen.

„Nun denn, Fräulein O'Brien," sagte er, „haben Sie die Güte, mir mitzutheilen, was Sie etwa entdeckt haben."

„Es ist mir gelungen, die Entdeckung zu machen, daß man seit sechs Tagen in dem Atelier damit beschäftigt war, einige elegante Roben anzufertigen, welche die genauen Seitenstücke zu anderen Roben bildeten, die vorher für die Herzogin von Marchmont angefertigt worden sind. Madame Angelique hat die Sache möglichst geheim gehalten; doch können Sie sich denken, daß diese ängstliche Geheimnißkrämerei unter den Arbeiterinnen nicht wenig Verwunderung erregt hat. So viel ist gewiß, daß diese Duplikate von der Frau Herzogin selbst nicht bestellt worden sind; dies geht schon daraus hervor, daß Madame Angelique den Arbeiterinnen und dem sonstigen Personal streng eingeschärft hat, im Beisein der Herzogin nicht die geringste Anspielung auf die Angelegenheit zu machen, wenn die gnädige Frau das nächste Mal das Etablissement wieder besucht."

„Und haben Sie die Kleider gesehen?" fragte Redcliff.

„O ja," antwortete Evelina; „denn da die Arbeiterinnen so stark beschäftigt waren, so bot ich Madame Angelique meinen Beistand an; durch dieses Mittel gelangte ich in das Atelier und entdeckte Alles, was ich Ihnen mitgetheilt habe."

„Hier ist die Kiste, Fräulein," sagte Redcliff, „haben Sie die Güte, den Inhalt zu prüfen."

Evelina that dies und erkannte in den Roben dieselben, welche als Duplikate der für die Herzogin von Marchmont angefertigten Kleider gemacht worden waren.

Für Christian war dies Alles unverständlich.

Herr Redcliff jedoch warf ihm einen bedeutungsvollen Blick zu, als wollte er ihm zu verstehen geben, daß er das Geheimniß zum Theil schon ergründet habe.

Dann wandte er sich wieder zu Evelina.

„Eine Ihrer bisherigen Gefährtinnen," sagte er, „— ich glaube, sie heißt Letitia Rodney — hat eine Reise unternommen, oder beabsichtigt dies wenigstens, wenn sie nicht schon fort ist, — nicht wahr?"

„Sie ist bereits abgereist," versetzte Evelina. „Wohin sie gehen wollte, hat sie nicht gesagt, und ebenso wenig, wie lange ihre Abwesenheit dauern würde."

„Ich weiß, wohin sie geht," erwiederte Redcliff. — „Nun aber, lieber Christian, müssen Sie sich entfernen; doch habe ich, bevor Sie gehen, Ihnen noch einige Worte zu sagen."

Er führte den jungen Mann in eine Fensternische und fuhr dann fort:

„Morgen früh reisen Sie also nach Oaklands ab. Auch ich werde mich im Laufe der nächsten Tage nach jener Gegend begeben. Eine halbe Meile von dort, auf der nach Winchester führenden Landstraße, steht ein Schlagbaum. Wenn Sie es ermöglichen können, sich um drei Uhr am Sonnabend Nachmittag an jener Stelle einzufinden, so werden Sie mich dort antreffen. Können Sie am Sonnabend nicht erscheinen, so will ich an jedem der nächstfolgenden Tage um dieselbe Zeit dort umherpromeniren, bis Sie im Stande sind, sich einzustellen. Seien Sie vorsichtig, — überwachen Sie auch fernerhin alle Bewegungen des Herzogs, so aber, daß er keinen Argwohn schöpfe."

Nachdem Redcliff diese Weisungen ertheilt hatte, beauftragte er Christian, die Kiste wieder zu umschnüren, während er selbst den Schlüssel einpackte und das Päckchen mit einem glatten Petschaft versiegelte.

Dann entfernte sich der junge Mann und nahm die Kiste mit sich nach Marchmont House.

Als er fort war, ersuchte Herr Redcliff Evelina, ihn auf wenige Minuten zu entschuldigen, und begab sich zu Frau Macaulay hinunter.

„Nun wahrhaftig, das ist eine ganz unerwartete Ehre, Herr Redcliff," rief die Wirthin sehr überrascht. „Es ist das erste Mal, daß Sie mein Wohnzimmer betreten. Aber lassen Sie sich nieder."

„Ich komme mit einem kleinen Anliegen, meine werthe Ma-

dame," begann Redcliff. „Sie können mir einen Dienst leisten, für den ich Sie jedoch freigebig zu belohnen bereit bin."

Frau Macaulay's Gesicht leuchtete vor Freude über die Aussicht auf einen guten Extragewinn.

„Jede Gefälligkeit, die ich Ihnen erweisen kann, Herr Redcliff, steht zu Ihren Diensten," war die bereitwillige Antwort.

„Zur Erklärung werden wenige Worte genügen," fuhr Redcliff fort. „Ein Zufall hat mir Gelegenheit gewährt, ein junges Mädchen aus einer unglücklichen Lage zu befreien, in welche sie durch die Schurkerei Anderer verwickelt worden war. Sie ist gebildet und wohlerzogen, und ich hoffe, sie binnen Kurzem ihrer Familie wieder zuführen zu können. Zunächst jedoch habe ich in eigenen Geschäften morgen eine Reise anzutreten und weiß nicht genau, wie lange meine Abwesenheit dauern wird. Inzwischen aber muß ich für Fräulein O'Brien — so heißt die junge Dame — einen sicheren und anständigen Aufenthaltsort auffinden.

„Ah, Sie wünschen sie bei mir unterzubringen, Herr Redcliff," fiel Frau Macaulay ihm in's Wort. „Nun, ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß sie bei mir gut aufgehoben sein würde. Ich will Mutterstelle bei ihr vertreten — und überhaupt Alles thun, was Ihnen, Herr Redcliff, Zufriedenheit gewähren kann."

„Sehr wohl, Madame, dann ist die Sache so weit geordnet. Verlassen Sie sich übrigens darauf, daß ich Sie für Ihre Mühe reichlich entschädigen werde. Wachen Sie über die junge Dame, lassen Sie sie nie allein und überhaupt möglichst wenig ausgehen. Wenn ihr Aufenthaltsort entdeckt würde, so möchten vielleicht Versuche gemacht werden, sie wieder hinwegzulocken oder gar gewaltsam zu entführen. Finde ich sie bei meiner Rückkehr verschwunden, so werde ich die Schuld Ihnen beimessen. Uebrigens will ich zu Ihrer Beruhigung hinzufügen, daß das Mädchen mir nur ein Gegenstand menschenfreundlicher Theilnahme und Wohlthätigkeit ist — nichts weiter."

„O, Herr Redcliff, es ist keineswegs nothwendig, mir eine solche Versicherung zu geben," versetzte die Wirthin; „Ihr Charakter bietet in dieser Beziehung eine vollkommen genügende Bürgschaft. Stellen Sie mir die junge Dame vor und halten Sie sich

versichert, daß ich sie so behandeln werde, als wäre sie meine eigene Tochter."

„Sie wird Garderobe und Taschengeld brauchen," fuhr Redcliff fort, „denn da sie ihren bisherigen Aufenthaltsort heimlich verlassen mußte, so hat sie nichts mitbringen können. Versorgen Sie sie mit Allem, was sie braucht."

Bei diesen Worten warf er einige Banknoten auf den Tisch und eilte dann nach seiner Wohnung hinauf, um alsbald mit Evelina zurückzukehren und sie seiner Wirthin vorzustellen. —

Am nächsten Tage reiste Christian nach Oaklands. Es war zwei Uhr Nachmittags, als er vor der Portierloge am Eingange des Parks aus der Diligence stieg.

Die Bäume waren ihres Laubwerks beraubt, — denn es war nun Januar — dessenungeachtet war der Anblick der ausgedehnten Besitzung, mit ihrem alterthümlichen, auf einem Hügel errichteten Schlosse, für die Augen Christian's entzückend schön und erfrischend, nachdem er so lange nichts als jenes Wirrwarr von Häusern gesehen hatte, welches man London nennt.

Des Portier's Sohn, ein kräftiger achtzehnjähriger Bursche, nahm Christian's Gepäck auf die Schultern und führte den Ankömmling durch den Park nach dem Schlosse, wo ihm das für ihn bestimmte Zimmer sogleich angewiesen wurde. Auch hier sollte er, wie in Marchmont House in London, seine Mahlzeiten mit dem Schloßverwalter in dessen Wohnung einnehmen.

Nachdem Christian den Herzog von Marchmont von seiner Ankunft hatte benachrichtigen lassen, wurde er im weiteren Laufe des Nachmittags zu seinem Prinzipal berufen, der ihn sogleich über die Kiste befragte.

Der junge Mann antwortete ihm, daß er sie mitgebracht habe, und überreichte dem Herzoge das den Schlüssel enthaltende Päckchen.

„Sie haben meine Instruktionen gewissenhaft ausgeführt," sagte Marchmont, „und ich bin mit Ihnen zufrieden. Halten Sie die Kiste noch einige Tage in Ihrem Zimmer und ich werde Ihnen dann sagen, was weiter damit geschehen soll. Uebrigens werden Sie hier in Oaklands fast gänzlich Herr Ihrer Zeit sein, denn da ich nur zu meinem Vergnügen hergekommen bin, so will

ich mich mit Korrespondenz und ähnlichen Dingen nicht mehr beschäftigen, als unumgänglich nothwendig ist."

Christian zog sich zurück. Er erfuhr alsbald, daß Herr Wilson Stanhop als Gast auf dem Schlosse weile, daß außer diesem jedoch keine anderen Gäste anwesend seien. Er vernahm ferner im Verlaufe einer Unterhaltung mit Herrn Purvis, dem Schloßverwalter, daß der Herzog von Marchmont nur überaus selten nach Oaklands komme, vielmehr den gelegentlichen Aufenthalt auf seinen anderen Landsitzen vorzuziehen scheine.

„Darüber kann man sich freilich kaum wundern," fügte Purvis hinzu, „wenn man den peinlichen Eindruck erwägt, welchen die vor siebzehn oder achtzehn Jahren hier stattgefundene Tragödie auf den Herrn Herzog gemacht haben muß. Es war nicht so sehr der Tod des vorigen Herzogs — der arme Herr wurde auf eine schreckliche Weise ermordet — was den jetzigen Herzog so sehr betrübte, sondern der peinliche Umstand, daß die Unthat von dem Bruder Sr. Durchlaucht verübt worden war."

„Ich habe die trübe Geschichte in einem Zeitungsblatte gelesen," bemerkte Christian. „Hat man von Herrn Bertram Vivian je wieder gehört?"

„Nein; natürlich ist Herr Vivian mit der Herzogin zusammen davongegangen, — wahrscheinlich nach Amerika, wo er schon vorher gewesen war, und man muß vermuthen, daß sie sich andere Namen beilegten und überhaupt Alles aufboten, um verborgen zu bleiben."

„Waren Sie zur Zeit jenes schrecklichen Ereignisses hier?" fragte Christian.

„Ja; ich war damals Kellermeister," versetzte Purvis, den das Alter schon etwas schwatzhaft gemacht hatte. „Ich und Lechley, des damaligen Herzogs Kammerdiener, fanden die Leiche unseres armen Herrn auf. Ich will Sie in den nächsten Tagen einmal hinführen und Ihnen die Stelle zeigen. O, Herr Aschton, es war schrecklich! Von allen Dienern, die damals hier waren, bin ich allein noch übrig. Die anderen haben sich nach allen Richtungen zerstreut, — einige sind in der Welt emporgekommen, — andere verheirathet — noch andere todt oder verschollen. Nur Lechley ist noch in der Nähe von Oaklands. Er hat eine Päch-

terstochter aus hiesiger Gegend geheirathet und nach dem Tode seines Schwiegervaters die Bewirthschaftung des kleinen Besitzthums übernommen. Ich sehe ihn zuweilen, denn er kommt von Zeit zu Zeit herüber, um ein Stündchen mit mir zu verplaudern."

„War die Herzogin Elisa sehr schön?" forschte Christian.

„Schön? — Sie war das lieblichste weibliche Wesen, das ich je gesehen habe! Aber es war doch gottlos von ihr, sich mit Herrn Bertram Vivian in ein solches Verhältniß einzulassen, obgleich es sich freilich herausstellte, daß Beide vor der Verheirathung des Herzogs einander geliebt hatten. Ah! da fällt mir eben ein, daß, als wir von der damaligen Dienerschaft sprachen, ich Ihnen hätte sagen sollen, daß die eine der Kammerzofen der Herzogin Elisa — sie hieß Hannah — in Folge der schrecklichen Ereignisse und aus Gram darüber wahnsinnig und zu ihren Verwandten geschickt wurde. Was seitdem aus der armen Person geworden ist, habe ich nicht erfahren."

„Aber war es denn überhaupt ganz unzweifelhaft, daß die Herzogin Elisa in Bezug auf Herrn Bertram Vivian schuldig war?" fragte Christian weiter. „Denn in dem Zeitungsberichte, der mir vor Kurzem in die Hände fiel, las ich, daß —"

„Ich weiß schon, was Sie sagen wollen, Herr Aschton," fiel Purvis ihm in's Wort. „Ja, der ermordete Herzog hat allerdings wenige Stunden vor seinem schrecklichen Ende die Unschuld seiner Gemahlin verkündet und ausdrücklich erklärt, daß er ihr Unrecht gethan, — und er schickte uns Alle nach allen Richtungen aus, um sie zu suchen, nachdem sie aus dem Schlosse entflohen war. Für den Augenblick freuten wir uns über die Mittheilung, daß die gnädige Frau schuldlos sei. Dann aber kam der Mord, — und wer konnte den Herzog ermordet haben, als Bertram Vivian? Und warum sollte er ihn ermordet haben, wenn er nicht den Wunsch hegte, sich in den Besitz der Gemahlin seines Onkels zu setzen? Und warum sollten Beide gleichzeitig verschwunden und seitdem verschollen sein? Ist es nicht klar, daß sie zusammen geflohen sind? — und wenn dies der Fall ist, müssen sie nicht vorher schon zu intim mit einander gewesen sein?"

„Das ist freilich nur zu wahr," antwortete Christian trauervoll.

„Ja, sie war schuldig," fuhr der alte Schloßverwalter fort. „Ich weiß nicht, wie der arme Herzog darauf kam, so plötzlich an ihre Unschuld zu glauben; aber das weiß ich, daß der jetzige Herzog sich sehr edel und hochherzig in der Sache benahm und Alles aufbot, eine Versöhnung zwischen seinem Onkel und dessen Gemahlin herbeizuführen. O, Sie hätten Se. Durchlaucht — den jetzigen Herzog meine ich — als Zeugen bei der amtlichen Leichenschau sehen sollen! Er war ganz überwältigt von seinen Gefühlen, denn er hatte seinen Bruder Bertram zärtlich geliebt. Aber die Beweise waren zu augenscheinlich. Da war der Dolch, mit welchem die schreckliche That verübt worden war; er ist noch heute hier in Oaklands und ich will Ihnen denselben gelegentlich zeigen. Dieser Dolch hatte Herrn Bertram Vivian angehört."

Als Christian wieder allein war, vermochte er sich des Gedankens nicht zu erwehren, wie schade es sei, daß des Herzogs von Marchmont Charakter sich so nachtheilig verändert habe, da er zur Zeit des in Oaklands stattgefundenen Trauerspiels sich so edel und hochherzig benommen hatte.

Am folgenden Morgen begleitete Christian den alten Purvis auf einem Spaziergange durch die Anlagen.

Der Schloßverwalter war nie verheirathet gewesen und besaß keinen Verwandten in der weiten Welt. Er hatte ein menschenfreundliches Herz und faßte leicht eine Zuneigung für Jeden, den er zu schätzen Veranlassung fand. Christian gefiel ihm, denn nicht nur das freundliche Benehmen desselben, sondern auch die Aufmerksamkeit, mit welcher der junge Mann seine Erzählungen anhörte, hatten sein Herz gewonnen.

Auf dem bereits erwähnten Spaziergange zeigte Purvis seinem jungen Begleiter alle diejenigen Punkte, an welche sich irgend ein besonderes Interesse knüpfte. So führte er ihn auch den Pfad entlang, neben welchem die Leiche des ermordeten Herzogs gefunden worden war, und zeigte ihm den Teich, an dessen Rande man den leblosen Körper des unglücklichen Edelmannes, mit einer Hand in dem Wasser und mit dem Dolch in seinem Rücken steckend, entdeckt hatte.

Christian schauderte vor Entsetzen.

„Das Landvolk hiesiger Gegend," erzählte Purvis, „geht an dieser Stelle nach Einbruch der Dunkelheit nicht vorüber, wenn dies nur irgend zu vermeiden ist. Die Leute behaupten, daß eine seltsame, gespensterhafte Gestalt hier umgehe und daß man zuweilen das gedämpfte Heulen eines Hundes gehört habe. Natürlich glaube ich nicht an derartige Geschichten; ich bin nicht abergläubisch — und doch, wenn Todte auf Erden umherwandeln könnten, wäre der an dem Herzoge verübte Mord schrecklich genug, seinen Geist zur Rückkehr nach dem Schauplatze des gegen ihn verübten abscheulichen Verbrechens zu treiben."

Auf ihrem Rückwege sahen der alte Mann und sein Begleiter Herrn Stanhop mit der Herzogin in den Anlagen lustwandeln. Christian warf einen verstohlenen Blick auf den Schloßverwalter, um zu ermitteln, ob dieser Anblick ihn befremde. Doch schien Purvis, der nichts Böses ahnte, an der Sache durchaus nichts Auffallendes zu finden, und Christian enthielt sich daher jeder Bemerkung darüber.

Um halb elf Uhr des Abends zog Christian sich, etwas ermüdet, in sein Zimmer zurück. Er begann sich zu entkleiden, als leise und vorsichtig die Thür geöffnet wurde und der Herzog von Marchmont hereintrat.

„Ich sehe, daß ich gerade noch rechtzeitig komme," sagte der Edelmann, „um Sie zu veranlassen, für jetzt noch nicht zu Bette zu gehen. Ich wünsche nämlich noch heute eine kleine Dienstleistung von Ihnen. Worin dieselbe besteht, werde ich Ihnen nachher erklären. In einer Stunde komme ich wieder; Sie können sich bis zu meiner Rückkehr bei einem Buche die Zeit vertreiben."

Nach diesen Worten entfernte sich der Herzog wieder — und Christian konnte nicht umhin, die von ihm erwartete, noch nicht näher bezeichnete Dienstleistung mit der Kiste in Verbindung zu bringen, welche die Damenroben enthielt. Es war offenbar, daß nun der nächste Schritt in dem Komplott geschehen sollte, welches der Herzog gegen seine Gattin angezettelt hatte und das Christian unter der Leitung des Herrn Redcliff zu durchkreuzen hoffte.

Kurz vor Mitternacht erschien der Herzog wieder. Er hatte sich jetzt in einen Mantel gehüllt und trug seinen Hut auf dem

Kopfe. Es war demnach unzweifelhaft, daß er auszugehen beabsichtigte.

„Nun denn, mein junger Freund," sagte er, Christian vertraulich auf die Schulter klopfend, während er gleichzeitig auch in einem freundlicheren Tone sprach, als er sonst gegen ihn anzunehmen pflegte, „jetzt sollen Sie mir den Dienst leisten, von welchem ich vorhin sprach. Ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben," fuhr der Herzog mit einer Miene gleichgültiger Sorglosigkeit fort, „daß die Kiste, welche Sie mir von London mitgebracht haben, kleine Geschenke enthält, die ich zu vertheilen wünsche. Sie sind für die Frauen und Töchter der größeren Pächter auf meinen Gütern bestimmt und ich will die Ueberraschung so einrichten, daß die beschenkten Personen gar nicht ahnen sollen, von wem die Angebinde kommen. Es ist eben ein Scherz, den ich mir vorgenommen habe, und ich wünsche ihn nach meinen eigenen Ideen auszuführen. Haben Sie mich so weit verstanden?"

„Ja, Mylord," antwortete Christian, indem er sich Mühe gab, in seinem Gesichte so viel Gleichmuth als möglich zur Schau zu tragen. „Ew. Gnaden haben zu befehlen und ich bin bereit, zu gehorchen."

„Sie sollen mich eine Strecke weit begleiten und die Kiste mitnehmen," fuhr Marchmont fort. „Sie ist nicht sehr schwer, da sie nur einige Mousselinekleider, seidene Roben, mehrere Shawls, Battisttücher und derlei Kleinigkeiten enthält, die Madame Angelique ebenso geschmackvoll anfertigt, wie sie reichere und kostbarere Artikel zu liefern im Stande ist."

Christian wußte, daß der Herzog soeben eine Reihe von Unwahrheiten ausgesprochen hatte. Doch sagte er natürlich kein Wort. Er hob vielmehr die Kiste empor und folgte seinem Prinzipal nach einem anderen Theile des geräumigen Schlosses. Hier gingen sie eine Treppe hinab; der Herzog schloß, unten angekommen, vermittelst eines Schlüssels, den er bei sich führte, eine Thür auf, und sie traten in die Anlagen hinaus.

Die Nacht war dunkel und stürmisch und der Mond von Wolken verhüllt, als Marchmont, von Christian gefolgt, schweigend auf demselben Wege einherschritt, welchen der junge Mann in des Schloßverwalters Begleitung am Morgen zurückgelegt hatte und

neben welchem der verhängnißvolle Teich lag, an dessen Rande vor achtzehn Jahren ein so düsteres Ereigniß vor sich gegangen war.

„Die Nacht ist bitter kalt," bemerkte der Herzog, das Schweigen endlich brechend.

„Ja, Mylord," antwortete Christian. „Und wie unheimlich der Wind ächzt! Es klingt ganz so wie die Stimme eines Sterbenden."

„Unsinn!" rief Marchmont. „Der Wind ertönt nur in seiner ganz gewöhnlichen Weise. Ueberlassen Sie sich nie derartigen abergläubischen Phantasien."

Wiederum trat Schweigen ein.

Sie näherten sich nun dem Teiche und Christian mußte sich sagen, daß es von dem Herzoge höchst unzart war und ein verhärtetes Gemüth verrieth, gerade über den Schauplatz eines so fürchterlichen Ereignisses hinzuwandeln, — eines Ereignisses, bei welchem mehrere Mitglieder seiner eigenen Familie betheiligt gewesen waren, — während er mit der Ausführung eines niederträchtigen und verrätherischen Anschlages beschäftigt war.

Christian bemerkte jedoch, daß, als sie an dem Teiche vorübergingen, der Herzog seine Schritte beschleunigte.

Ungefähr hundert Ellen jenseits des Teiches bog Marchmont in einen Seitenpfad ein und Christian folgte ihm. Auf diesem Pfade gelangten sie bald zu einem ziemlich umfangreichen Pachtgehöft, dessen Front durch einen Garten zu erreichen war. Das ganze Gebäude bot einen düsteren Anblick dar.

Der Herzog klopfte an die Thür und alsbald wurde dieselbe von einer alten Frau geöffnet, deren Kopf wie in Folge eines Schlaganfalles zitterte. Sie trug ein Licht in der Hand und, den Herzog offenbar sogleich erkennend, sagte sie ihm mit leiser Stimme einige Worte, die Christian nicht erhaschen konnte. Der Herzog gab eine kurze und ebenso leise Antwort und gebot alsdann dem jungen Manne, die Kiste im Hausflur abzusetzen. Christian gehorchte und Marchmont verließ das Gehöft.

Sie schritten nun auf demselben Pfade, den sie gekommen waren, dem Wege zu, der an dem Teich vorüberführte. Christian fragte sich vergebens, zu welchem Zwecke die Kiste nach jenem ein=

samen Gehöft gebracht worden sei. Unter tiefem Schweigen näherten sie sich abermals dem Teiche. Als Christian denselben jedoch erblickte, entfuhr ein Ausruf seinen Lippen und unter dem Einflusse einer plötzlichen Erregung ergriff er unwillkürlich des Herzogs Arm.

„Sehen Sie dorthin, Mylord!" rief er, „jene Gestalt!"

Und in der That bewegte sich eine dunkle Gestalt in der Nähe des Teiches umher. Es war keine Sinnentäuschung, — eine menschliche Form war deutlich zu erblicken, deren Umrisse sich gegen die Dunkelheit noch dunkler abhoben.

„Ha!" rief Marchmont überrascht.

Im nächsten Augenblicke schwebte die Gestalt vom Teiche hinweg um die Biegung des Weges und schien alsdann mit der nächtlichen Finsterniß zu verschmelzen.

„Es ist Nichts," sagte der Herzog in einem Tone, in welchem Christian eine nur erzwungene Ruhe zu erkennen glaubte. „Es war ohne Zweifel Jemand, den sein Weg trotz der späten Stunde hier vorüberführte. Wir wollen übrigens nachsehen."

Mit schnellen Schritten ging der Herzog der Stelle zu, an welcher die Gestalt zuletzt gesehen worden war, und Christian eilte neben ihm her. Sie suchten; aber ihre Mühe war fruchtlos — Niemand war zu finden.

„Wahrscheinlich ist er querfeldein gegangen," bemerkte der Herzog, indem er seinen früheren langsameren Schritt wieder annahm.

Dann schien ihm ein neuer Gedanke zu kommen, und schnell fragte er seinen Begleiter:

„Warum erschraken Sie? Weshalb ergriffen Sie so krampfhaft meinen Arm?"

„Ich bitte Ew. Durchlaucht um Verzeihung! — es war allerdings eine große Freiheit, die ich mir nahm, ohne es zu beabsichtigen, — aber —"

„Nein, nein, das meinte ich nicht," erwiederte Marchmont. „Daß Sie meinen Arm erfaßten, war eine ganz natürliche Bewegung, deren Sie sich unter der Einwirkung Ihres Schreckens nicht zu enthalten vermochten. Aber ich wünsche eben die Ursache dieses Schreckens zu erfahren."

„Ich promenirte heute mit Herrn Purvis auf eben diesem Wege und er zeigte mir die Stelle —"

„Ah, ich verstehe!" rief der Herzog, „und wahrscheinlich erzählte er Ihnen die Altweibergeschichten, die über den Ort in Umlauf sind. So sehr ich aber das Andenken meines seligen Oheims verehre, bin ich doch abergläubischen Ideen durchaus unzugänglich und halte es für eine unmännliche Schwäche, denselben nachzuhängen. Ich warnte Sie gegen solche Einflüsse, als wir vorhin auf diesem Wege einhergingen, und ich wiederhole nun meine Warnung."

Als sie endlich das Schloß wieder erreichten, sagte der Herzog mit leiser Stimme:

„Ich brauche Ihnen wohl nicht erst einzuschärfen, daß Sie unsere nächtliche Expedition geheimhalten mögen und daß ich unbedingt auf Ihre Verschwiegenheit baue, da der von mir beabsichtigte Scherz sonst gänzlich vereitelt werden würde."

In diesem Augenblicke war die Thür der Seitentreppe erreicht. Der Herzog öffnete dieselbe vermittelst des in seiner Tasche befindlichen Schlüssels und wünschte Christian „Gute Nacht".

Dann begab er sich nach seinem Schlafzimmer, während auch der Letztere das seinige aufsuchte, um in der Einsamkeit desselben über die jüngsten Erlebnisse nachzudenken.

34.

Letitia Rodney.

Um neun Uhr des nächsten Morgens erwachte Letitia Rodney in einem Zimmer, über dessen Ausstattung ihre Augen mit einem Ausdruck umherschweiften, als wäre sie nicht sonderlich mit ihrem Quartier zufrieden. Es war ein großer, düsterer mit alterthümlichen Möbeln ausgestatteter Raum, wenngleich einige jüngst

getroffene Einrichtungen darthaten, daß man sich einige Mühe gegeben hatte, ihm ein behagliches Aussehen zu geben. Namentlich waren die Betten vollkommen neu und die Materialien derselben von weit besserer Qualität, als die übrigen Mobilien.

Wir haben gesagt, daß Letitia beim Erwachen mit dem düsteren Aussehen ihres Zimmers unzufrieden schien. Bald aber erheiterte sich ihr schönes Gesicht, während sie vor sich hin murmelte:

„Jedenfalls ist's doch eine Veränderung, und außerdem soll ich freigebig belohnt werden!"

Sie richtete sich im Bette zu einer sitzenden Stellung empor und versank, den Kopf auf die Handfläche gestützt, in eine Träumerei, welche den Zweck der Dienste, die von ihr verlangt wurden und deren eigentliche Beschaffenheit ihr bis jetzt noch unbekannt war, zum Gegenstand hatte.

Während sie noch hierüber nachdachte, wurde die Thür langsam geöffnet und eine alte Frau mit zitterndem Kopfe erschien in dem Zimmer. Hinter ihr kam ein straffes junges Mädchen, die Enkelin der Alten. Die Letztere trug eine Kiste, die sie auf den Fußboden setzte.

„Ah, es ist also Jemand diesen Morgen hier gewesen?" fragte Letitia.

„Nein, Fräulein," war die Antwort der Alten; „es war in der Mitte der Nacht." Und in einem geheimnißvollen Tone fügte sie hinzu: „Es waren der Herzog selbst und ein junger Herr. Der Herzog sagte mir gestern Morgen — und das habe ich Ihnen ja auch mitgetheilt — daß ich aufbleiben sollte, da wahrscheinlich in der Nacht Jemand herkommen würde."

„Ich muß wohl sehr fest geschlafen haben, Frau Norwood," meinte Letitia, „denn ich hörte die Hausthür gar nicht öffnen. Jetzt aber will ich aufstehen. Und nun, Phöbe, besorgen Sie mir das beste Frühstück, das Sie zu Stande bringen können," fügte sie, das junge Mädchen anredend, hinzu. „Aber, mein Gott, wie düster und öde dieser ganze Ort ist!"

„O, er sah früher — das heißt, als der nun verstorbene Pächter hier wohnte — viel besser und freundlicher aus, Fräulein," sagte Frau Norwood.

„Und wie lange ist das Gehöft schon in diesem verödeten Zustande?"

„Ueber ein Jahr. Der Güterverwalter des Herzogs von Marchmont läßt mich und meine Enkelin unentgeltlich hier wohnen, damit wir die Zimmer lüften und die Möbel in Ordnung halten, bis ein neuer Pächter einzieht. Der frühere Pächter, ein Junggeselle, lebte verschwenderisch, ruinirte sich und wurde in's Schuldgefängniß gesteckt, wo er bald darauf am Delirium und Fieber starb. Die Pachtgelder für ein ganzes Jahr waren rückständig; so behielt denn der Güterverwalter des Herzogs das Mobiliar zurück und ließ es im Hause stehen. Das Vieh und was sonst zur Farm gehörte, wurde verauktionirt."

Nach einem kurzen weiteren Gespräche entfernten sich die Alte und ihre Enkelin.

Letitia stand auf und kleidete sich an. Als sie in das Wohnzimmer hinabkam, fand sie daselbst ein vortreffliches Frühstück in Bereitschaft.

Kaum hatte sie dieses Mahl beendet, so erschien der Herzog von Marchmont.

„Ich freue mich, daß Sie gekommen sind," sagte Letitia zu ihm in einem halb schmollenden, halb freundlichen Tone, „denn Sie haben mir ein höchst langweiliges Quartier angewiesen."

„Aber ich habe Sorge getragen, daß Alles aufgeboten werde, um es Ihnen behaglich zu machen, mein liebes Kind," antwortete der Herzog, vertraulich ihre Wange klopfend. „Auch sehen Sie nicht gerade sehr unglücklich aus."

„Nun, nun, kommen wir endlich zur Sache!" rief Letitia lächelnd. „Vielleicht haben Sie nun die Freundlichkeit, mir etwas nähere Aufschlüsse zu geben über den Zweck, zu welchem ich eigentlich hier bin. Die Kiste mit den Kleidern ist angekommen —"

„Morgen Abend muß von einer der Roben Gebrauch gemacht werden," fiel der Herzog ihr in's Wort. „Hören Sie mich nun aufmerksam an, meine liebe Letitia, und ich will Ihnen genau sagen, was Sie zu thun haben."

Marchmont gab ihr alsdann die zur Förderung seines schurkischen Planes nothwendigen Erklärungen; doch ist es unnöthig, dieselben an dieser Stelle mitzutheilen. Für jetzt genügt es, wenn

wir erwähnen, daß Letitia den Weisungen des Herzogs zu gehorchen versprach und als erstes Unterpfand seiner Freigebigkeit erhielt sie von ihm ein Etui, dessen Inhalt in einem kostbaren Geschmeide bestand.

„Auf morgen Abend also," meine liebe Letitia," sagte der Herzog, als er im Begriff war, sich zu entfernen. „Vergessen Sie jedoch nicht, daß Sie während des Tages sich nicht außerhalb dieses Hauses zeigen dürfen. Wenn Sie das Bedürfniß der Bewegung fühlen, so können Sie in dem auf der Rückseite des Hauses befindlichen, ummauerten Garten einhergehen. Zu Ihrer Unterhaltung habe ich Sie mit einigen Romanen und anderen interessanten Werken versorgt" — bei diesen Worten deutete er auf ein Bücherbrett — „und hier sind auch einige Zeitungen."

Wenige Augenblicke später ging der Herzog fort, und bald nach seiner Entfernung erschien Phöbe, um das Frühstücksgeräth hinwegzuräumen.

„Wie groß ist die Entfernung von hier nach Oaklands?" fragte Letitia, die gerade am Fenster stand.

„Ungefähr eine Viertelmeile," war Phöbe's Antwort. „Wenn Sie dorthin gehen wollen, Fräulein, so können Sie den Weg nicht verfehlen. Vom Ausgange dieses Pfades geht's immer geradeaus, außer bei dem Teich, wo der frühere Herzog ermordet wurde; da macht der Weg eine Biegung."

„Ah!" rief Letitia schaudernd, „der Teich, wo der Mord stattgefunden, liegt neben dem Wege?"

Dann murmelte sie für sich:

„Das ist ja ein reizender Ort, den ich zur Nachtzeit passiren soll!"

„Ja, Fräulein," fuhr Phöbe fort, „dort am Teiche wurde der Vorgänger des jetzigen Herzogs von Marchmont vor ungefähr achtzehn Jahren erstochen. Großmutter sagt," fügte sie mit gedämpfter Stimme hinzu, „daß sein Geist an jener Stelle spukt und daß man dort in der Nacht einen Hund heulen hört."

„Wie thöricht und abgeschmackt!" rief Letitia — und dennoch strich ein Schatten über ihr Gesicht, und während der übrigen Tagesstunden fühlte sie eine Beklemmung, wie sie solche seit langer Zeit nicht empfunden hatte.

Wir müssen hier bemerken, daß dieser Tag ein Freitag war. Am folgenden Nachmittage sollte Christian mit Herrn Redcliff in der Nähe des Schlagbaums auf der nach Winchester führenden Landstraße zusammentreffen. Das Wetter war für die Jahreszeit überaus schön, und bald nach zwei Uhr am Nachmittag des Sonnabend brach Christian zu der beabsichtigten Wanderung auf. Als er durch die Anlagen schritt, sah er die Herzogin von Marchmont mit Herrn Stanhop promeniren; doch lag in ihrer Miene Nichts, das ein besonderes Vergnügen an seiner Gesellschaft bekundet hätte.

Als Christian an Herrn Stanhop und der Herzogin vorüberkam, machte er der Letzteren eine Verbeugung und lüftete seinen Hut, während die Dame ihm einige gütige Worte widmete, die sie mit einem freundlichen Lächeln begleitete. Als er seine Wanderung fortsetzte, freute er sich mehr als jemals, daß der Zufall ihn in den Stand gesetzt hatte, das teuflische Komplott gegen die Herzogin zu entdecken, und er gab sich der festen Hoffnung hin, daß die Anschläge ihrer Feinde zu Schanden gemacht werden würden.

An dem verabredeten Orte der Zusammenkunft fand Christian Herrn Redcliff seiner harrend. Beide gingen über mehrere Felder nach einer einsam stehenden Hütte, die von einem ältlichen Ehepaare bewohnt wurde und wo Redcliff seinen augenblicklichen Wohnsitz aufgeschlagen zu haben schien.

„Und nun, mein junger Freund," sagte Herr Redcliff, nachdem sie in dem von ihm bewohnten Zimmer sich niedergelassen hatten, „welche Nachrichten haben Sie für mich?"

Christian theilte ihm mit, daß Stanhop auf Schloß Oaklands weilte und täglich mit der Herzogin spazieren ging. Dann erzählte er, wie der Herzog ihn beauftragt hatte, die Kiste zur Nachtzeit nach dem Pachtgehöft zu tragen, und daß sie dort geblieben. Er erwähnte auch des Umstandes, daß er auf dem Rückwege von dem Gehöft eine Gestalt in der Nähe des Teiches umherwandeln gesehen.

„Ich sehe," bemerkte Redcliff, „daß der von Ihnen soeben erwähnte Umstand Ihnen einigen Schrecken einflößte; Sie sagen mir auch, daß der Herzog Sie ermahnt hat, sich nicht abergläu-

bischen Befürchtungen zu überlassen. Diese Ermahnung richte auch ich an Sie — und ich kann das vielleicht mit reinerem Gewissen thun, als der Herzog. Ja, Christian, es war ohne Zweifel ein Wanderer, jedenfalls ein menschliches Wesen, dessen Gestalt Sie zu jener nächtlichen Stunde erblickten. — Uebrigens ist es klar, daß das Komplott nun in vollem Gange ist und einer Krisis entgegengeht. Ich muß Ihnen nun Etwas mittheilen, worüber ich mich bisher noch nicht ausgesprochen habe. Für mich ist der Zweck, zu welchem die in der Kiste enthaltenen Kleider bestellt sind, durchaus nicht geheimnißvoll oder zweifelhaft. Sie haben von Evelina O'Brien gehört, daß jene Kleider genaue Seitenstücke anderer Roben sind, die vor Kurzem für die Herzogin von Marchmont angefertigt wurden. Jene Kleider werden also ohne Zweifel von irgend einer Person getragen werden, welche die Rolle der Herzogin spielen soll, so daß Jemand, der in das Komplott nicht eingeweiht ist, jene andere Person für die Gemahlin des Herzogs von Marchmont halten muß. Jetzt begreifen Sie den vollen Umfang der Schurkerei, die der Herzog zu begehen beabsichtigt."

„Ja, nur zu gut begreife ich nun!" rief Christian entsetzt. „Aber wie gedenken Sie den schändlichen Plan zu durchkreuzen?"

„Darüber seien Sie ganz unbesorgt, mein junger Freund, und halten Sie sich versichert, daß die beabsichtigte Büberei vereitelt werden soll, und daß die Unschuld triumphiren wird. Sobald Sie etwas Neues mitzutheilen haben, kommen Sie wieder zu mir; wenn sich jedoch in den nächsten Tagen nichts Wichtiges ereignet, so suchen Sie mich vor der Mitte der nächsten Woche nicht wieder auf. Wir müssen vorsichtig sein, damit kein Verdacht erregt werde."

Nach einem weiteren kurzen Zwiegespräche verabschiedete sich Christian von Herrn Redcliff und kehrte nach Oaklands zurück.

Um elf Uhr am Abende desselben Tages brach Letitia Rodney aus dem Pachthause auf. Ueber ihrem Kleide trug sie einen weiten Mantel und ein dichter Schleier verhüllte ihr Gesicht.

Die Nacht war angenehm und sternenhell. Mit schnellen Schritten durchwanderte Letitia den vom Gehöfte nach der Landstraße führenden Fußpfad, und als sie dieselbe betrat, summte sie eine heitere Melodie, um sich über ihre eigene Stimmung zu täu-

schen und sich zu überreden, daß sie von abergläubischer Furcht frei sei, während sie sich dem Orte näherte, der durch eine blutige Unthat so schauerlich denkwürdig geworden war.

Plötzlich blieb sie stehen und wandte sich schnell um, denn es schien ihr, als hörte sie Schritte hinter sich auf dem vom Frost verhärteten Wege. In dem Augenblicke, in welchem sie umschaute, glaubte sie eine dunkle Gestalt im Schatten der an der Landstraße befindlichen Hecke verschwinden zu sehen.

Letitia war von Natur nicht furchtsam; dessenungeachtet begann sie an allen Gliedern zu zittern. Schon fühlte sie sich geneigt, nach dem Pachthause zurückzukehren; dies aber würde mit dem gänzlichen Aufgeben des Unternehmens, in welchem sie mitwirken sollte, gleichbedeutend gewesen sein, und für diese Mitwirkung hatte sie von dem Herzoge schon eine ansehnliche Belohnung im Voraus erhalten. Sie raffte daher ihren ganzen Muth zusammen und setzte ihre Wanderung fort.

Nach wenigen Minuten erreichte sie den Teich, der, wie sie wußte, der Schauplatz des begangenen Mordes gewesen war, obgleich sie nun zum ersten Male in ihrem Leben diesen Ort betrat. Durch die Falten ihres Schleiers hindurch blickte sie scheu und ängstlich umher und vermochte kaum einen Schrei zu unterdrücken, als sie — sei es in der Einbildung oder Wirklichkeit — eine dunkle Figur auf der anderen Seite der Hecke sah. Jene Figur verschwand sogleich wieder — und, vorwärts eilend, suchte Letitia sich zu überreden, daß nur ihre erregte Phantasie ihr einen Streich gespielt habe.

„Dessenungeachtet," dachte Letitia, „wenn diese nächtliche Wanderung häufig wiederholt werden soll, muß ich den Herzog ernstlich bitten, mir einen Begleiter mitzugeben. Nicht etwa," — fügte sie nachdenkend hinzu — „daß ich übernatürliche Erscheinungen fürchte — o nein, das ist reiner Unsinn — — aber es ist nicht sehr sicher für mich, bei nächtlicher Weile auf einem so einsamen Wege einherzugehen. Ja, es war sicherlich nur Einbildung, und dennoch ist es sonderbar, daß ich zweimal jene dunkle Gestalt zu erblicken glaubte."

Während Letitia ihren Weg fortsetzte, blickte sie häufig zurück und blieb von Zeit zu Zeit lauschend stehen, um sich zu überzeugen,

daß sie nicht wirklich verfolgt würde. Doch geschah nichts mehr, das geeignet gewesen wäre, ihr Furcht oder Schrecken einzuflößen, und als sie endlich die Grenzen der herzoglichen Besitzung erreichte, schämte sie sich der Besorgnisse, denen sie sich hingegeben hatte.

Der Herzog hatte ihr den von ihr einzuschlagenden Weg durch die Anpflanzungen so genau beschrieben, daß es für sie nicht schwierig war, seinen Instruktionen zu folgen, besonders da sie durch den hellen Sternenschimmer ihre Aufgabe erleichtert fand. Sie gelangte schließlich an eine ihr von Marchmont bezeichnete Seitenthür, an welche sie leise drei Mal pochte, worauf dieselbe sogleich von dem Herzoge selbst geöffnet wurde. Sie trat ein und Marchmont führte sie in ein kleines an einen Korridor stoßendes Zimmer.

Hier brannte ein Licht, und der Herzog veranlaßte Letitia, sich niederzulassen und während einiger Minuten auszuruhen. Er entkorkte eine Champagnerflasche, und die aufheiternde Wirkung des Weines flößte Letitia so viel neuen Muth ein, daß sie beschloß, über die Ereignisse zu schweigen, welche sie auf ihrer Wanderung vom Pachthause nach dem Schlosse beunruhigt hatten.

Auf des Herzogs Geheiß nahm sie ihren Mantel und Hut ab und zeigte sich nun in einer der Roben, welche die Kiste enthalten hatte.

„Es trifft sich sehr glücklich, daß meine Frau das Seitenstück zu diesem Kleide heute anhatte," sagte Marchmont. „Nehmen Sie nun den Schleier von Ihrem Hute ab und werfen Sie ihn über den Kopf, so daß Ihr Gesicht und Ihr Haar verdeckt werden."

Letitia befolgte diese Weisungen.

„Sie müssen mir nun folgen, aber auf den Zehen hinter mir einherschreiten. Das Licht wollen wir nicht mitnehmen; doch wird der durch die Fenster der Treppen und Gänge hereinfallende Schein Ihnen genügende Helligkeit gewähren."

Marchmont führte Letitia eine Hintertreppe hinauf und dann durch mehrere Korridore. So erreichten sie endlich den Theil des Schlosses, der demjenigen, aus welchem sie herkamen, am fernsten lag.

„Hier ist es," sagte der Herzog, und nachdem er leise an eine Thür gepocht hatte, wurde dieselbe von Herrn Wilson Stanhop geöffnet.

Letitia trat hinein und der Herzog eilte hinweg.

Die oberste Kammerzofe der Herzogin von Marchmont war ein großes, hübsches Mädchen, Namens Amy Sutton. Sie war etwa vierundzwanzig Jahre alt und von gutem Charakter, wenn auch nicht frei von Selbstsucht und berechnendem Eigennutz. Sie liebte das Geld, doch war sie andererseits zu stolz, um sich irgend eines niedrigen Mittels zur Vermehrung ihrer Ersparnisse zu bedienen. Wenn ein vornehmer Wüstling eine Gelegenheit ergriff, ihre Wange zu streicheln, so flammten ihre Augen vor Zorn und ihr Gesicht röthete sich vor Entrüstung. Wurde ihr aber gar ein ungeziemender Antrag zugeflüstert, so belohnte sie diese Dreistigkeit ohne Zögern mit einem derben Backenstreich.

Die Herzogin hatte sich eine halbe Stunde vor Letitia's heimlicher Ankunft auf dem Schlosse in ihr Schlafzimmer zurückgezogen. Es war heute Amy Sutton, an welcher die Reihe war, die Dame bei der Nachttoilette zu bedienen; doch waren diese geringfügigen Dienstleistungen bald erledigt und Amy hatte das Zimmer ihrer Herrin schon nach zehn Minuten verlassen. Marchmont hatte, am andern Ende des Korridors versteckt, dies Alles beobachtet, und sobald Amy Sutton sich aus dem Schlafgemach der Herzogin nach ihrem eigenen Zimmer zurückgezogen, war er leise die Seitentreppe hinuntergeschlichen, um Letitia's Ankunft zu erwarten. Er brauchte, wie der Leser bereits gesehen, nicht lange zu harren.

Nach dieser zur Erklärung des Zusammenhangs nothwendigen Abschweifung nehmen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf.

Nachdem der Herzog Letitia Rodney nach Herrn Stanhop's Zimmer geführt hatte, ging er in das obere Stockwerk hinauf und klopfte an Amy Sutton's Thür.

Amy beeilte sich, zu öffnen, da sie noch angekleidet war und überdies aus dem Klopfen folgerte, daß eine ihrer Kolleginnen plötzlich erkrankt sei. Sie stutzte beim Anblick des Herzogs und ihre Betroffenheit wuchs, als sie wahrnahm, daß sein Gesicht hef-

tige Gemüthsbewegung verrieth, — eine Gemüthsbewegung, welche, wie wir wohl nicht erst zu erwähnen brauchen, lediglich erheuchelt war, während vielleicht auch das Bewußtsein der Schurkerei, welche er zu begehen beabsichtigte, seinem Gesicht eine gewisse Blässe gab und seiner erheuchelten Aufregung das Aussehen der Wirklichkeit verlieh.

Einen Finger auf seine Lippen legend, als wollte er der Zofe Schweigen einschärfen, winkte er ihr, ihm zu folgen. Sie gehorchte ohne Zögern, da sie sah, oder wenigstens zu sehen glaubte, daß etwas Außergewöhnliches vorging. Der Herzog war ohne Licht gekommen; Amy war daher im Begriff, ihr eigenes mitzunehmen; doch machte er ihr ein Zeichen, dies zu unterlassen und sie folgte ihm im Dunkeln die Treppe hinunter.

In dem unteren Stockwerk angekommen, führte der Herzog die Zofe in ein Wohnzimmer.

„Mädchen," sagte er, seiner Stimme einen Klang tiefer innerer Erregung gebend, „ich vermuthe durchaus nicht, daß Sie — eine Mitwisserin sind —"

„Mitwisserin? wovon, Mylord?" rief Amy nicht ohne Entrüstung. „Ich bin von keiner lichtscheuen Sache Mitwisserin."

„Ich habe Sie nicht beleidigen wollen," fiel Marchmont ihr schnell in's Wort. „Sie werden Rücksicht auf meine Aufregung nehmen und mich bemitleiden, wenn Sie die schreckliche Wahrheit erfahren."

„Was ist es denn, Mylord?" fragte die Zofe gespannt.

„Ihre Herrin, Amy," antwortete Marchmont in einem Tone tiefer Bitterkeit, „ist mir untreu."

„Nein, Mylord," rief das Mädchen entrüstet, „das ist unmöglich!"

„Ach, es ist leider nur zu wahr, Amy, oder meine Augen haben mich in seltsamer Weise getäuscht. Aber sagen Sie mir — denn gewöhnlich pflege ich auf derartige Dinge nicht zu achten — was für ein Kleid hat Ihre Herrin diesen Abend angehabt? War es nicht —"

Und der Herzog beschrieb die Robe, welche Letitia trug, als sie in Stanhop's Zimmer ging.

„Ja, Mylord, das war allerdings die heutige Abendtoilette der gnädigen Frau. Aber es ist dennoch unmöglich, daß —"

„Ich sage Ihnen, daß es so ist," rief der Herzog in einem Tone leidenschaftlichen Ungestüms. „Ich ging eben nach meinem Zimmer. Die Kerze erlosch zufällig, — ich hörte leise Schritte mit nicht zu verkennender Heimlichkeit durch den Korridor schleichen. Ein unbestimmter Verdacht, daß etwas Verwerfliches vorgehe, veranlaßte mich, in eine Nische zu treten und von dort aus zu beobachten —"

„Und dann, Mylord?" fragte Amy.

„Und dann sah ich Ihre Herrin durch den Korridor schleichen und — mein Gott! ich vermag es kaum auszusprechen — und in Stanhop's Zimmer gehen!"

Kalt und leidenschaftslos, wie Amy Sutton war, fühlte sie sich doch heftig betroffen durch die ihr gemachte Mittheilung. Dessenungeachtet sagte sie nach einigen Augenblicken des Schweigens:

„Ich glaube doch, Mylord, das hier ein Irrthum obwalten muß. Wahrscheinlich hat irgend eine andere Person —"

„Aber der Anzug, Amy? Wie hätte ich mich darin irren können? Das durch das Fenster hereinfallende Mondlicht zeigte mir die Kleidung. Allerdings schien Ihre Herrin einen Schleier vor dem Gesichte zu tragen; — besitzt dieselbe einen schwarzen Schleier?"

„Ja, Mylord, mehrere."

„Nun denn, sie war verschleiert," sagte der Herzog, noch immer im Tone der heftigsten Erregung sprechend. „Ach, ich kann gar keinem Zweifel Raum geben. Und nun fallen mir auch tausend Umstände ein, welche mir bisher geringfügig erschienen, die nun aber eine furchtbare Bedeutung annehmen. Vergebens habe ich Stanhop fast täglich aufgefordert, mit mir auszureiten oder auf die Jagd zu gehen. Er hat jede derartige Aufforderung unter den nichtigsten Vorwänden abgelehnt; er zog es natürlich vor, im Salon zu bleiben und — o, ich werde noch wahnsinnig!"

Und der Herzog schritt auf und nieder mit einer so gut erheuchelten Aufregung, daß Amy Sutton ungeachtet ihres sonstigen Scharfblicks keine Ahnung hatte, daß er nur eine einstudirte Rolle

spielte. Nichtsdestoweniger behielt sie ihre volle Geistesgegenwart, und sich dem Herzoge nähernd, sagte sie zu ihm:

„Nichts ist leichter, Mylord, als die Sache sofort aufzuklären."

„Gewiß!" rief Marchmont, als erwache in ihm plötzlich die Erinnerung an das, was er zu thun hätte, „und das war eben der Beweggrund, der mich verlaßte, Sie herbeizurufen. Gehen Sie in das Zimmer der Herzogin, Amy; wenn Sie sie dort finden — und Gott gebe, daß dies der Fall sei! — so können Sie für Ihr Eintreten leicht irgend einen Vorwand ersinnen."

Doch wußte der Herzog recht wohl, daß Amy Sutton nicht die Person war, welche eine solche Mission übernehmen würde. Wäre er hiervon nicht fest überzeugt gewesen, so würde er sich sorgfältig gehütet haben, ihr einen derartigen Auftrag zu ertheilen.

„Nein, Mylord," antwortete sie ohne Bedenken, „ich will mich nicht der Unannehmlichkeit aussetzen, wegen Zudringlichkeit einen Verweis zu erhalten. Es ist Ew. Lordschaft Sache, in das Zimmer Ihrer Frau Gemahlin einzutreten und zu ermitteln, ob die gnädige Frau dort ist oder nicht."

„Nein, nein, Amy," sagte Marchmont mit der Miene eines Menschen, der kaum der ruhigen Ueberlegung fähig ist, „ich bin in diesem Moment zu wenig im Stande, mich zu beherrschen. Aber wir wollen abwarten und beobachten, was weiter geschehen wird und wer schließlich aus Stanhop's Zimmer kommt. Vielleicht habe ich mich doch in der Kleidung geirrt; Sie aber werden sogleich im Stande sein, hierüber zu urtheilen. Außerdem müssen Sie, da ich Sie in dieser beklagenswerthen Sache nun doch einmal zu meiner Vertrauten gemacht habe, bei mir bleiben und mit mir gemeinschaftlich den weiteren Verlauf beobachten."

„Das will ich, Mylord," versetzte die Zofe, „denn ich kann nicht umhin, zu glauben, daß irgend ein großer Irrthum obwalten muß. Sollte es aber unglücklicherweise dennoch so sein, wie Ew. Lordschaft fürchten, so werden Sie mir wohl verzeihen, wenn ich mir den Rath erlaube, daß Sie keinen übereilten Schritt thun mögen."

„Amy, ich befinde mich in einer Gemüthsverfassung, wo jeder Rath willkommen ist; der Ihrige soll befolgt werden. Kommen

Sie nun, wir wollen an dieser Thür Wache halten — und müßten wir auch Stunden lang hier bleiben!"

Marchmont und Amy Sutton stellten sich demnach an die Thür, doch hielten sie diese so weit offen, daß Beide im Stande waren, in den Korridor hinauszublicken.

Zwanzig Minuten vergingen unter tiefem Schweigen. Dann hörten sie eine in geringer Entfernung befindliche Thür öffnen; schleichende Schritte wurden auf dem Korridor vernehmbar und nach wenigen Sekunden schwebte eine weibliche Gestalt an der Thür vorüber.

Unseren Lesern brauchen wir natürlich nicht erst zu sagen, daß es Letitia Rodney war, die nur den von dem Herzog erhaltenen Instruktionen gemäß handelte. Den schwarzen Schleier hatte sie so über Kopf und Gesicht gezogen, daß er ihr Haupthaar und ihre Züge gänzlich verbarg. Doch herrschte im Korridor Licht genug, um Amy das Kleid der vorüberschreitenden Person erkennen zu lassen.

„Nun, Amy," sagte der Herzog mit hohler Stimme, als Letitia vorübergegangen war und den Korridor verlassen hatte, „was sagen Sie?"

„Ich fürchte, Mylord, daß Sie nur zu richtig geurtheilt hatten," antwortete sie. „Was aber gedenken Ew. Lordschaft nun zu thun?"

„Was ich zu thun beabsichtige?" rief Marchmont. „Was, in des Himmels Namen, k a n n ich thun?" fragte er mit einer Miene, als ob die Aufregung ihm alles ruhige und verständige Nachdenken unmöglich mache. „Allerdings habe ich seit einiger Zeit nicht gerade ein sehr glückliches Leben mit der Herzogin geführt, und es mag auch sein, daß man mich als einen grausamen und gefühllosen Mann betrachtet hat. Aber wenn die Welt von dem heftigen Temperament meiner Frau nur eine Ahnung hätte — doch will ich mich solcher Erklärungen für jetzt enthalten. Sie fragen mich, was ich thun werde, und haben mir den Rath ertheilt, nicht ohne Ueberlegung zu handeln —"

„Und diesen Rath, Mylord, wage ich in der achtungsvollsten Weise zu wiederholen," bemerkte Amy Sutton.

„Ich will ihn befolgen," versicherte der Herzog. „Kein hef-

tiger und Aufsehen erregender Auftritt soll stattfinden. Was geschehen muß, soll in geziemender Art in Ausführung gebracht werden. Eine Scheidung — das ist das Einzige, was übrig bleibt!"

„Und doch, Mylord, ist es immer noch möglich, daß ein Irrthum vorliegt," wendete Amy ein. „Bedenken Sie, daß ich die gnädige Frau nicht aus Herrn Stanhop's Zimmer herauskommen sah."

„Das ist freilich wahr!" rief der Herzog, als wäre ihm diese Thatsache erst jetzt zum ersten Male eingefallen. „Ich will nichts Uebereiltes thun, sondern Alles mit Ruhe und bei kaltem Blute überdenken. Kehren Sie nun in Ihr Zimmer zurück, Amy. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst die strengste Verschwiegenheit über das entsetzliche Ereigniß anzuempfehlen, bis die Geheimhaltung desselben nicht länger möglich ist. Sie sind klug und intelligent. Ah, Sie haben mir Theilnahme gezeigt — und Theilnahme unter solchen Umständen muß belohnt werden. Nehmen Sie diese Börse — und erinnern Sie sich, Amy: kein Wort zu Ihrer Herrin, aus welchem sie errathen könnte, daß Verdacht gegen sie entstanden ist! Und nun gute Nacht!"

„Meinen besten Dank, Mylord," sagte die Zofe, deren Finger sich begierig um die Börse schlossen, als sie das Klingen von Goldstücken vernahm. „Gute Nacht!"

Sie ging nach ihrem Zimmer zurück.

Wenige Minuten später schlich Marchmont die Seitentreppe hinab und suchte Letitia Rodney auf.

Diese war inzwischen, wie verabredet worden, nach dem kleinen Zimmer zurückgekehrt, in welches der Herzog sie bei ihrer Ankunft geführt hatte.

„Alles geht nach Wunsch," sagte Marchmont triumphirend. „Montag Abend müssen Sie die heute gespielte Scene wiederholen. Zwischen acht und neun Uhr werde ich zu Ihnen nach dem Pachthof kommen und Ihnen sagen, welches Kleid Sie anlegen sollen. Und nun leben Sie wohl. Ich sehe, die Sache wird schleuniger zu Ende geführt werden, als ich zu hoffen gewagt hatte, und schon in wenigen Tagen werden Sie nach London zurückkehren können."

Letitia entfernte sich, und der Herzog begab sich, jubelnd über den Fortschritt des niederträchtigen Komplottes gegen seine unschuldige Gattin, in sein Schlafzimmer.

35.

Am Teiche.

Seiner gegen Letitia geäußerten Absicht gemäß, merkte sich der Herzog von Marchmont am Abende des nächsten Montags das Kleid, welches seine Gattin trug, und er freute sich, daß auch von diesem Kleide ein Duplikat in Letitia's Besitz war.

Um neun Uhr des erwähnten Abends verließ Marchmont den Salon, in welchem er mit seiner Gattin und Stanhop die jüngstverflossenen Stunden verlebt hatte, und über heftigen Kopfschmerz klagend, schützte er die Absicht vor, einen Spaziergang durch den Park zu machen.

Als er aus dem Schlosse trat, schlug er den nach dem Pachthause führenden Weg ein und gab, dort angekommen, Letitia die erforderliche Auskunft über das von ihr für heute anzulegende Kleid.

Dann trat er den Rückweg nach Oaklands an.

Das Wetter war heute dunkel und stürmisch. Marchmont zog seinen Mantel fester um sich, da der Wind ihm auf dem Rückweg nach dem Schlosse in's Antlitz wehte.

Als er sich dem Teiche näherte, beschleunigte er seine Schritte — blieb aber plötzlich stehen und prallte so heftig zurück, daß er beinahe hintenüber gefallen wäre. Denn auf derselben Stelle, wo seines ermordeten Oheims Leiche vor so vielen Jahren gefunden worden war, erblickte er nun eine unbeweglich dastehende dunkle Gestalt!

Eine Anwandlung von Schwindel beschlich Marchmont, —

unwillkürlich strich er sich mit der Hand über die Augen und raffte seine ganze Entschlossenheit zusammen, um abermals hinzublicken, — die Gestalt war nun nicht mehr an der Stelle, an welcher er sie zuerst erblickt hatte. Doch glaubte er sie während einer Sekunde weiterhin am Rande des Teiches verweilen und dann in dem tiefen Schatten der Bäume verschwinden zu sehen.

„Es war bloße Einbildung!" sagte sich Marchmont, indem er nun mit einer beinahe übermenschlichen Anstrengung seine Geistesgegenwart wiedererlangte. Nichtsdestoweniger eilte er mit beschleunigten Schritten vorwärts und blickte von Zeit zu Zeit verstohlen über die Schulter zurück. Auch war die von ihm soeben ausgesprochene Ueberzeugung, daß die Erscheinung nur ein Produkt seiner eigenen Einbildung gewesen sei, keineswegs so klar und fest, als er sich zu überreden suchte. In der That fühlte er während eniger Minuten sogar seinen Entschluß in Bezug auf die weitere Durchführung des gegen seine Gattin geschmiedeten verbrecherischen Anschlages einigermaßen erschüttert.

Als er jedoch die unmittelbare Umgebung des Schlosses erreichte, befestigte sich jener Entschluß auf's Neue und sein Muth für das Böse gewann neue Kraft. Der Einfluß des am Teiche stattgefundenen Ereignisses hatte sich nun abgeschwächt und er war wieder fest entschlossen, sich von der Ausführung seines gottlosen Planes durch Nichts abschrecken zu lassen.

„Ja," sagte er sich, „es war nur eine Ausgeburt meiner Phantasie, und ich war ein Thor, mich durch eine abergläubische Idee in meinem Vorhaben auch nur für einen Augenblick erschüttern zu lassen."

Mit dieser Betrachtung trat er in das Schloß.

Um elf Uhr brach Letitia aus dem Pachthause auf und dieses Mal erreichte sie Oaklands, ohne unterwegs irgend Etwas gesehen zu haben, das ihr Schrecken einzuflößen geeignet gewesen wäre. Sie wurde vom Herzoge in derselben Weise eingelassen, wie bei ihrem früheren Besuche. Ein Glas Champagner zu ihrer Erfrischung und Stärkung war ebenfalls zur Hand; Mantel und Hut wurden abgelegt, der Schleier über Kopf und Gesicht geworfen — und Marchmont führte sie nach Herrn Stanhop's Zimmer.

Einige Minuten später klopfte der Herzog an Amy Sutton's Thür und die Zofe — die auf eine derartige Aufforderung an jedem der jüngsten Abende und auch heute vorbereitet gewesen war — trat sogleich heraus. Schweigend folgte sie dem Schloßherrn die Treppe hinunter bis in die Nähe von Stanhop's Zimmer. Beide verbargen sich an einer Stelle, welche für den von ihnen in's Auge gefaßten Zweck als die geeignetste erschien, und blieben während einiger Zeit still und bewegungslos stehen.

Endlich wurde die Thür des bereits erwähnten Zimmers geöffnet und Letitia Rodney trat leise heraus. Sie blieb absichtlich innerhalb des aus dem Zimmer hervordringenden Lichtkreises stehen und schien aufmerksam und ängstlich zu lauschen.

Da in dieser Nacht kein Mond- oder Sternenlicht den Korridor erhellte, so würde es für Amy Sutton unmöglich gewesen sein, die von Letitia getragene Kleidung zu erkennen, wenn nicht die Letztere in der soeben beschriebenen Weise stehen geblieben wäre. Marchmont hatte daher Letitia eingeschärft, die Zimmerthür beim Heraustreten offen zu lassen und mit scheinbarer Aengstlichkeit zu zögern, bevor sie durch den Korridor ging.

Als sie endlich weiter schritt, schloß Stanhop die Thür des Zimmers — und nach einer Minute flüsterte der Herzog der Zofe die Frage zu:

„Was denken Sie nun?"

„Ich kann meinen eigenen Augen den Glauben nicht versagen, Mylord," war Amy's Antwort.

„Ja, ich kann leider nicht mehr zweifeln," versetzte Marchmont. „Gehen Sie nun in Ihr Zimmer zurück und seien Sie verschwiegen, wie bisher. Hier ist ein weiterer Beweis meiner Freigebigkeit."

Amy nahm das ihr zugesteckte Geld ohne Zögern an und begab sich nach ihrem Zimmer, während der Herzog zu Letitia hinabging, welche bald darauf das Schloß verließ.

Die Dunkelheit hatte sich inzwischen vermehrt und der Wind war heftiger geworden.

Als Letitia die Anlagen durchschritten hatte und auf die Landstraße hinaustrat, erzeugten das Heulen des Sturmes und die tiefe Dunkelheit eine bange, abergläubische Furcht in ihrem

Geiste. Ueberdies sagte ihr das Gewissen, daß sie soeben zu einer sehr verbrecherischen Handlung die Hand geboten, denn sie begriff recht wohl, daß der Ruin der unschuldigen Herzogin beabsichtigt wurde. Noch nie in ihrem Leben hatte Letitia über irgend eine ihrer Handlungen so tiefe Reue gefühlt, als sie in diesem Augenblicke empfand, und von ganzem Herzen wünschte sie, daß sie sich bei dem von dem Herzoge geschmiedeten Komplott nicht betheiligt hätte.

Wie froh würde sie gewesen sein, wenn ihr Weg sie nicht an dem Teiche vorübergeführt hätte, oder wenn dieser unheimliche Ort schon hinter ihr läge! Marchmont hatte ihr gesagt, daß sie fortan nicht mehr nöthig haben würde, zur Nachtzeit nach Oaklands zu kommen, und das wenigstens gewährte ihr einigen Trost — aber für jetzt mußte sie noch den Rest des Weges zurücklegen!

Und nun erkannte Letitia an der Krümmung der Landstraße, daß sie sich in der Nähe des ominösen Teiches befand, und bei diesem Gedanken versagten ihr die Glieder beinahe den Dienst, ihre Knie schienen zusammenbrechen zu wollen und ihre Zähne schlugen hörbar gegen einander. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie wild nach allen Richtungen umher, um sich die Ueberzeugung zu verschaffen, daß keine überirdische Gestalt auf dem Schauplatz des vor Jahren geschehenen blutigen Verbrechens zu sehen sei. Die Ereignisse der Nacht, in welcher sie zum ersten Male nach Oaklands gewandert war, tauchten mit nur zu großer Deutlichkeit in Letitia's Erinnerung auf, — jener Nacht, als sie an eben derselben Stelle, welche sie nun erreicht hatte, eine dunkle Gestalt zu erblicken glaubte. Es war ihr in diesem Augenblicke durchaus unmöglich, sich abermals zu überreden, daß jene Gestalt nur in ihrer Phantasie existirt habe; der Anblick derselben hatte alle Schrecknisse der Wirklichkeit in ihrem Geiste zurückgelassen.

Letitia athmete jedoch etwas freier auf, als sie an dem Teiche glücklich vorüber war, und schon begann ihr Muth zurückzukehren, — als sie sich plötzlich der Thatsache bewußt wurde, daß sie nicht allein war und daß Jemand an ihrer Seite einherschritt.

Ein wilder Schrei entfuhr ihren Lippen und als hätte eine Kugel ihr Herz durchbohrt, stürzte sie bewußtlos zur Erde.

Als Letitia Rodney allmälig ihre Besinnung wiedererlangte,

glaubte sie aus einem schrecklichen Traume zu erwachen; doch von lähmendem Schrecken fühlte sie sich ergriffen, als ihre wirkliche Lage ihr wieder klar wurde. Sie befand sich, von den Armen irgend einer Person unterstützt, am Rande des Teiches und jene Person war eben damit beschäftigt, Letitia's Gesicht mit Wasser zu besprengen.

„Sie haben nichts zu fürchten," sagte Derjenige, welcher ihr diesen Beistand leistete, mit leiser, aber tiefer Stimme.

„Wer sind Sie? Um Gotteswillen, sagen Sie mir, wer Sie sind!" rief Letitia, wie eine Rasende emporspringend.

„Ich bin ein menschliches Wesen, wie Sie," war die Antwort, „obgleich ein schlechtes Gewissen Ihnen den Gedanken eingegeben haben mag, daß ich einer anderen Welt angehöre."

„Und was wollen Sie von mir?" fragte Letitia, deren Befürchtungen nun plötzlich eine andere Richtung nahmen und ihr die Besorgniß einflößten, daß sie sich in den Händen eines Straßenräubers oder Mörders befinde.

„Ich wiederhole, daß Sie keine Gewaltthätigkeit zu fürchten haben," antwortete der Fremde, welcher, wie wir gleich jetzt bemerken wollen, kein Anderer als Clemens Redcliff war. „Doch ist es nothwendig, daß wir einige Worte mit einander sprechen."

„Ein Gespräch — hier an dieser Stelle?" rief Letitia bestürzt.

„Ja, hier; denn dies ist ein Ort, wo ein schuldbeladenes Gewissen sich zu fühlbar macht, als daß es das verübte Böse nicht zu sühnen wünschen sollte. Ich brauche mich übrigens nicht zu entschuldigen, daß ich Sie einige Minuten in der kalten Nachtluft aufhalte, denn Sie haben kein Bedenken getragen, dem rauhen Nachtwinde die Stirn zu bieten, um Ihren Pfad des Unheils zu verfolgen."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Letitia mit kaum vernehmbarer Stimme, denn sie begriff sogleich, daß der ihr fremde Mann auf die verbrecherische Rolle hindeutete, zu welcher sie sich hergegeben hatte.

Sie bemühte sich, mit ihren Augen die Dunkelheit zu durchdringen und eine wenn auch nur unbestimmte Idee von den Gesichtszügen des Fremden zu gewinnen, denn seine Stimme schien

ihr nicht ganz unbekannt, obgleich der tiefe, feierliche Klang derselben verschieden war von dem heiteren Tone, den Redcliff anzunehmen sich bemüht hatte, als er Madame Angelique's Haus besuchte. Doch war sein Mantelkragen so hoch über sein Gesicht gezogen, daß Letitia ihren Versuch, seine Züge zu unterscheiden, gänzlich vereitelt sah.

„Sie fragen, was ich meine? Ich will es Ihnen in wenigen Worten erklären," antwortete Redcliff. „Es ist, gleichviel auf welche Weise, zu meiner Kenntniß gelangt, daß Sie sich als Werkzeug für die Ausführung eines niederträchtigen Anschlages gebrauchen lassen. Die Umrisse der abscheulichen Verschwörung sind mir bekannt. In eben diesem Augenblicke tragen Sie unter Ihrem Mantel ein Kleid, das eine genaue Nachahmung eines anderen ist, welches der Herzogin von Marchmont gehört. Sonnabend Abend waren Sie zum ersten Male in Oaklands. Ich ging Ihnen nach, beobachtete Sie und dies habe ich auch heute gethan —"

„Ha!" rief Letitia, als Redcliff's Worte ihr das Räthsel der auf der ersten Wanderung nach Oaklands von ihr erblickten Gestalt erklärten, in der sie nun zu ihrer großen Beruhigung ein menschliches Wesen erkannte. „Um des Himmelswillen, sagen Sie mir, mein Herr, wer Sie sind und welche Absichten Sie gegen mich haben. O, liefern Sie mich nicht in die Hände der Justizbehörde, — richten Sie mich nicht zu Grunde! Ich bin zu der von mir gespielten Rolle verleitet worden!"

Und das elende Geschöpf rang verzweifelnd und flehend die Hände.

„Daß Sie von Anderen verleitet worden sind, glaube ich Ihnen," antwortete Redcliff, „und wenn Sie meine Vorschriften pünktlich befolgen, verspreche ich Ihnen, Sie nicht der Behörde zur Bestrafung zu überliefern."

„O, ich danke Ihnen für diese Versicherung!" rief Letitia, unendlich erleichtert. „Aber was ist es, das Sie mir aufzutragen haben?"

„Zunächst sagen Sie mir Alles, was Sie in jenem Schlosse gethan haben; hüten Sie sich jedoch, mich täuschen oder mir Etwas verschweigen zu wollen. Ein solcher Versuch würde vergeblich sein, denn ich weiß zu viel, als daß ich nicht sofort zu er-

kennen im Stande wäre, ob das, was Sie mir erzählen, mit dem, was ich bereits weiß, zusammenpaßt."

„O, glauben Sie mir, mein Herr, ich will Ihnen die volle Wahrheit sagen," versetzte Letitia. „Aber Sie versprechen mir auch —"

„Ich bin nicht der Mann, der ein gegebenes Versprechen bricht," erwiederte Redcliff. „Nun aber sprechen Sie."

Eingeschüchtert, aber durch den ernsten Ton der Zusage auch zugleich beruhigt, legte Letitia Rodney ein volles und umständliches Bekenntniß ab über Alles, was sie auf das Anstiften Marchmont's gethan hatte. Die Einzelnheiten dessen, was sie mitzutheilen wußte, sind unseren Lesern bereits bekannt. Sie schloß mit einer an Redcliff gerichteten dringenden Bitte, daß der Letztere sie soweit als möglich gegen Bloßstellung sichern und sie auch vor der Rache des Herzogs von Marchmont schützen möchte.

„Was den Zorn des Herzogs betrifft, so können Sie demselben Trotz bieten," erwiederte Herr Redcliff, „und daß Sie von mir nichts zu besorgen brauchen, habe ich bereits mehrfach versprochen. Ich will Sie nun bis zu dem Pachthause begleiten, in welchem Sie sich aufhalten, und Sie werden mir die Kleider ausliefern, welche von London hergeschickt worden sind, um dem niederträchtigsten Zwecke zu dienen. Morgen zu einer frühen Stunde müssen Sie diese Gegend verlassen, und wenn die Ereignisse dieser Nacht einen heilsamen Eindruck auf Sie gemacht haben, so würde ich Ihnen dringend rathen, zu jener vergoldeten Höhle der Schmach, in der Sie seit einiger Zeit gelebt haben, nicht mehr zurückzukehren, sondern fortan einen moralischen Lebenswandel zu führen. Eine Bedingung muß ich Ihnen noch auferlegen: Sie dürfen den Frauen im Pachthause kein Wort von dem sagen, was zwischen Ihnen und mir geschehen ist, und ihnen keine Erklärung über den Beweggrund geben, der Sie zur Auslieferung der Kleider an mich veranlaßt. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß Sie mit dem Herzoge von Marchmont auch nicht einmal in brieflichen Verkehr treten dürfen, denn Sie werden nicht so wahnwitzig handeln, sich von selbst seiner rachsüchtigen Wuth auszusetzen."

Während Redcliff dies sagte, hatte er Letitia aus der Nachbarschaft des Teiches hinweggeführt und sie verfolgten den Rest

des Weges nach dem Gehöfte in tiefem Schweigen. Als sie vor dem Hause anlangten, sagte Herr Redcliff:

„Legen Sie nun die Kleider zu einem möglichst kleinen Packet zusammen, denn ich wünsche nicht die Kiste mitzunehmen. Ich will mittlerweile hier draußen warten. Beeilen Sie sich — bringen Sie selbst mir das Packet heraus und sehen Sie darauf, daß kein einziger Gegenstand zurückbleibt, der sich ursprünglich in der Kiste befunden hat. Ueberhaupt aber hüten Sie sich vor jedem Versuche, mich zu täuschen, denn mein Ihnen gegebenes Versprechen der Straflosigkeit gilt nur unter der Voraussetzung, daß Sie meinen Weisungen gewissenhaft und vollständig nachkommen."

Letitia versprach, Herrn Redcliff's Bedingungen gewissenhaft zu erfüllen und er blieb im Freien zurück, während sie in das Haus ging.

Nach einer Viertelstunde kam sie wieder heraus und übergab ihm ein Packet. Auf's Neue bemühte sie sich, einen Anblick seiner Gesichtszüge zu erhaschen; doch war er in dieser Beziehung auf seiner Hut, da er von ihr nicht erkannt zu werden wünschte. Dessenungeachtet konnte Letitia sich des Gedankens nicht erwehren, daß Sie seine Stimme schon anderswo gehört habe, obgleich sie sich nicht zu erinnern vermochte, wo dies wohl der Fall gewesen war.

„Und nun leben Sie wohl," sagte Redcliff; „ich will mich der Hoffnung hingeben, daß die heutigen Ereignisse und die Milde, die ich Ihnen, Letitia Rodney, angedeihen lasse, Sie auf bessere Pfade führen mögen."

Mit diesen Worten eilte Redcliff hinweg und war nach wenigen Sekunden den Augen der ihm nachblickenden Letitia in der Dunkelheit entschwunden.

Verstört durch Alles, was geschehen war, kehrte sie in das Haus zurück.

Am nächsten Morgen um neun Uhr wurde ein am Gehöft vorüberfahrender Frachtfuhrmann von Phöbe Norwood angehalten und Letitia Rodney nahm in seinem Wagen einen Platz und fuhr mit demselben nach der nächsten Stadt, von wo eine regelmäßige Diligence-Verbindung nach London stattfand.

Ob Letitia die Absicht hegte, Herrn Redcliff's Rath zu be-

folgen und eine neue Laufbahn zu betreten, oder ob sie vielmehr zu Madame Angelique zurückzukehren gedachte, wird aus dem weiteren Verlaufe dieser Erzählung erhellen.

36.

Die Krisis.

Zu einer noch früheren Stunde, als derjenigen, in welcher Letitia aus dem Pachthause abreiste, wurde an demselben Morgen ein Billet an Christian Aschton in Oaklands eingehändigt. Der Ueberbringer war seinem Aussehen nach ein Tagelöhner; er entfernte sich sogleich, ohne auf eine Antwort zu warten.

Das Billet war von Herrn Redcliff, der Christian aufforderte, so bald als möglich zu ihm zu kommen.

Bald nach zehn Uhr an dem nämlichen Vormittage befahl Herr Wilson Stanhop plötzlich seinem Kammerdiener, seinen Koffer zu packen und ihm mit demselben in dem ersten Fuhrwerke, das er sich verschaffen könne, nachzufolgen.

Nachdem er diese Instruktionen ertheilt hatte, verließ Stanhop zu Fuße das Schloß. Er schien sehr aufgeregt zu sein, und der Kammerdiener wußte, daß der Befehl nach einer kurzen Unterredung zwischen seinem Herrn und dem Herzoge von Marchmont gegeben wurde. Auch die in der Vorhalle befindlichen Diener bemerkten das verstörte Aussehen des Herrn Stanhop, als er das Schloß verließ und dem ihm zunächststehenden Lakaien eine Banknote hinwarf, mit der Weisung, den Betrag derselben an die Dienerschaft zu vertheilen.

So wurde es alsbald im ganzen Schlosse bekannt, daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen war, obgleich die einzige Person unter den Domestiken, die etwas Näheres über die Sache wußte, Amy Sutton war. Sie begriff natürlich, daß die Krisis nun

heranrückte und daß das über dem Haupte ihrer Herrin schwebende Ungewitter loszubrechen im Begriffe war. An der Schuld der Herzogin konnte sie nicht im Geringsten zweifeln, denn nach Allem, was sie mit eigenen Augen gesehen hatte, war ein derartiger Zweifel in der That unmöglich.

In dem Augenblicke, in welchem Stanhop in der bereits erzählten Weise das Schloß verließ, saß die Nichts ahnende Herzogin von Marchmont, mit einem Buche beschäftigt, in dem an ihr Schlafgemach stoßenden Boudoir, als plötzlich der Herzog eintrat. Aus seinem Benehmen schloß sie sogleich, daß etwas Ungewöhnliches geschehen sein müsse.

Auf seinem Gesichte lag ein Ausdruck verbissener Wuth — ein Ausdruck, der, wie wir wohl nicht erst erwähnen dürfen, eine bloße Maske war — und auf sie zugehend, blieb er dicht vor ihr stehen und zischte ihr die Worte zu:

„Sie sind mir treulos, Madame!"

„Barmherziger Himmel! Welch' ein entsetzlicher Irrthum ist dies!" rief die erschreckte Herzogin, und Leichenblässe überzog ihr Antlitz.

„Ich wiederhole, Madame, daß Sie Ihre Pflichten als Gattin verletzt haben," fuhr der Herzog in strengem Tone und mit finsterer Miene fort. „Sie haben mich entehrt!"

Das Gesicht der Herzogin röthete sich vor Unwillen, während alle ihre Glieder heftig zitterten.

„Nein Mylord!" rief sie empört. „Noch nie ist eine schändlichere und unbegründetere Beschuldigung erhoben worden!"

„Das ist die Sprache jeder Frau, welche bei einem solchen Vergehen ertappt wird," erwiederte Marchmont. „Hier Madame, ist **ein** Beweis, und ich habe außerdem noch andere."

„O, das ist wirklich zu arg!" versetzte Lavinia unter hervorstürzenden Thränen, während ihre Brust heftig auf und nieder wogte.

„Hier ist ein Beweis, sage ich!" donnerte der Herzog, einen Brief entfaltend und ihn offen seiner Gattin vor die Augen haltend.

„Was dieser Brief enthalten mag, weiß ich nicht," rief Lavinia. „Aber," fügte sie, die gefalteten Hände emporhebend, hinzu, „der Himmel ist mein Zeuge, daß ich unschuldig bin!"

„Unschuldig?" entgegnete Marchmont in einem Tone und mit einem Blicke schäumender Wuth. „Wie, angesichts eines so niederschmetternden Beweises, wie dieser Brief ihn enthält, wagen Sie sich unschuldig zu nennen? Außerdem aber, Madame, hat Ihr — Ihr Liebhaber Alles eingestanden. Dieser nur für Ihr Auge bestimmte Brief des Schurken, der mich entehrt hat, ist ihm zufällig aus der Tasche gefallen."

„Hugo," rief die Herzogin, außer sich vor Entrüstung und Verzweiflung, „es ist ein schrecklicher Irrthum. Gott weiß es, daß ich Sie nie, sei es durch ein Wort oder einen Gedanken, entehrt habe!"

„Sie erdreisten sich wirklich, bei diesem frechen Leugnen zu beharren?" rief Marchmont. „Wie, Weib, — hier ist der Brief, in welchem Ihr Buhle Sie in Worten der Liebe anredet — von den Gunstbezeugungen spricht, die Sie ihm gespendet haben, und um deren Erneuerung bittet."

„Das ist wahrhaft entsetzlich, Hugo," murmelte die unglückliche Herzogin, in das Sopha sinkend, indem sie auf's Neue in heftiges, krampfhaftes Weinen ausbrach.

„O, es sind noch weitere Beweise Ihrer Schuld vorhanden," fuhr der Herzog fort. „Schon seit Sonnabend Abend ist Ihre Untreue mir bekannt. Doch habe ich mich zur Verstellung gezwungen und Alles aufgeboten, gegen meine eigene schreckliche Ueberzeugung anzukämpfen und auf weitere Beweise zu warten. Und hier — hier sind sie — in diesem nichtswürdigen Briefe!"

Und den Brief in einer Hand haltend, schlug Marchmont mit der andern wüthend auf das Papier. In der That hatte er im Verlaufe dieses Auftritts — obgleich, wie dem Leser genügend bekannt ist, nicht die geringste wirkliche Ursache zu dem gegenwärtigen Verfahren vorhanden war — sich zur bittersten Wuth aufgestachelt. Doch fühlte er sich während einiger Augenblicke betroffen, als die Herzogin plötzlich ruhig wurde und mit einer Entschlossenheit, welche sie selbst überraschte, vor ihren Gatten hintrat.

„Ich kann Ihnen ohne Erröthen in's Auge blicken, Hugo," sagte sie. „Dies ist eine Angelegenheit, die nicht inmitten zorniger

Aufregung erledigt werden darf. Ich wünsche und verlange vielmehr die gründlichste Untersuchung der Sache. In meinem ganzen Lebenslaufe ist nicht ein einziger Umstand vorgekommen, der eine so schnöde Verleumdung rechtfertigen könnte. Zu einer solchen Beschuldigung, wie die gegen mich vorgebrachte, habe ich nie — selbst nicht durch ein leichtfertiges Wort — den geringsten Vorwand geboten."

„Aber dieser Brief?" entgegnete der Herzog.

„Es ist möglich, daß ein an mich adressirter Brief gefunden sein mag," sagte Lavinia, „und daß das Schreiben mich aller möglichen Schändlichkeiten beschuldigt; doch vermag ein derartiger Brief Nichts gegen mich zu beweisen."

„Aber ich sage Ihnen, daß noch andere Beweise existiren," rief der Herzog mit wachsender Heftigkeit, indem er ungestüm an der Klingelschnur zog.

Die Herzogin ließ sich nieder, und da sie sich nun mit ruhiger Würde gewappnet hatte und überdies durch das Bewußtsein ihrer vollen Unschuld unterstützt wurde, so blickte sie der weiteren Entwicklung des Auftritts mit um so größerer Ruhe und Zuversicht entgegen, als sie weit entfernt war von der Vermuthung, daß die gegen sie erhobene Beschuldigung auf einem von ihrem Gatten gegen sie geschmiedeten Komplott beruhte und dieser auf ihr Verderben hinarbeitete.

Da die von Marchmont in Bewegung gesetzte Klingel zu einem der Privatgemächer der Herzogin gehörte, so war es selbstverständlich, daß eine ihrer Zofen in Folge des Klingelns erschien, und es war Amy Sutton, welche nach wenigen Sekunden in das Zimmer trat.

„Ah, es ist mir lieb, daß gerade Sie hereingekommen sind; Sie waren es, die ich hier zu sprechen wünschte," sagte der Herzog zu Amy.

Ueberrascht und gespannt blickte die Herzogin auf ihre Dienerin, die ihrerseits über die Ruhe und Gelassenheit der Herzogin erstaunt war.

„Amy Sutton," fuhr Marchmont fort, der es nun für angemessen hielt, einen feierlichen und gedämpften Ton anzunehmen,

„ich weiß, daß es für Sie eine peinliche und unangenehme Aufgabe sein wird, aber —"

„Amy," unterbrach ihn die Herzogin, indem sie vor ihre Zofe trat und prüfend in ihr Gesicht blickte, „wenn Du irgend eine Beschuldigung gegen mich vorzubringen hast, so sprich sie nur ohne Umschweife aus — es bedarf durchaus keiner Einleitung. Weißt Du etwas Nachtheiliges über mich? Hast Du jemals —"

„Es würde mir allerdings viel lieber gewesen sein, wenn man mich nicht aufgefordert hätte, eine Aussage zu machen," sagte das Mädchen verlegen.

„Ah, Du scheinst also Etwas auf dem Herzen zu haben," rief die Herzogin. „Heraus damit! Was weißt Du? Zögere nicht — sprich, ich befehle es Dir!"

„Würde es nicht besser sein," fragte Amy, den verlegenen Blick von ihrer Herrin zum Herzoge und von diesem wieder zurück zu ihrer Dame wendend, „würde es nicht besser sein, wenn Ew. Gnaden Seine Lordschaft um Schonung bitten wollten —"

„Amy, Du beschimpfst mich!" rief Lavinia mit der ganzen Würde gekränkter Unschuld. „Es liegt hier offenbar ein schreckliches Mißverständniß vor. Sage ohne weitere Umschweife, was Du weißt oder glaubst, und ich will dann den Irrthum aufklären."

„Ach, gnädige Frau," antwortete das Mädchen, erstaunt über die ruhige Zuversicht der Herzogin, obgleich sie diese Zuversicht nur für das Resultat dreister Verstellung hielt, „der Schein ist so sehr gegen Ew. Gnaden, daß —"

„Und dieser Schein?" fiel die Herzogin ihr gebieterisch und ungestüm in's Wort.

„Sprechen Sie, Amy," sagte Marchmont.

„Wenn ich denn sprechen muß," nahm die Zofe auf's Neue das Wort, „so ist es meine peinliche Pflicht, zu erklären, daß ich Sie, gnädige Frau, aus Herrn Stanhop's Zimmer kommen sah —"

„Was?" rief die Herzogin, deren Gesicht nun vor Zorn und Entrüstung zu glühen begann, „das wagst Du von mir zu sagen, Amy? Du wärest fähig, eine so gottlose Verleumdung über Deine

Lippen zu bringen? Es ist falsch, so falsch, wie die schändlichste Unwahrheit es nur sein kann!"

„Es ist wahr!" donnerte der Herzog, „denn ich selbst sah Sie mit eigenen Augen in demselben Moment, in welchem Amy Sie aus Stanhop's Zimmer kommen sah."

„Es ist falsch!" rief eine andere Stimme, bevor die Herzogin, von Erstaunen und Bestürzung ergriffen, Zeit und Besinnung zu einer Entgegnung fand.

Gleichzeitig öffnete sich die Thür und eine andere Person erschien auf dem Schauplatze.

Es war Christian Aschton.

Der schuldbewußte Marchmont gerieth während einiger Augenblicke in Bestürzung über das unerwartete Erscheinen seines Sekretärs und durch den kühnen Widerspruch, den der junge Mann gegen die der Herzogin entgegengeschleuderte Anklage erhoben hatte. Doch erlangte er schnell seine Geistesgegenwart wieder, und nun fragte er sich, auf welche Weise sein Sekretär dazu kommen könne, sich zum Vertheidiger der Herzogin aufzuwerfen. Das Einzige, was Christian überhaupt, wie der Herzog glaubte, mit der ganzen Angelegenheit in Verbindung gebracht hatte, war die Kiste — und wie konnte Christian entdeckt haben, was jene Kiste enthielt und welchem Zwecke die darin verpackten Kleider dienen sollten?

„Entfernen Sie sich!" rief der Herzog mit Flammen sprühenden Augen dem jungen Manne zu. „Wie dürfen Sie sich unterfangen, sich hier einzudrängen?"

„Ich habe eine Pflicht zu erfüllen," erwiederte Christian, indem er weiter in das Zimmer hineintrat, — und nun erst bemerkte Marchmont, daß sein Sekretär ein großes Packet in der Hand hatte.

Die Unruhe des Herzogs wuchs, als er die entschlossene und feste Haltung und Miene des sonst so sanften jungen Mannes gewahrte; tausend unbestimmte Besorgnisse beschlichen ihn; — das mühsam errichtete Gebäude seines schmachvollen Komplotts schien auf dem Punkte, plötzlich über ihn zusammenzustürzen.

Die Herzogin fühlte sich von neuer Hoffnung durchzuckt, und Amy Sutton war erstaunt und überrascht, als sie wahrnahm, daß

die peinliche Angelegenheit eine für ihre Herrin unerwartet günstige Wendung zu nehmen versprach.

„Ich wiederhole," sagte Christian, ohne sich durch die finsteren und drohenden Blicke seines herzoglichen Prinzipals einschüchtern zu lassen, „ich wiederhole, daß die gegen die gnädige Frau erhobene Beschuldigung falsch ist, — falsch wie das Herz Desjenigen, der sie ersonnen hat."

„O ja, falsch ist sie!" rief die Herzogin; „der Himmel weiß es, daß ich unschuldig bin! Aber beschuldigen Sie nicht meinen Gemahl, Herr Aschton; er selbst muß durch Umstände irregeführt und getäuscht worden sein."

„Ich wünschte, daß ich im Stande wäre, Ew. Gnaden gute Meinung zu bestätigen," versetzte Christian, „doch steht das leider nicht in meiner Macht. Mylord, es ist Alles entdeckt und soll ohne Zögern der Welt verkündet werden, wenn Sie eine solche Bloßstellung provociren. Gestatten Sie mir, Ihnen einige Worte zuzuflüstern."

„Das ist zu unverschämt!" rief der Herzog, fast rasend vor Wuth, ohne sich zu einem bestimmten Verfahren entschließen zu können.

„O, Herr Aschton, was haben Sie gesagt!" rief die Herzogin, deren Kummer nun eine neue Richtung erhielt. „Es ist unmöglich, daß Se. Durchlaucht mich absichtlich und wider besseres Wissen sollte beschuldigt haben. — Nein, nein, Sie thun meinem Gemahl Unrecht!"

„Ich sehe mich nun in die Nothwendigkeit versetzt, Alles, was ich weiß, offen auszusprechen," sagte Christian mit derselben Entschlossenheit, die er während des ganzen Auftritts entfaltet hatte. „Mylord, Letitia Rodney hat Alles bekannt, und hier sind Beweise —"

„Genug!" rief Marchmont, indem er herbeistürzte, um sich des Packets zu bemächtigen, dessen Umhüllung Christian bereits aufgerissen hatte.

„Gerechter Himmel!" rief die Herzogin. „Meine eigenen Roben!"

„Ha!" sagte Amy Sutton, deren Erstaunen mit jedem Augenblicke wuchs.

„Nein," versetzte Christian, „dies sind nicht Ew. Gnaden Kleider, sondern nachgemachte Seitenstücke zu denselben — Duplikate, deren Zweck Se. Lordschaft nur zu gut kennt."

Amy Sutton eilte aus dem Zimmer und vergaß in ihrer Aufregung, die Thür hinter sich zu schließen.

Der Herzog ergriff Christian beim Arme, indem er ihm mit heiserer Stimme zuflüsterte:

„Kein Wort weiter, ich beschwöre Sie!"

Dann fügte er sogleich laut hinzu:

„Die ganze Sache erscheint mir räthselhaft; doch soll sie gründlich untersucht werden. Natürlich gestehe ich ohne Zögern zu —"

„Was Ew. Lordschaft nicht leugnen können und was Sie nie hätten anfechten sollen: die vollständige Schuldlosigkeit der gnädigen Frau!" ergänzte Christian.

„Ja," rief Amy Sutton, die nun in einer Aufregung, welche sie noch nie gezeigt hatte, in das Zimmer stürzte, „Ihre Kleider, gnädige Frau, befinden sich in Ihrem eigenen Toilettenzimmer und diese hier sind so genaue Nachahmungen, daß sie von den anderen gar nicht zu unterscheiden sind."

„Nun hören Sie mich," sagte Marchmont, dessen Gesicht sich mit Leichenblässe bedeckt hatte, mit einer seine Kräfte fast übersteigenden Anstrengung, gesammelt und ruhig zu sprechen, „ich erkläre feierlich in Ihrem Beisein, Christian Aschton, und auch vor Ihnen, Amy Sutton, daß ich die Unschuld meiner Gemahlin unumwunden anerkenne. Genügt das? Aus tausend Gründen darf diese Angelegenheit nicht in die Oeffentlichkeit dringen."

„Die gnädige Frau hat darüber zu entscheiden," bemerkte Christian.

Die unglückliche Herzogin konnte nicht länger ihre Augen gegen die Thatsache verschließen, daß ihr eigener Gatte sie zum Opfer einer von ihm angezettelten niederträchtigen Verschwörung ausersehen hatte. Dennoch war es ihr Wunsch, mit rücksichtsvoller Schonung gegen ihn zu verfahren, und ohne Zögern sagte sie bittend zu Christian:

„Nein, nein, Herr Aschton, treiben wir die Sache nicht weiter!"

„Aber auch ich habe ein Wort mitzusprechen," rief Amy Sutton mit der ihrem Charakter eigenen Entschlossenheit. „Von meinem Rufe hängt mein Lebensunterhalt ab," fuhr sie fort, den Herzog anredend, „und es darf von mir nicht geglaubt werden, daß ich wissentlich eine falsche Aussage gegen die gnädige Frau gemacht habe."

„Ich weiß genug von den näheren Umständen," bemerkte Christian, sich in's Mittel werfend, „um versichern zu können, daß Sie sich getäuscht und bei besonderen Veranlassungen eine andere Person für die Frau Herzogin gehalten haben."

„O, genug davon!" rief die arme Lavinia, vor dem schuldbewußten Aussehen ihres Gatten zurückschaudernd.

„Ha, jetzt erinnere ich mich des Schleiers, mit welchem das Gesicht der Person verhüllt war, die Ew. Lordschaft mir zeigten," rief plötzlich Amy Sutton. „O, Mylord, es war abscheulich von Ihnen!"

„Um meinetwillen vermeiden Sie jede Bloßstellung," bat die Herzogin, sich zu Christian und Amy wendend. „Ihnen, Herr Aschton, danke ich für Ihre gütige Dazwischenkunft; ich werde Ihr edles Benehmen nie vergessen. Was Dich betrifft, Amy, so spreche ich Dich bereitwillig frei von jeder schlimmen Absicht gegen mich. Aber ich bitte und beschwöre Sie Beide, diese peinliche Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen. — Mein Gemahl wird mich künftighin freundlicher und mit Güte behandeln, — ich vergebe ihm — von ganzem Herzen vergebe ich ihm. — Nicht wahr, Hugo, Sie werden fortan —"

Anstatt den Satz laut, wie sie ihn begonnen, zu vollenden, zog sie den Herzog seitwärts und flüsterte ihm den Rest der Bitte zu, daß er sie künftig durch ein freundlicheres Benehmen, als bisher, für die unglückliche Vergangenheit entschädigen möchte.

„Es wird in der That rathsam sein, diese Angelegenheit nicht bekannt werden zu lassen," sagte Christian mittlerweile leise zu Amy. „Um der Herzogin willen rathe ich Verschwiegenheit an. Wenn eine Bloßstellung des Herzogs stattfindet, so wird die Scheidung zwischen ihm und seiner Gemahlin unvermeidlich und unter solchen Umständen ist es immer die unglückliche Frau, auf welche der Tadel fällt."

„Nun, meinestheils wünsche ich durchaus nicht, zu einer solchen Bloßstellung beizutragen, und da die gnädige Frau mich von jeder bösen Absicht freigesprochen hat und mein guter Ruf sichergestellt ist, so werde ich schweigen."

Kaum hatte Amy dies erklärt, so sagte Marchmont in überaus kurzem und schroffem Tone zu Christian:

„Kommen Sie mit mir."

„Ja, gehen Sie mit Sr. Lordschaft," rief die Herzogin. „Zuvor empfangen Sie jedoch nochmals meinen herzlichen Dank!"

Und sie reichte dem jungen Manne freundlich die Hand.

Dieser folgte dann dem Herzog aus dem Zimmer.

Marchmont führte ihn in sein Arbeitskabinet, und kaum hatten sie dasselbe betreten, so fragte der Herzog:

„Wie ist Alles entdeckt worden? Hat Madame Angelique Ihnen etwa die Sache verrathen, als Sie die Kiste von ihr abholten?"

„Mylord, es ist nutzlos, mich zu befragen," antwortete der Sekretär, „denn ich bin entschlossen, keine Erklärungen zu geben. Für Ew. Lordschaft genügt es, unverkennbare Beweise erhalten zu haben, daß mir Alles vollständig bekannt ist. Und nun —"

„Nur ein Wort!" unterbrach ihn der bestürzte Herzog. „Dieser Zustand der Ungewißheit ist mir unerträglich. War es Stanhop selbst, der —"

„Nein, Mylord; so viel will ich Ihnen sagen, daß der Schurke Stanhop das Schloß verließ, ohne von dem, was geschehen würde, die leiseste Ahnung zu haben. Mehr als dies werden Sie von mir jedoch nicht erfahren. Ich bin nun im Begriff, meine Stellung bei Ihnen aufzugeben, und erwarte von Ew. Lordschaft eine Bescheinigung über treue Pflichterfüllung während meiner Dienstzeit."

Die letzten Worte Christian's wurden von Marchmont überhört. Der Letztere schritt in großer Aufregung auf und nieder; das Geheimniß, welches die Handlungsweise seines Sekretärs umhüllte, beunruhigte sein schuldbewußtes Gemüth, und vergebens quälte er sich mit der Frage, durch welche seiner Helfershelfer das Komplott verrathen worden sei. War es möglich, daß Letitia Rodney zur Verrätherin an ihm geworden und daß sie sich

durch Gewalt oder Ueberredung zur Auslieferung der Kleider hatte bewegen lassen?

„Mylord," sagte Christian, „unter den obwaltenden Umständen kann ich keine Stunde länger in Ew. Lordschaft Dienst bleiben. Da ich mich jedoch nicht der Möglichkeit aussetzen will, daß Sie nachträglich hinter meinem Rücken ungünstig von mir sprechen, so wiederhole ich meine Bitte um eine Bescheinigung meiner guten Aufführung."

„Ah, Sie verlangen eine Bescheinigung Ihrer guten Aufführung? —"

Und während einiger Augenblicke war Marchmont geneigt, das Gesuch mit Verachtung zu behandeln. Er besann sich jedoch anders, denn er fühlte nur zu gut, wie sein eigner Ruf so vollständig in Christian's Macht war, daß er diesen nicht zu seinem erklärten und offenen Feinde machen dürfe.

Sich vor Wuth und Haß auf die Unterlippe beißend, setzte sich Marchmont an seinen Schreibtisch und schrieb einige Zeilen, in welchen er die Pflichttreue und Moralität des jungen Mannes bescheinigte. Es kostete ihm peinliche Anstrengung, diese an und für sich so unbedeutende Arbeit zu beenden, und als er seinen Namen darunter gesetzt hatte, warf er das Papier mit einer an Brutalität grenzenden Unfreundlichkeit vor seinen bisherigen Sekretär hin.

Mit einer ruhigen Würde, die gegen die kleinliche und schlecht verhehlte Bosheit des großen und einflußreichen Aristokraten einen seltsamen Kontrast bildete, nahm Christian das Zeugniß von dem Tische, und nachdem er es aufmerksam gelesen, faltete er es gelassen zusammen und steckte es in die Tasche.

Schon war er im Begriff, sich mit einer kalten Verbeugung zu entfernen, als Marchmont ihm zurief:

„Ah, eben fällt mir ein, daß Sie eine Kleinigkeit an Salair zu fordern haben für die kurze Zeit, während welcher Sie in meinem Dienste gewesen sind."

Da er jedoch diese Worte in einem wegwerfenden und höhnischen Tone sprach, den seine Wuth gegen Christian ihm nicht zu unterdrücken gestattete, so wartete der Letztere nicht, um noch mehr zu hören, sondern verließ ohne Weiteres das Kabinet.

Nachdem er in seinem Zimmer seine wenigen Effekten zusammengepackt, eilte er zu dem Schloßverwalter, um sich von diesem zu verabschieden.

„Wie, Sie verlassen uns, Herr Aschton?" sagte Purvis, erstaunt über die Mittheilung. „Ich will hoffen, daß nichts Unangenehmes vorgefallen ist."

„Sie mögen selbst beurtheilen," antwortete Christian, „ob ich in Folge irgend eines Fehltritts entlassen bin."

Und er überreichte ihm das Zeugniß.

Purvis las dasselbe, und als er es dem jungen Manne zurückgab, sagte er:

„Nun, Herr Aschton, obgleich es mir aufrichtig leid thut, daß Sie fortgehen, freut es mich andererseits, daß es nicht unter Umständen geschieht, die Ihre künftigen Aussichten benachtheiligen können. Leben Sie wohl; meine besten Wünsche begleiten Sie! Ich hatte allerdings gehofft, daß wir noch manchen angenehmen Spaziergang zusammen machen würden; aber es scheint anders bestimmt. Gott mit Ihnen!"

Der alte Mann schüttelte Christian mit Wärme die Hand, und der Letztere wollte sich eben aus dem Schlosse entfernen, als er von Amy Sutton angeredet wurde.

„Sie gehen?" fragte sie ihn.

„Ja."

„Ah, die gnädige Frau vermuthete, daß es so sein würde," bemerkte Amy. „Aber es geschieht doch Ihrerseits aus freiem Antrieb?"

„Gewiß. Nach dem, was vorgefallen ist, kann ich natürlich nicht im Dienste des Herzogs bleiben."

„Die Frau Herzogin hat mir aufgetragen, Ihnen dies zu geben," sagte Amy. „Sie hofft, daß Sie sich nicht weigern werden, es als ein Zeichen ihrer Dankbarkeit anzunehmen."

Und sie legte eine mit Goldstücken gefüllte Börse in Christian's Hand.

„O nein, nein!" rief dieser, „ein solcher Dienst, wie ich ihn der Frau Herzogin zu leisten im Stande war, wird durch das Gefühl der Dankbarkeit, das er hervorgerufen, genügend belohnt und ist mit Gold nicht zu bezahlen. Drücken Sie der gnädigen

Frau meinen aufrichtigen Dank aus, und gebe der Himmel, daß sie fortan glücklich sei! Leben Sie wohl, Amy!"

So sprechend, gab Christian die Börse zurück und eilte aus dem Schlosse, nachdem er einem der Diener mitgetheilt hatte, daß er im Laufe des Tages nach seinem Koffer senden werde.

37.

Neue Verhältnisse.

Christian begab sich geradeswegs nach dem einsam gelegenen Häuschen, in welchem Herr Redcliff für den Augenblick seinen Wohnsitz genommen hatte und wo er diesen Herrn, seiner Ankunft harrend, fand. Er theilte ihm Alles mit, was auf dem Schlosse geschehen war.

„Sie haben ganz nach meinen Weisungen gehandelt," bemerkte Redcliff, als Christian seinen Bericht beendet hatte, „und Ihr ganzes Benehmen in der Sache verdient das höchste Lob. Sie haben Ihre Anstellung verloren und eine andere muß Ihnen verschafft werden. Gern würde ich Sie von nun an gänzlich zu mir nehmen, mein lieber junger Freund; doch es liegen mehrere Gründe vor, die mich zwingen, mir dieses Vergnügen zu versagen, und diese Gründe will ich Ihnen offen mittheilen. Zunächst habe ich keine Beschäftigung für Sie — und Unthätigkeit ist für einen Jüngling, selbst mit Ihren vortrefflichen Grundsätzen, unvortheilhaft, ja sogar geradezu gefährlich. Außerdem würden Sie selbst, wie ich weiß, es unendlich vorziehen, Ihren Unterhalt durch eigene Anstrengung zu erwerben, anstatt von den Mitteln eines Anderen zu leben. Zweitens bin ich selbst kein passender Gesellschafter für einen jungen Mann, wie Sie. Ich bin ein vereinsamter, unglücklicher Mensch mit excentrischen Gewohnheiten, — es giebt Zeiten, wo ich an so bittere Kränkungen zurückdenke, daß — aber ich

will Sie nicht mit Anspielungen auf diese Dinge behelligen; genug, wenn ich sage, daß ich gewisse Ziele erreichen muß, und daß die für diesen Zweck nothwendigen Schritte mir nicht gestatten, meine Handlungen nach eigenem Gutdünken und Ermessen einzurichten. Gehen Sie nun nach London zurück und miethen Sie sich eine anständige Wohnung, bis Sie eine neue Anstellung erlangen. Hier ist eine Geldsumme für Ihre augenblicklichen Bedürfnisse; ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß meine Kasse und meine Rathschläge stets zu Ihrer Verfügung sein werden und daß ich nie aufhören werde, Ihr aufrichtiger Freund zu sein. Verfehlen Sie nicht, mich stets von Ihrem Aufenthaltsort und jeder Veränderung desselben unterrichtet zu halten."

Bei diesen Worten übergab Herr Redcliff dem jungen Manne eine Banknote von funfzig Pfund, und Christian nahm dankbar Abschied von seinem väterlichen Freunde.

Noch an demselben Tage reiste er nach London zurück.

Bei seiner Ankunft in der Hauptstadt ließ er sein Gepäck im Diligence-Bureau zurück und begab sich zu seiner Schwester. Er erzählte ihr die in Oaklands stattgefundenen Ereignisse, schärfte ihr jedoch ein, von Allem, was er ihr über den Herzog von Marchmont gesagt, der Lady Octavian Meredith kein Wort mitzutheilen. Nach einigen unter angenehmen Gedankenaustausch verlebten Stunden verließ Christian seine Schwester.

Es war nun spät am Abende und Christian beschloß, in einem Hotel zu schlafen und am nächsten Morgen eine passende Wohnung zu suchen.

Dieser Absicht gemäß ging der junge Mann am folgenden Morgen nach dem Frühstück aus, und nachdem er durch einige Straßen des Westend gewandert war, fand er sich unerwartet in Duke Street, wo Herr Chubb, der Küster des Sprengels, wohnte. An dem Hause vorübergehend, warf er einen Blick auf die Fenster und entdeckte an einem derselben einen Zettel mit der Ankündigung, daß hier eine möblirte Wohnung zu vermiethen sei.

Ein Gefühl der Freude beschlich ihn, denn er erinnerte sich, daß in diesem Hause auch Fräulein Vincent wohnte, jenes liebliche Mädchen, mit welchem er in der Hausthür einige flüchtige Worte ausgetauscht, als er den berauschten Küster nach dessen

Behausung führte. Nach kurzem, durch seine Schüchternheit veranlaßtem Zögern klopfte er an die Hausthür.

Es war Frau Chubb selbst, welche nach wenigen Sekunden öffnete. Sie erkannte Christian sogleich wieder und sagte mit einem nicht sehr freundlichen Blicke:

„Ah, Sie sind der junge Herr, der meinen Mann neulich nach Hause brachte. Wahrscheinlich kommen Sie, um ihn zu besuchen. Aber er giebt jetzt gerade in seiner Schule Unterricht."

„Nein, nein, ich klopfte nur, weil ich sah, daß Sie eine möblirte Wohnung zu vermiethen haben."

„O, das ist etwas Anderes," antwortete Frau Chubb in einem freundlicheren Tone. „Wenn Sie eine anständige Wohnung zu miethen wünschen, so können Sie eine solche hier haben; es ist ein Wohnzimmer und Schlafkabinet und der Preis ist funfzehn Schillinge wöchentlich, — mit Bedienung."

Christian hatte funfzig Pfund in der Tasche, und obgleich der Miethspreis für seine Verhältnisse etwas hoch war, so sagte er sich, daß er in acht oder vierzehn Tagen eine Anstellung erhalten möchte und daß es daher keine große Verschwendung sein würde, die Wohnung auf kurze Zeit zu miethen. Er ließ sich demnach die Zimmer zeigen; sie waren sehr klein, aber sauber, und er erklärte sich bereit, die Wohnung zu nehmen.

Eine Stunde später hielt er seinen Einzug und noch an demselben Tage trug er eine Annonce nach dem Bureau der Times, des Inhalts, daß ein gebildeter junger Mann eine Anstellung als Privatsekretär suche.

Frau Chubb hatte — vielleicht aus Erkenntlichkeit für den ihrem Manne geleisteten Dienst — Christian auf diesen Abend zu einer Tasse Thee eingeladen, und das Herz des jungen Mannes pochte bei dem Gedanken an die Möglichkeit, in dem Wohnzimmer seiner neuen Wirthin mit Fräulein Vincent zusammenzutreffen. Auch wurde diese Erwartung nicht getäuscht.

Bei seinem Eintritt vermochte der junge Mann kaum die ihn durchzuckende Freude zu verbergen, als er das liebliche Wesen, welches ihm schon bei dem ersten zufälligen Zusammentreffen ein so lebendiges Interesse eingeflößt hatte, in dem Zimmer erblickte.

Das Verhältniß, in welchem Fräulein Vincent zu dem Küster und seiner Frau stand, war für Christian noch unklar; auch gelang es ihm nicht, im Verlaufe der zwei Stunden, die er an diesem Abende im Wohnzimmer seiner Wirthin in der Gesellschaft der jungen Dame verlebte, einen Einblick in diese Beziehungen zu gewinnen. Er machte die Wahrnehmung, daß sie von Chubb und seiner Frau mit einer Achtung behandelt wurde, welche die Annahme ausschloß, daß sie in einem Verhältniß der Abhängigkeit zu ihnen stände, und die einzige Vermuthung, zu welcher er gelangen konnte, bestand darin, daß sie als bezahlende Kostgängerin bei ihnen wohne.

Christian's Interesse für die junge Dame wurde durch die nähere Bekanntschaft mit ihr noch bedeutend erhöht. Es war nicht so sehr ihre äußere Schönheit, was ihn fesselte, als vielmehr der Zauber ihres ganzen Wesens und die Geistes und Herzensbildung, die einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn ausübten. Auch schien es keinem Zweifel zu unterliegen, daß sie an weit bessere Gesellschaft, als die der Chubb'schen Eheleute, gewöhnt war. Wie kam sie demnach zu diesen Leuten? Besaß sie keine Verwandten, die sie unter ihre Obhut nehmen konnten? — Dies waren Fragen, auf welche Christian für jetzt noch keine Antwort fand.

Vier oder fünf Tage vergingen, während welcher der junge Mann der schönen Isabella Vincent zuweilen auf der Treppe begegnete. Sie beantwortete seine flüchtigen Anreden bei diesen Veranlassungen mit der ihr eigenen milden Freundlichkeit; zu einer längeren Unterhaltung fand er jedoch keine weitere Gelegenheit. Nie ging sie aus, ohne sich von Frau Chubb begleiten zu lassen; den größten Theil jedes Tages verlebte sie in ihrem eigenen Zimmer; zuweilen auch hielt sie sich in dem Wohnzimmer der Frau Chubb auf und war alsdann mit Lesen oder mit einer Handarbeit beschäftigt. Christian glaubte zu bemerken, daß sie sich nicht glücklich fühle, obgleich sie sich bemühen mochte, sich in ihr Loos zu finden. So gelangte er zu der Ueberzeugung, daß in Bezug auf dieses liebliche Wesen ein seltsames Geheimniß obwalte.

Die Woche nahte ihrem Ende, ohne daß Christian auf seine Annonce eine einzige Anfrage erhalten hatte. Er suchte sich zu

überreden, daß er diese Verzögerung des Zeitpunktes für den Antritt einer neuen Stellung bedaure, — im Grunde seines Herzens jedoch war es ihm nicht unangenehm, einen Vorwand zu haben für die Verlängerung seines Aufenthalts unter dem Dache, unter welchem Isabella Vincent weilte.

Als er seine Schwester sah, sprach er von Isabella und fragte sie, ob sie geneigt wäre, die Bekanntschaft der jungen Dame zu machen, vorausgesetzt, daß die Letztere Christina's Besuch zu empfangen bereit sei.

Christina erklärte ihm, daß Isabella's Bekanntschaft ihr sehr willkommen sein würde.

Am Nachmittage desselben Tages begab sich Christian nach Chubb's Wohnzimmer, da er wußte, daß Fräulein Vincent in jenem Augenblicke dort allein war. Er klopfte an die Thür; Isabella's liebliche Stimme rief ihm ein „Herein" zu, und bei seinem Eintritt sah er, daß die leichte Röthe auf ihren Wangen sich bei seinem Anblick zur Purpurgluth vertiefte.

Die gewöhnlichen Begrüßungen wurden ausgetauscht und dann sagte Christian, seinen ganzen Muth zusammennehmend:

„Ich hoffe, mein Fräulein, Sie werden es nicht als eine zu große Kühnheit betrachten — aber — ich habe von Ihnen zu meiner Schwester gesprochen, die als Gesellschafterin bei Lady Meredith lebt; Christina ist ein gutes, liebenswürdiges Mädchen — und wenn Sie es mir gestatten, so wird es mir aufrichtiges Vergnügen machen, sie Ihnen vorzustellen."

Die in Isabella's schönem Gesichte vorgehenden Veränderungen drückten, während Christian sprach, verschiedene Gefühle aus. Zuerst zeigte ihr Antlitz Dankbarkeit; dann ging diese in einen Ausdruck der Betrübniß über, und nachdem sie einen ängstlichen Blick auf die Thür geworfen, als fürchte sie, daß die Unterredung belauscht werden möchte, heftete sie die Augen wehmüthig auf Christian, und der Letztere glaubte einen leisen Seufzer zu hören.

„Christina würde sich freuen," fügte er mit zitternder Stimme hinzu, „Sie besuchen und Ihre Bekanntschaft machen zu dürfen."

„Ich zweifle nicht, Herr Aschton, daß Ihr Anerbieten gut gemeint ist," antwortete Isabella, offenbar bemüht, eine tiefe innere Bewegung niederzukämpfen. „Ich bin Ihnen sehr dankbar,

— aber — es ist mir nicht erlaubt, Besuche zu empfangen oder Freundschaftsverhältnisse anzuknüpfen."

„Mein Gott!" rief Christian erstaunt, „sind Sie das Opfer einer solchen Tyrannei?"

„Still! um des Himmelswillen!" sagte Isabella, mit neuer Besorgniß nach der Thür blickend.

Dann brach sie, nicht länger im Stande, ihre Bewegung zu bemeistern, in Thränen aus.

„O, daß ich Sie durch meine unberufene Frage zum Weinen gebracht habe!" rief Christian im Tone unmuthigen Selbstvorwurfs.

Und in seiner Verwirrung ergriff er unwillkürlich die Hand der jungen Dame.

Diese Hand wurde ihm jedoch, wiewohl keineswegs im Zorn, sogleich wieder entzogen und Isabella warf auf ihn durch ihre Thränen hindurch einen Blick, in welchem sich ihre volle Würdigung seiner freundlichen Theilnahme aussprach. Dann eilte sie aus dem Zimmer und der junge Mann zog sich in das seinige zurück.

Er befand sich noch inmitten der peinlichsten Vermuthungen in Bezug auf die Beschaffenheit des Geheimnisses, welches die schöne Isabella Vincent umgab, als die Magd den Kopf in das Zimmer steckte und ihm mittheilte, daß ein Herr ihn zu sprechen wünsche. Gleichzeitig gab sie ihm eine Karte.

Christian warf einen Blick auf die letztere und las: „Chevalier Pardini."

Den Besitzer dieses Namens und Titels hatte die Magd im Hausflur stehen lassen und Christian eilte zu ihm hinaus und begann sich bei dem Chevalier wegen der ihm widerfahrenen Unaufmerksamkeit zu entschuldigen.

Der Letztere jedoch verstand von diesen Entschuldigungen kein Wort. Er war ein Italiener und die englische Sprache war ihm durchaus unbekannt.

Christian führte ihn in sein Zimmer, lud ihn zum Sitzen ein und erwartete dann schweigend seine Erklärungen über den Zweck des Besuches, obgleich er vermuthete, daß derselbe durch die Zeitungsannonce veranlaßt worden sei.

Der Chevalier Pardini war ein kleiner Mann von etwas schmutzigem Aussehen. In seinem Aeußeren lag durchaus nichts Vornehmes und seinem Anzuge fehlte es vollständig an jeder Eleganz; seine Kleider waren im Gegentheil ziemlich abgetragen und sein Hemd war keineswegs sauber. Er trug sehr viele Ringe an den Fingern; diese Kleinodien erschienen auf den ersten Blick recht kostbar, würden jedoch der Prüfung eines Kenners schwerlich Stand gehalten haben.

Ohne ein Wort zu sprechen, brachte der Chevalier eine sehr abgenutzte Brieftasche zum Vorschein und zog aus derselben einen schmutzigen Papierstreifen hervor, den er vor Christian's Augen hielt, während er einen fragenden Blick auf den jungen Mann heftete.

Es war des Letzteren eigene, aus einem Exemplar der Times herausgeschnittene Annonce, und Christian erklärte unumwunden, daß sie von ihm herrühre.

Noch immer bewahrte der Chevalier tiefes Schweigen, so daß es Christian zweifelhaft blieb, ob sein seltsamer Gast stumm wäre oder nur nicht Englisch sprechen könne.

Und abermals griff der Chevalier in seine Brieftasche und zog eine zweite Karte hervor, die größer als seine eigene war. Mit einer Miene großer Wichtigkeit überreichte er sie dem jungen Manne, der zu seiner Ueberraschung auf dem oberen Theile der Karte die Abbildung einer Krone gewahrte und unter dieser mit wachsendem Erstaunen las:

„Giuseppe, regierender Fürst von Castellamare."

Die in der rechten unteren Ecke der Karte angegebene Adresse war Mivart's Hotel.

Welch' ein Glück! Ein regierender Fürst sandte nach Christian, und ohne Zweifel war der Chevalier Pardini ein hoher Würdenträger Sr. Königlichen Hoheit, — dies war die Vermuthung, welche sich dem unerfahrenen jungen Manne zunächst aufdrängte.

Er blickte auf den Chevalier und dieser wiederum auf ihn. Beabsichtigte der Chevalier überhaupt zu sprechen — oder konnte er dies wirklich nicht? Christian hielt es allerdings für seltsam, daß Se. Königliche Hoheit diesen schweigsamen Unterhändler zu

ihm geschickt hatte und er begann schon einige Verlegenheit zu empfinden.

Der Chevalier aber beeilte sich, ihn dieser peinlichen Lage zu entreißen. Er zog eine große Uhr hervor, die in der Zeit der tombakenen Uhren für recht hübsch gegolten hatte, deutete auf die Zahl Vier des Zifferblattes und stieß ein bedeutungsvolles Grunzen aus. Dann starrte er während einiger Sekunden in Christian's Gesicht, als wollte er sich überzeugen, daß seine Andeutung verstanden worden sei.

Christian verbeugte sich.

Der Italiener neigte mit würdevoller Herablassung den Kopf, setzte seinen alten durchfetteten Hut auf und entfernte sich.

Das ganze Verfahren erschien Christian seltsam genug; doch hatte er so viel begriffen, daß er um vier Uhr in Mivart's Hotel vorsprechen und Sr. Königlichen Hoheit dem regierenden Fürsten von Castellamare seine Aufwartung machen sollte.

Es war bereits Drei, und dem jungen Manne blieb demnach nur noch Zeit, sich in seinen besten Anzug zu werfen und dann nach Brook Street zu eilen.

Auf dem Wege dorthin waren seine Gedanken zwischen Isabella Vincent und dem Zwecke seines jetzigen Ganges getheilt. Er glaubte natürlich, daß der Fürst einen englischen Sekretär brauche und daß er in Folge der betreffenden Annonce den so überaus interessanten Chevalier zu ihm gesandt habe. Gern wäre Christian noch einige Wochen in seinem jetzigen Quartier geblieben, um der schönen Isabella nahe zu sein; er mußte jedoch seinen Lebensunterhalt erwerben und durfte eine solche Aussicht, wie diejenige zu sein schien, welche sich ihm hier eröffnete, nicht vernachlässigen. Außerdem fiel ihm plötzlich ein, daß, da der Fürst in einem Hotel logirte, er wahrscheinlich nicht die Absicht habe, von seinem Lande auf lange Zeit abwesend zu bleiben. Die Beschäftigung, welche er Christian anzubieten gedachte, sei demnach wohl nur eine augenblickliche und würde seinen zu engagirenden Sekretär nicht in die Nothwendigkeit versetzen, das Haus zu verlassen, in welchem Isabella Vincent weilte.

Unter diesen Betrachtungen erreichte der junge Mann das Hotel.

„Ich bin aufgefordert worden," sagte er zu einem müßig an der Hausthür stehenden und in die Straße hinausblickenden Kellner, „dem Fürsten von Castellamare meine Aufwartung zu machen."

„Sehr wohl," war die Antwort. „Folgen Sie mir, ich will Sie an den Baron Balsamo weisen."

Der Kellner ging eine Treppe hinauf. Christian folgte ihm, und als sie das erste Stockwerk erreicht hatten, öffnete der Erstere eine Thür und führte den jungen Mann in ein Vorzimmer, in welchem ein hagerer, verhungert aussehender Mann mit schwarzem Backen- und Schnurrbart, und ganz so unsauber gekleidet wie der Chevalier Pardini, am Kaminfeuer saß und sich mit einem alten italienischen Zeitungsblatte beschäftigte.

„Das ist der Herr Baron Balsamo, Kammerherr Sr. Königlichen Hoheit des Fürsten von Castellamare," sagte der Kellner leise zu Christian.

Dann zog er sich zurück.

Mit einer achtungsvollen Verbeugung näherte sich Christian dem hohen Würdenträger und der hohe Würdenträger seinerseits betrachtete Christian mit einem halb geringschätzigen Blicke. Endlich ließ er sich herab, zu sprechen.

„Sie sind der junge Mann, den der Hofmarschall diesen Nachmittag herbestellt hat?" fragte er in ziemlich gutem Englisch.

„Ja, Mylord," antwortete Christian.

„Sehr wohl; Sie sind gewandt in der Führung der Feder, nicht wahr?"

„Ich habe ein schriftliches Zeugniß, das, wie ich glaube, vollkommen genügen wird."

„Gut," sagte der Baron, sich den Bart mit der einen Hand streichelnd, während die andere mit seiner vergoldeten kupfernen Uhrkette spielte, „dann wird Se. Königliche Hoheit Sie wahrscheinlich engagiren. Ah, hier ist der Chevalier Kadger; der Chevalier ist der Stallmeister Sr. Hoheit und er wird Sie hineinführen und vorstellen."

Der Chevalier Kadger trug eine Art militärischer Uniform, die ziemlich fadenscheinig war und deren goldene Tressen bereits eine schmutzig dunkle Farbe angenommen hatten. Er war übrigens

ein schwerfälliger, schläfrig aussehender Mann von vulgärem Gesichtsausdruck.

Nachdem er dem Baron einige Worte in italienischer Sprache gesagt hatte, lachten Beide in einer Weise darüber, die Christian etwas roh dünkte.

Der Chevalier Kadger ging Christian endlich durch das angrenzende Zimmer voran und führte ihn in ein inneres Gemach, in welchem ein vierzigjähriger hochgewachsener Herr saß, der eine Militäruniform trug und dessen Brust mit einem Orden geschmückt war. Die Uniform hatte offenbar viele Jahre hindurch Dienst gethan, und hätte sie einem englischen Edelmanne angehört, so würde sie schon längst in den Besitz seines Kammerdieners übergegangen und von diesem zu einem Trödler gewandert sein.

Dieser Herr saß am Fenster und führte eben ein Gespräch mit dem Chevalier Pardini und einigen anderen Ehrenmännern desselben Schlages.

Die Wirkung, welche dieser Anblick auf Christian ausübte, war vielleicht eher unerwartet, als zufriedenstellend, und der junge Mann konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß, wenn der Mann mit dem Orden ein regierender Fürst sei, er für einen solchen eine seltsame Persönlichkeit darstellte und ein nicht minder seltsames Gefolge hätte.

Der Chevalier Kadger winkte Christian, vorzutreten, und Pardini, der die Rolle des Ceremonienmeisters übernahm, stellte den jungen Mann dem hohen und mächtigen Fürsten von Castellamare vor. Aber obgleich der Chevalier Pardini sich bei der Präsentation der italienischen Sprache bediente, war es immerhin für Christian erfreulich, die Entdeckung zu machen, daß derselbe überhaupt sprechen konnte.

Christian machte Sr. Königlichen Hoheit eine tiefe Verbeugung.

Der Fürst winkte ihn näher zu sich heran und begann dann in recht geläufigem Englisch ein Gespräch.

„Es ist meine Absicht, ungefähr einen Monat in England zu bleiben," sagte er, „und ich brauche für diesen Zeitraum die Dienste eines Herrn, der für mich in englischer Sprache Briefe

an hochgestellte Personen schreibt, mit denen ich zu korrespondiren habe. Würde eine solche Beschäftigung Ihnen conveniren?"

Christian bejahte die letztere Frage.

„Ich würde erwarten," fuhr der Fürst fort, daß Sie sich morgen um zehn Uhr hier einfinden und Sie hätten sich täglich bis fünf Uhr Nachmittags zu meiner Verfügung zu halten; denn außer meinen Briefen werden Sie auch Notizen über gewisse statistische Einzelnheiten anzufertigen haben, deren Quellen Ihnen natürlich überwiesen werden sollen. — Haben Sie Zeugnisse?"

Der junge Mann überreichte das vom Herzoge von Marchmont ausgestellte Zeugniß, das natürlich als vollkommen genügend erachtet wurde.

Dann fragte der Fürst nach dem Betrage des Honorars, das Christian für seine Dienstleistungen erwartete. Auch diese kleine Angelegenheit war bald geordnet und es wurde ihm gesagt, daß Graf Pergolesi, der Schatzmeister, dies wöchentlich mit ihm reguliren würde.

Die Audienz erreichte ihr Ende und Christian verließ, von dem Baron Kadger eskortirt, das Kabinet des Fürsten und folgte dem Ersteren in das Vorzimmer, wo Baron Balsamo noch immer am Kamine saß.

Kadger legte seine Hand auf Christian's Schulter, indem er sagte:

„Der Herr Baron und ich werden Ihre Gesundheit in einer oder auch in zwei Flaschen Wein trinken und Sie müssen natürlich noch hier bleiben und uns Gesellschaft leisten."

„Ja, das ist eine gute Idee!" rief Baron Balsamo, während er gleichzeitig an der Klingelschnur zog.

Christian konnte sich nicht gut weigern, zu bleiben. Er ließ sich demnach nieder, und nach wenigen Minuten erschien derselbe Kellner, der ihn vorhin heraufgeführt hatte.

„Mein lieber Mann," sagte Baron Balsamo, „bringen Sie zwei Flaschen Port und Sherry herauf."

„Eine Flasche von jeder Sorte, Mylord?" fragte der Kellner, indem er mit einer halb nachdenkenden, halb zögernden Miene vor sich hinblickte.

„Ganz recht," antwortete der Baron.

Da aber der Kellner noch unentschlossen an der Thür stehen blieb, als ob er etwas zu sagen wünschte, ohne den dazu erforderlichen Muth zu finden, legte Kadger seine Hand abermals auf Christians Schulter und sagte mit nachdrücklicher Betonung:

„Dieser junge Herr wird für den Wein bezahlen."

Der Kellner nahm plötzlich eine freundlichere Miene an und verließ dienstfertig das Zimmer, um den erhaltenen Auftrag auszuführen.

Christian vermochte kaum zu glauben, daß er richtig gehört habe. Wie, der Baron Balsamo, einer der hohen Würdenträger Sr. Königlichen Hoheit des regierenden Fürsten von Castellamare, und der nicht minder vornehme Chevalier Kadger wollten sich herablassen, auf seine Kosten zu trinken, — und, was noch mehr war, sie luden sich selbst dazu ein! Während der ersten Augenblicke glaubte der junge Mann zu träumen, doch wurde es ihm bald klar, daß er sich unter armseligen Abenteurern befand. Er sagte jedoch kein Wort.

Nach wenigen Minuten erschien der Kellner mit einer Karaffe Portwein und einer zweiten mit Sherry. Auf dem Präsentirteller lag zugleich auch die quittirte Rechnung, welche zwölf Shillinge betrug.

„Nun, mein guter Freund," sagte Baron Balsamo, „heraus mit dem Gelde! Dies ist die italienische Sitte beim Abschluß einer neuen Bekanntschaft."

Christian brachte einen Sovereign zum Vorschein, und als er von dem Kellner das Kleingeld erhielt, ließ er eine halbe Krone als des Mannes Douceur zurück — eine Freigebigkeit, welche ihm eine tiefe Verbeugung eintrug.

Der Chevalier Kadger und Baron Balsamo zeigten sich als gewandte Trinker. Christian trank nur wenig und seine Enthaltsamkeit wurde von seinen beiden aristokratischen Freunden höchlich gelobt; sie hatten freilich einen guten Grund, sich über dieselbe zu freuen, denn je weniger ihr junger Freund trank, desto mehr blieb für sie selbst.

Die beiden Karaffen waren in einer unglaublich kurzen Zeit geleert und Baron Balsamo deutete in ziemlich verständlicher Weise an, daß eine zweite Bestellung nicht unangemessen sein würde.

Christian jedoch war zu ungeduldig, seiner Schwester die Mittheilung zu machen, daß er eine neue Beschäftigung erhalten habe, und er stand daher auf, um sich zu entfernen.

Als er im Begriff war, aus dem Hausflur des Hotels in die Straße hinauszutreten, begegnete er dem Kellner, welcher den Wein gebracht hatte, und der nun zufällig durch den Hausflur schritt. Der Mann blieb stehen und blickte auf Christian, als hätte er die Absicht, ihm etwas zu sagen, und da der Letztere etwas über die Personen zu erfahren wünschte, mit welchen der Zufall ihn zusammengeführt hatte, so hielt er ebenfalls inne.

„Wollen Sie die Güte haben, in dieses Zimmer zu treten?" sagte der Kellner.

Christian folgte dem Manne, der sorgfältig die Thür schloß und nun begann:

„Ich bitte um Entschuldigung — aber ich sehe, Sie sind ein feiner und anständiger junger Herr, und ich mag es nicht ruhig geschehen lassen, daß man Sie bestiehlt und Ihnen Ihr Geld abschwindelt."

„Wie?" rief Christian, „ist es nicht wirklich ein Fürst, der oben logirt?"

„O, ein Fürst ist es schon — aber was für einer!" rief der Kellner verächtlich. „Wahrhaftig, mein Herr würde sehr froh sein, ihn und sein Lumpengefolge nur erst aus dem Hause zu haben! Sie haben vielleicht gemerkt, wie ich zögerte, den Wein zu bringen, den der Baron Balsamo bestellte? Aber die Sache ist die, daß der Fürst streng verboten hat, seinem Gefolge irgend Etwas zu verabreichen, was nicht von seinem Hofmarschall, dem Grafen Maltaso, bestellt wird."

„Das ist doch höchst sonderbar!" rief Christian mit wachsendem Befremden.

„Ja, sonderbar ist es wirklich," fuhr der Kellner fort. „Noch nie in meinem Leben habe ich solche armselige Barone und Grafen gesehen. Sie scheinen sammt und sonders nicht einen Penny in der Tasche zu haben, und der Fürst selbst scheint auch nicht mit allzu vielem Gelde belästigt zu sein. Sie wissen vermuthlich, daß es auf dem Festlande mehrere solcher kleinen Fürsten giebt, für welche, wenn sie England besuchen, unsere Regierung die

Reisekosten bestreitet. Sogar die Zimmer, die sie hier im Hotel bewohnen, werden aus dem Buckingham-Palast bezahlt. — Nun, ich wollte Sie eben warnen, junger Herr, daß Sie sich vor diesen Leuten in Acht nehmen mögen; denn wenn Sie sich nicht vorsehen, wird man Sie für Wein, Cigarren und was sonst noch fortwährend bezahlen lassen und Sie rupfen, wie eine Taube. Sagen Sie aber Niemandem, daß ich Ihnen diesen Wink gegeben habe; ich könnte leicht in Ungelegenheiten kommen."

Christian beruhigte den Kellner über diesen Punkt, dankte ihm für seine wohlgemeinte Mittheilung und verließ das Hotel.

Ungeachtet der nicht erbaulichen Dinge, welche Christian in Bezug auf den Fürsten von Castellamare und sein Gefolge aus eigener Anschauung und aus den ihm von dem Kellner gemachten Mittheilungen wußte, beschloß er dennoch, das Engagement als Sekretär anzutreten. Er glaubte, das ihm zugesicherte Honorar jedenfalls wohl zu erhalten, und ferner hoffte er, es könne ihm Nutzen bringen, wenn er nach Ablauf des Engagements ein Zeugniß von einem regierenden Fürsten aufzuweisen im Stande wäre.

38.

Eine neue Intrigue.

Wir müssen nun unsere Leser abermals in das Haus der Madame Angelique führen, und wenn wir einen Blick in das so glänzend ausgestattete Gemach werfen, in welches man durch die geheime Spiegelthür aus dem Hause des Schneiders Bertin gelangte, finden wir Letitia Rodney mit der Deutschen und der Französin zusammen.

Letitia hatte also Herrn Redcliff's Rath unbeachtet gelassen und war in jenes glänzende Haus der Schmach und Unehre zurückgegangen.

Sie hatte bei ihrer Rückkehr Alles, was vorgefallen war, der Madame Angelique mitgetheilt, ohne jedoch angeben zu können, wer der Mann gewesen, der sie zur Enthüllung ihres eigenen Antheils an dem Komplott gegen die Herzogin von Marchmont gezwungen hatte. Man wird sich erinnern, daß seine Stimme ihr nicht unbekannt vorgekommen war, daß sie sich aber vergeblich bemüht hatte, in der nächtlichen Dunkelheit sein Gesicht zu erblicken.

Madame Angelique fühlte sich sehr beunruhigt; sie konnte sich der Vermuthung nicht enthalten, daß derselbe Mann, der von Letitia Rodney die erwähnten Geständnisse erpreßt hatte, auch Evelina O'Brien aus ihrem Hause gelockt habe. Doch wendete sich ihr Verdacht durchaus nicht auf Herrn Redcliff; jeder Argwohn gegen ihn wurde durch die Freigebigkeit, welche er ihr und den Mädchen gegenüber entfaltet hatte, gänzlich ausgeschlossen.

Was den Herzog von Marchmont betraf, so war Madame Angelique durch ein von ihm unmittelbar nach der Vereitelung des Komplotts geschriebenes Billet versichert worden, daß sie von der Herzogin nichts zu fürchten habe, da er, der Herzog, sich verbürgen wolle, daß seine Gemahlin keine Maßregeln gegen die Theilnehmer an dem Komplott zu ergreifen beabsichtige, und obwohl die Putzhändlerin die Kundschaft der Herzogin von Marchmont verlieren möchte, so sollte sie von ihm für diesen Verlust reichlich entschädigt werden.

So standen die Dinge in Bezug auf Madame Angelique und ihr Etablissement nach den bereits erzählten Ereignissen auf Schloß Oaklands, — und nachdem wir nun diese nothwendigen Erklärungen gegeben haben, kehren wir in den eleganten Salon zurück, in welchem wir Letitia Rodney, Armantine und Linda beisammen finden.

Während Letitia ihren Genossinnen einen Roman vorlas, wurde plötzlich die Thür geöffnet und Madame Angelique trat herein.

„Denkt Euch, Kinder," rief sie schon von der Schwelle aus den Mädchen zu, „die hinterlistige Evelina ist zu ihren Eltern zurückgegangen!"

Letitia fuhr erstaunt empor; Linda und Armantine jedoch ver-

mochten einen Seufzer kaum zu unterdrücken, denn Beiden drängte sich der Wunsch auf, auch einen häuslichen Herd zu haben, an welchen zurückzukehren sie wagen dürften.

„Ja, ja, es ist nur zu wahr," fuhr das schändliche Weib fort, das zu heftig erregt war, um die Zeichen der Reue zu bemerken, welche an Linda und Armantine deutlich wahrnehmbar waren; „sie hat die Unverschämtheit gehabt, an mich zu schreiben."

„Und was sagt sie?" fragte Letitia neugierig.

„Sie sagt, daß sie durch die großmüthige Dazwischenkunft eines Freundes, den die Vorsehung ihr gesandt, einem schmachvollen Lebenswandel entrissen worden ist. — Denkt doch! sie, die es bei mir so gut hatte und von jedem Luxus umgeben war —"

„Aber spricht sie in ihrem Briefe eine Drohung gegen Sie aus?" unterbrach Letitia die Französin.

„Nein," antwortete diese, „und das ist noch der einzige Trost für mich. Sie schreibt, ihre Eltern hätten sie mit offenen Armen aufgenommen, und da sie ihr das Versprechen gegeben, daß die Vergangenheit mit einem nie zu lüftenden Schleier bedeckt werden solle, so hätten sie von ihr auch keine näheren Mittheilungen über ihren Aufenthaltsort verlangt."

„Und deshalb will sie selbst auch keinen Lärm darüber machen?" bemerkte Letitia. „Aber warum hat sie überhaupt an Sie geschrieben?"

„Um mir mitzutheilen, daß, da sie gesonnen ist, mich zu schonen, sie auch von mir die Erwartung hegt, daß ich ihren Namen nie erwähnen werde."

„So, so, — sie will also jetzt anständig werden!" höhnte Letitia.

„Und gedenkt sich vielleicht gar zu verheirathen," fügte Madame Angelique spöttisch hinzu. „Aber es wird wohl nicht Alles so angenehm ablaufen, wie sie es sich denkt. — Hören Sie, liebe Letitia, es ist von der höchsten Wichtigkeit, daß wir ermitteln, wer der Mann war, der von Ihnen in der Nähe von Oaklands die bewußten Mittheilungen erpreßt hat. Es ist gefährlich, daß ein fremder Mensch über Sie — und folglich auch über mich — so viel weiß, während wir nicht die geringste Ahnung haben, wer er ist."

„Er ist vielleicht derselbe edle Freund, den die Vorsehung Evelina O'Brien gesandt hat," meinte Letitia höhnisch.

„Das ist genau dasselbe, was ich selbst denke!" rief Madame Angelique. „Evelina wußte Einiges über die Duplikat-Kleider und es war ihr auch bekannt, daß Sie nach der Gegend von Oaklands reisen wollten."

„Und daraus können wir schließen," fiel Letitia ihr schnell in's Wort, „daß Evelina ihrem geheimnißvollen Freunde Auskunft gab, die ihn veranlaßte, auf mich zu vigiliren und mir in den Weg zu treten."

„Möchten Sie wohl einen Ausflug nach Irland machen, liebe Letitia?" fragte die Französin, dem Mädchen freundlich die Wange streichelnd.

„O gewiß, das würde mir viel Vergnügen machen!" rief Letitia.

„Dann sollen Sie hinreisen. Sie können sich Evelina in den Weg werfen, die Reuige spielen und vorschützen, daß Sie ebenfalls mein Haus verlassen hätten —"

„O, überlassen Sie das mir," sagte Letitia. „Ich will mich in ihr Vertrauen einschleichen und ihr in Bezug auf den Freund Alles entlocken. — Wann soll ich die Reise antreten?"

„Noch heute, wenn Sie wollen," antwortete Madame Angelique. „Wir dürfen keine Zeit verlieren."

Die Vorbereitungen zu Letitia's Abreise ließen sich an demselben Tage nicht mehr treffen. Um neun Uhr des nächsten Morgens jedoch reiste Letitia Rodney in einem Eisenbahncoupé erster Klasse nach Liverpool ab, um von dort aus nach Irland hinüber zu schiffen.

In dem betreffenden Coupé befand sich außer Letitia nur noch eine Person, eine Dame desselben Alters, deren Persönlichkeit der ihrigen ebenfalls nicht unähnlich war. Sie war von derselben Größe, von denselben Umrissen der Figur und kaum minder schön als Letitia Rodney. Ihr Aeußeres war elegant und ihr Benehmen verrieth die gebildete Dame.

Fast unmittelbar nach der Abfahrt des Bahnzuges entspann sich ein Gespräch zwischen Beiden. Letitia nahm selbstverständlich die Miene des Anstandes an, welche ihrer Rolle eines achtbaren

und moralischen Mädchens entsprach, — denn es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß sie auf der Reise ihren wahren Charakter nicht zu verrathen wünschte.

Während der ersten halben Stunde beschränkte sich die Unterhaltung auf gleichgültige Dinge und unwichtige Bemerkungen. Letitia bemerkte jedoch gar bald, daß ihre Reisegefährtin von offener Gemüthsart war, und um sie über ihre persönlichen Verhältnisse desto leichter ausforschen zu können, nahm sie selbst eine Miene der Offenheit an und wurde mittheilend — das heißt, sie machte der Dame eine Reihe falscher Angaben über sich, indem sie erzählte, daß sie nach Irland gehe, um Verwandte zu besuchen, die, wie sie hindurchblicken ließ, der Aristokratie angehörten. Diese letztere Andeutung machte sie lediglich zu dem Zwecke, um vornehm zu erscheinen.

Die arglose Reisegefährtin setzte in Letitia's Mittheilungen nicht den geringsten Zweifel und die scheinbare Offenheit der Letzteren veranlaßte sie, auch ihrerseits sich über ihre Verhältnisse offen auszusprechen.

Letitia erfuhr nun, daß die Dame Luise Rayner hieß und Wittwe war. Was Letitia Rodney im Laufe der ungestörten langen Unterhaltung außerdem noch über die Verhältnisse ihrer neuen Bekannten in Erfahrung brachte, wollen wir hier im Zusammenhange erzählen.

Luise war in ihrem elften Jahre verwaist, da ihre Eltern wenige Tage nach einander durch eine epidemische Krankheit hinweggerafft worden waren. Sie kam alsdann in das Haus eines in Liverpool ansäßigen Advokaten, Namens Anton Pollard, der in dem Testament ihres Vaters zu ihrem Vormund ernannt worden war. Herr Pollard war ein ältlicher Wittwer von excentrischer Lebensweise, — ein geiziger Mann, der Geldbesitz über Alles liebte. In seinem Hause verweilte Luise nur wenige Wochen, nach deren Ablauf sie einer Pensionsschule übergeben wurde, die sich in einer von Liverpool ziemlich entfernten kleinen Stadt befand. In dieser Anstalt blieb sie bis zu ihrem siebzehnten Jahre; während dieser ganzen Zeit hatte sie Herrn Pollard nicht ein einziges Mal gesehen und nur gelegentlich von ihm Briefe empfangen, wenn er ihr Geld sandte und in wenigen Zeilen die Hoff-

nung aussprach, daß sie ihren Lehrerinnen Freude mache. Im Uebrigen waren diese Briefe kalt und theilnahmlos und verriethen zur Genüge, daß Luisens Vormund sich nicht verpflichtet glaubte, ihr durch liebevolle Zärtlichkeit die Stelle des verstorbenen Vaters zu ersetzen, und seine Schuldigkeit erfüllt zu haben meinte, wenn er für ihre Beköstigung und Kleidung und für ihren Unterricht Sorge trug.

Die Inhaberin der Pensionsschule erhielt zuweilen Besuche von ihrem Neffen, einem hübschen jungen Manne von gewandtem und gefälligem Benehmen. Er war vier Jahre älter als Luise und folglich einundzwanzig Jahre alt, als sie selbst ihr siebzehntes Lebensjahr vollendete. Vor Kurzem erst war er in den Besitz des ihm von seinen Eltern hinterlassenen kleinen Vermögens gelangt, denn auch er war verwaist. Eine gegenseitige Zuneigung entstand zwischen ihm und Luise, zärtliche Briefe wurden gewechselt, Schwüre ewiger Treue ausgetauscht, — bald aber entdeckte die Inhaberin der Pension das ganze Verhältniß und die entrüstete Tante befahl ihrem Neffen, ihrem Hause fern zu bleiben, so lange Luise in demselben verweile. Madame Mitchel — so hieß die Dame — war eine pflichttreue, gewissenhafte Frau; sie unterrichtete Herrn Pollard in Liverpool von Allem, was geschehen war, und dieser Herr schrieb ihr, daß er in einigen Tagen selber kommen und sein Mündel hinwegholen werde. Der Liebesroman hatte nun denjenigen Punkt der Verwicklung erreicht, der zu keinem anderen Resultat führen konnte, als einer heimlichen Flucht. Luisens Geliebter fand Mittel, sich mit ihr in Verbindung zu setzen; sie fühlte heftige Verzweiflung über die Aussicht, von ihm für immer getrennt und nach dem düsteren, freudlosen Hause ihres Vormundes gebracht zu werden. Sie gab daher den Bitten ihres Anbeters nach und entfloh mit ihm; — der junge Mann war jedoch von gutem und ehrenhaftem Charakter und der Entführung folgte die Trauung auf dem Fuße.

Das junge Paar begab sich nach Frankreich, von wo aus Luise, nun Madame Rayner, an Herrn Pollard schrieb und ihm erklärte, sie habe durch den von ihr unternommenen Schritt ihr Lebensglück zu fördern gesucht, und wenn sie hierin tadelnswerth gehandelt, so bitte sie ihn um Vergebung. Sie fühlte jedoch nicht

viel Reue über den Ungehorsam gegen ihren Vormund, denn der Letztere hatte nie so gehandelt, daß Luise Zuneigung für ihn empfinden konnte. Pollard's Antwort fiel auch genau so aus, wie es von dem gefühllosen Manne zu erwarten war. Er schrieb ihr, daß, da sie für angemessen erachtet hätte, ihren Lebensweg nach eigener Neigung und Willkür zu wählen, er sich von jeder Verletzung des von Seiten ihres verstorbenen Vaters in ihn gesetzten Vertrauens freisprechen könne. Sie würde bei Erreichung ihrer Volljährigkeit zum Empfange von dreitausend Pfund berechtigt sein und bis dahin würde er ihr die Zinsen dieses Kapitals regelmäßig übersenden. Er beglückwünschte sie nicht zu ihrer Verheirathung, drückte andererseits jedoch auch kein Mißfallen darüber aus. Der Brief enthielt keine Andeutung, daß der Schreiber desselben sich freuen würde, Luisen's Besuch zu erhalten oder Gelegenheit zur Bekanntschaft mit ihrem Gatten zu finden. Dagegen schrieb Pollard am Schlusse, daß Frau Rayner, sobald sie mündig sein würde, sich persönlich bei ihm einfinden müsse, um die nöthigen Dechargen zu unterzeichnen und ihr kleines Vermögen in Empfang zu nehmen.

Die zwei Jahre ihres Ehestandes — denn auf diesen kurzen Zeitraum war derselbe beschränkt — verlebte Frau Rayner überaus glücklich. Dann aber ward dieses Glück plötzlich vernichtet. Herr Rayner ertrank bei einer Vergnügungsfahrt in einer französischen Hafenstadt, in der sie einen kurzen Aufenthalt genommen hatten, und so fand die unglückliche Luise sich wieder alleinstehend und vereinsamt. Von ihrem Gram und Kummer wollen wir hier nicht sprechen. Doch giebt es glücklicherweise nur selten ein Mißgeschick, welches so niederschmetternd wirkt, daß der durch dasselbe hervorgerufene herbe Schmerz nicht allmälig ein resignirter würde, und von der Resignation giebt es einen weiteren Uebergang zu jenem beruhigten Gemüthszustande, in welchem der von dem Leid Betroffene zu entdecken beginnt, daß die Welt noch Quellen des Glückes besitzt.

Zwei Jahre waren nun seit Herrn Rayner's plötzlichen Tode verstrichen. Luise hatte vor wenigen Tagen ihre Volljährigkeit erreicht und war nun auf dem Wege nach Liverpool, um von ihrem bisherigen Vormunde ihr Vermögen in Empfang zu nehmen. —

Dies waren die Mittheilungen, welche Madame Rayner ihrer Reisegefährtin Letitia Rodney im Verlaufe ihrer vertraulichen Unterhaltung machte und die in Letitia den geheimen Wunsch wachriefen, daß sie selbst auch wohl lieber auf dem Wege wäre, dreitausend Pfund zu empfangen, als den schmählichen Anschlag gegen Evelina O'Brien ausführen zu müssen.

„Ihre Mittheilungen haben mich sehr interessirt, Madame Rayner," sagte Letitia. „Aber fürchten Sie nicht den Gedanken, vor einem so harten und strengen Manne, wie Herr Pollard offenbar zu sein scheint, erscheinen zu müssen?"

„Durchaus nicht," antwortete die junge Wittwe. „Es sind nun zwar zehn Jahre verstrichen, seit ich ihn zuletzt sah; doch erinnere ich mich seiner sehr genau. Er ist ein äußerst wortkarger Mann und wird daher nicht mehr sprechen, als zur Erledigung der geschäftlichen Angelegenheit, die mich zu ihm führt, unbedingt nothwendig ist. Ich habe also durchaus nicht zu fürchten, daß er durch Anspielungen auf meine Verheirathung den Schmerz über den Verlust meines mir unvergeßlichen Mannes erneuern wird, und so weit ich zu urtheilen vermag, glaube ich bestimmt, daß unsere Unterredung eine überaus kurze und daß unser Geschäft eine Stunde nach unserem Zusammentreffen vollständig geordnet sein wird."

„Es freut mich, zu hören, daß Sie keinen unangenehmen Auftritt mit Ihrem bisherigen Vormunde befürchten," meinte Letitia. „Obgleich wir einander erst seit wenigen Stunden kennen, fühle ich doch eine lebhafte Theilnahme für Alles, was Sie betrifft."

„Und diese Theilnahme ist eine gegenseitige, Fräulein Rodney," antwortete Madame Rayner.

Im weiteren Verlaufe des Gespräches erfuhr Letitia noch genauere Einzelnheiten über die Vergangenheit ihrer Reisegefährtin. So verfloß ihnen eine Stunde nach der anderen, während der Eisenbahnzug mit gewohnter Schnelligkeit seinem Bestimmungsorte zuflog.

An irgend einer Stelle zwischen Birmingham und Manchester wurde das Gespräch plötzlich durch ein donnerähnliches Krachen unterbrochen. Letitia fühlte für einen Augenblick einen heftigen

Stoß — und im nächsten Moment war ihr das Bewußtsein entschwunden.

Als sie langsam ihre Besinnung wiedererlangte, fand sie sich auf dem Abhange einer Erderhöhung ausgestreckt und wurde sich der Thatsache bewußt, daß ein Herr sich über sie hinbeugte und Mittel zu ihrer Wiederbelebung in Anwendung brachte. Sie glaubte soeben aus einem Traume erwacht zu sein, in ihrem Gehirn und ihren Ohren schwirrte und sauste es dumpf, ihre Geistes- und Körperkräfte schienen theilweise gelähmt. Schon seit mehreren Minuten hatte sich eine schreckliche Vermuthung ihr aufgedrängt und fand allmälig die gefürchtete Bestätignng.

Der Herr, welcher sich mit Letitia beschäftigte, richtete nun an sie einige aufmunternde Worte und eine theilnehmende Frage nach ihrem Befinden, — und nun erfuhr sie, was sie bereits geahnt: ein furchtbarer Eisenbahnunfall hatte sich zugetragen; mehrere Wagen waren in Atome zerschmettert und zahlreiche Todesfälle, sowie entsetzliche Verstümmelungen und Quetschungen waren die leider nur zu natürliche Folge gewesen.

Der Herr, welchen Letitia, als sie ihr Bewußtsein wiedererlangte, über sich hingebeugt fand, war ein Arzt, der selbst die verhängnißvolle Reise mitgemacht hatte, und da er unverletzt geblieben war, so hatte er den Reisenden, die, obgleich sie dem Tode entgangen waren, mehr oder minder schwere Verletzungen davongetragen hatten, allen in seiner Macht stehenden Beistand geleistet. Letitia war durch die erste Erschütterung nur betäubt worden; doch hatte sie sonst keine Verletzungen zu beklagen, und wenige Minuten, nachdem sie vollkommen zur Besinnung gelangt, war sie im Stande, sich aufzuraffen und umherzugehen.

Der sich ihr darbietende Anblick war über alle Beschreibung entsetzlich. Die Bahn war an einer Stelle mit den umgestürzten, an einer anderen mit den Bruchstücken der zertrümmerten Wagen bedeckt. Koffer, Kisten und andere Gepäckstücke waren in wilder Unordnung umhergestreut; einige waren geborsten und die hinausgeworfenen Garderobeartikel für Männer und Frauen zeigten sich in buntem Durcheinander. Hier und da lagen verwundete Passagiere auf dem Abhange des Dammes und an einem anderen Punkte erblickte Letitia eine schreckliche Ausstellung von Leichen.

Indem ihr Auge über diese entsetzliche Todtengruppe hinschweifte, begann ihr Gehirn zu kreisen, und ein Gefühl des Schwindels kam über sie, als ihr Blick den Anzug ihrer Reisegefährtin, der unglücklichen Wittwe Rayner, entdeckte. Doch nur an den Kleidern vermochte Letitia die Verunglückte zu erkennen, — denn das Gesicht war so entsetzlich entstellt, daß kaum ein einziger Zug, geschweige denn eine Spur ihrer früheren Schönheit übrig geblieben war.

Obgleich Letitia, wie unsere Leser wissen, weit entfernt war, ein gefühlvolles Herz zu besitzen, war sie nichtsdestoweniger tief erschüttert durch das tragische Ereigniß, welches eine liebenswürdige Frau in der Blüthe ihrer Schönheit und Jugend so plötzlich hinweggerafft hatte, — und das gerade in dem Moment, als sie im Begriff war, das von ihren verstorbenen Eltern ihr hinterlassene Vermögen in Empfang zu nehmen.

Unwillkürlich wandte Letitia die Augen von dem schrecklichen Schauspiele hinweg und würde zur Erde gesunken sein, hätte nicht der Arzt, der sich zufällig in ihrer Nähe befand, sie mit den Armen aufgefangen.

Es ist nicht unsere Absicht, durch ein weiteres Ausmalen jener schrecklichen Scene der Verwirrung und Verzweiflung das Gefühl unserer Leser zu empören. Es genügt, wenn wir sagen, daß der Arzt, der Letitia bisher so viel Aufmerksamkeit bewiesen hatte, ihr nun den Rath ertheilte, sich vermittelst eines der Wagen, welche nunmehr auf dem Schauplatze des Unglücks angekommen waren, nach der nicht weit entfernten Stadt zu begeben. Er rieth ihr dringend ab, vor dem nächsten Tage ihre Reise fortzusetzen, denn nach der Erschütterung, welche sie erfahren, sei eine gute Nachtruhe für sie unerläßlich, da ohne eine solche gar leicht eine Gehirn- oder Nervenkrankheit die Folge des Unfalls sein könne.

Nachdem der theilnehmende Arzt ihr diese wohlgemeinte Warnung ertheilt hatte, bot er Letitia den Arm und führte sie nach dem in wüster Verwirrung umhergestreuten Gepäck, damit sie die ihr gehörenden Stücke hervorsuchen möchte.

Hier bot sich ihr eine neue Quelle der Verwirrung dar, denn sie sah einige ihrer eigenen Effekten mit den Kleidern und dem

sonstigen Gepäck anderer Reisender unter einander gemischt umherliegen. Der Arzt half ihr, die ihrigen von den fremden sondern, und als er von ihr die Anfangsbuchstaben ihres Namens erfuhr, nahm er sich die Mühe, nach jedem Artikel zu suchen, der mit den Buchstaben L. R. gezeichnet war. Kurz, es gelang dem freundlichen Manne endlich, einige aufgesprengte Koffer mit den Gegenständen zu füllen, die ihm entweder von Letitia als ihr Eigenthum bezeichnet worden waren, oder die er selbst nach den ihm angedeuteten Zeichen für die ihrigen hielt.

Nachdem er Letitia alsdann nebst ihrem Gepäck in eines der Fuhrwerke gesetzt hatte, verabschiedete er sich von ihr und eilte zu anderen Leidenden, die seines Beistandes bedurften.

Letitia Rodney wurde nach dem besten Hotel der in der Nähe des Schauplatzes liegenden Stadt gebracht, und da sie sich überaus unwohl fühlte, ging sie sogleich zu Bette.

Erst am dritten Tage begannen die Wirkungen der Erschütterung zu verschwinden; ein heftiges Sausen und Summen in den Ohren und eine Verwirrung der Gedanken bekundeten hinlänglich, daß die Voraussetzung des Arztes keineswegs grundlos gewesen war. Als Letitia's Zustand nach Ablauf der bereits erwähnten drei Tage sich endlich besserte, fühlte sie den Wunsch, die Resultate des schrecklichen Ereignisses zu erfahren und ließ sich daher eine Zeitung geben.

Die Einzelnheiten des entsetzlichen Unglücks und die Verhandlungen vor dem amtlichen Leichenbeschauer waren in jenem Blatte mit der in solchen Dingen gewöhnlichen Ausführlichkeit berichtet, und als Letitia die trübe Geschichte las, bemerkte sie, daß die Namen aller Getödteten angegeben waren, die einer Dame ausgenommen, die auf der Liste als durchaus unbekannt bezeichnet war. Man hatte keine Karte bei ihr gefunden und ebenso wenig irgend ein Papier, welches zur Feststellung ihrer Identität hätte beitragen können.

Da nun der Name „Frau Rayner" in dem Verzeichniß der Getödteten gänzlich fehlte, so begriff Letitia Rodney, daß gerade dies der Name war, der die auf der Liste befindliche Lücke hätte ausfüllen sollen und daß die als „gänzlich unbekannt" bezeichnete Dame keine andere als Letitia's Reisegefährtin gewesen war.

Eben hatte Letitia beschlossen, dem Besitzer des Hotels dies zur weiteren Meldung an die betreffende Behörde mitzutheilen, als sie, zum ersten Male seit ihrer Ankunft in dem Hotel, ihre Koffer zu untersuchen begann. Sie entdeckte nun, daß unter den in denselben befindlichen Gegenständen, welche ihr Eigenthum waren, sich auch viel Leibwäsche befand, die ihr nicht angehörte. Als sie aber bemerkte, daß diese fremden Artikel sämmtlich mit den Buchstaben L. R. markirt waren, erblickte sie hierin sogleich die Lösung des Räthsels. Sie erinnerte sich nun der Art und Weise, in welcher ihre Effekten auf dem Schauplatze des schrecklichen Unfalles zusammengesucht worden waren, und als sie den Inhalt der Koffer noch weiter untersuchte, um zu ermitteln, bis zu welchem Grade sie die unwillkürliche Inhaberin des Eigenthums der verunglückten Wittwe Rayner geworden sei, entdeckte sie ein kleines Reisepult, dessen obere Fläche ebenfalls mit den auf einer Messingplatte eingravirten Buchstaben L. R. bezeichnet war. Das Pult war durch die Heftigkeit, mit welcher es bei dem Unfall aus dem Koffer geschleudert worden, aufgesprengt, und Letitia trug kein Bedenken, den Inhalt desselben zu untersuchen. Sie fand mehrere auf die Angelegenheiten der unglücklichen Frau Rayner bezügliche Papiere, — den Geburtsschein und das Trauzeugniß derselben, einen französischen Paß und mehrere Briefe von Herrn Pollard, dem Advokaten, der ihr mehrere zu verschiedenen Zeiten gemachte Geldsendungen anzeigte. Letitia fand ferner eine Menge von Notizen, die offenbar von der verstorbenen Dame selbst niedergeschrieben waren und aus denen hervorging, welche Städte des Kontinents sie nach und nach besucht hatte und zu welchen Zeiten dies geschehen war. Kurz, diese Dokumente und Notizen gewährten einen ziemlich vollständigen Ueberblick ihres Lebenslaufes seit der Flucht aus dem Pensionat.

Während Letitia mit der Prüfung der in dem Pulte enthaltenen Papiere beschäftigt war, entstand in ihrem Geiste eine Idee, die sich allmälig zu einem vollständigen Projekte ausbildete. Je mehr Letitia über dasselbe nachdachte, desto leichter erschien ihr die Ausführung. Sie betrachtete es aus allen erdenklichen Gesichtspunkten, berechnete alle Möglichkeiten für und gegen das Gelingen des Vorhabens, verglich die Gefahr, der sie sich aussetzen könnte,

mit dem Gewinn, welchen ein günstiger Erfolg des gewagten Unternehmens ihr in Aussicht stellte.

Sie war endlich entschlossen und nun hielt sie es nicht mehr für angemessen, über den Namen der verunglückten Dame, die auf der Liste der Getödteten als „gänzlich unbekannt" figurirte, irgend eine Auskunft zu geben.

39.

Der Geizhals.

In einer Straße Liverpool's, die keineswegs zu den besten dieser Stadt gehörte, befand sich das Haus des Rechtsanwalts Anton Pollard. Er ist als Wittwer und gleichzeitig als ein Mann von geizigem und habsüchtigem Charakter bereits bezeichnet worden. Schon vor zehn Jahren, als die nachmalige Madame Rayner sich als Kind unter seiner Obhut befand, hatte dieselbe seine große Sparsamkeit bemerkt, und während der seitdem verflossenen Zeit war jene Sparsamkeit in völligen Geiz und widerliche Habgier ausgeartet, so daß er, um seinen Geldbesitz täglich zu vermehren, sich jede persönliche Bequemlichkeit versagte. Und doch hatte er, soweit ihm bekannt war, keinen einzigen Verwandten in der weiten Welt; er kannte Niemand, den er liebte und für welchen er Geld anzuhäufen gewünscht hätte, Niemand, den er als seinen Erben damit zu beglücken beabsichtigte. Es störte ihn durchaus nicht, daß nach seinem Tode sein Vermögen als herrenloses Gut der Krone zufallen würde, — der augenblickliche Besitz desselben war Alles, worauf er Werth legte.

Herr Pollard war ein bereits alter Mann, groß, hager, von blaßgelber Hautfarbe und einem finsteren Gesichtsausdruck. Ungeachtet seines Geizes war er doch — nach seiner Art — ein

rechtlicher Mann, das heißt, wenn er auch kein Bedenken trug, vermittelst aller dem Wucherer zu Gebote stehenden Mittel Diejenigen, welchen er Geld geliehen hatte, bis in den Staub niederzudrücken, ja, sie an den Bettelstab zu bringen, sobald er dabei seinen Vortheil fand, — so erfüllte er dagegen gewissenhaft jede einmal übernommene Verpflichtung. So hatte er auch im ganzen Verlaufe seiner Vormundschaft über Madame Rayner mit der strengsten Rechtlichkeit gegen dieselbe gehandelt und das von ihrem Vater in ihn gesetzte Vertrauen in keiner Weise gemißbraucht.

In den letzten Jahren war Pollard gegen alle Welt so mißtrauisch geworden, daß er, um nur nicht Schreiber halten und sich während eines Theiles jeden Tages aus seiner Wohnung entfernen zu müssen, seine Praxis als Rechtsanwalt fast gänzlich aufgegeben hatte. Ueberdies fand er es weit einträglicher, gegen hohe Zinsen und gute Sicherheit Gelder zu verleihen, besonders da er zu diesem Geschäfte keiner Gehülfen bedurfte. Zu der Zeit, wo wir ihn dem Leser vorführen, hatte er seinen Hausstand nach und nach so weit verringert, daß er nur noch eine Wirthschafterin und eine schlumpige Magd hielt.

Die Wirthschafterin war erst seit drei Wochen in seinem Dienste; sie hatte so vortreffliche Zeugnisse von hohen Damen aufzuweisen, in deren Häusern sie gedient zu haben behauptete, daß Herr Pollard sie ohne Zögern engagirt hatte. Außerdem war sie von London gekommen, und dies erschien ihm als eine weitere Empfehlung, denn Pollard glaubte bemerkt zu haben, daß die Liverpooler Dienstboten überaus verschwenderisch und unredlich waren. Als demnach Frau Webber — dies war der Name der neuen Wirthschafterin — sich vor drei Wochen Herrn Pollard als Reflektantin auf den in seinem Hause erledigten Posten vorstellte, miethete er sie um so bereitwilliger, weil ihre Salairforderung eine außerst bescheidene war.

Wir haben der Magd erwähnt, die außer Frau Webber in Pollard's Hause beschäftigt war. Wir müssen hinzufügen, daß dieses Mädchen nicht in dem Hause schlief, sondern sich täglich zu einer frühen Morgenstunde einfand und um acht oder neun Uhr Abends fortging.

Wenige Tage nach dem Eisenbahnunfall finden wir Herrn

Pollard in einem mit stark vergitterten Fenstern versehenen Parterrezimmer des Hinterhauses beim Abendessen. Ein einziges Talglicht brannte auf dem Tische; das Service war von gemeinem Fayence und die Mahlzeit bestand in einem Knochen, der höchstens für einen Hund geeignet war und an dessen wenigen Fleischfasern der geizige Mann sich zu sättigen suchte.

Während des vergeblichen Versuches, seinen Hunger an dem Knochen zu stillen, sah Pollard die Thür aufgehen und Frau Webber hereintreten.

„Nun, ist Alice fort?" fragte er.

Dies war der Name der Magd.

„Ja, sie ist eben fortgegangen," antwortete die Haushälterin mit sehr lauter Stimme, denn ihr Herr war in den letzten Jahren in hohem Grade harthörig geworden. „Denken Sie sich, Herr Pollard, die unverschämte Dirne brummte, weil ich ihr, wie sie meinte, nicht genug Brod und Käse zum Abendessen gab."

„Ah, Sie sind eine gute Frau — sparsam und ökonomisch!" rief Pollard; „die einzige Haushälterin unter allen, die ich bisher gehabt, welche Rücksicht auf mein Interesse nimmt."

„Und das werde ich immer thun, Herr Pollard," antwortete Frau Webber mit kriechender Freundlichkeit. „Ich habe das Kaminfeuer in dem Vorderzimmer ausgehen lassen, denn die Dame, die Sie seit einigen Tagen erwarten, wird wohl heute Abend nicht mehr kommen."

„Mein Gott, — wie unangenehm, daß sie nicht kommt!" seufzte Pollard. „Nach ihrem Briefe hätte sie schon vor einigen Tagen hier sein müssen — und nun lasse ich schon seit drei oder vier Tagen das Vorderzimmer heizen und kleine Erfrischungen vorräthig halten, — denn, wie ich Ihnen schon sagte, Frau Webber, muß ich sie doch einladen, einige Tage bei mir zu bleiben, nachdem ich so lange ihr Vormund war."

„Aber ist es nicht auch möglich, daß Madame Rayner die unbekannte Dame war, die bei dem Eisenbahnunglück mit den Anderen um's Leben gekommen ist?"

„Das ist durchaus nicht wahrscheinlich," antwortete Pollard, „denn Madame Rayner hätte sicherlich Papiere bei sich gehabt, aus denen man ihren Namen und ihre Verhältnisse erfahren haben

würde, während die unbekannte verunglückte Dame, wie aus den Zeitungsberichten hervorgeht, gar keine Papiere bei sich hatte."

„Und doch las ich in der Zeitung, daß die Dame von Niemandem erkannt worden ist," entgegnete Frau Webber.

„Erkannt?" rief Pollard. „Woran sollte man eine Person erkennen, deren Gesicht in Stücke zerfetzt und zerschmettert worden ist? Wenn aber Madame Rayner in den nächsten Tagen nicht kommt und ich auch keinen Brief von ihr erhalte, werde ich wirklich glauben müssen, daß Sie Recht haben und daß die bei dem Eisenbahnunfall um's Leben gekommene unbekannte Dame mein Mündel Luise war."

„Und wenn sie nun wirklich todt ist?" fragte die Haushälterin.

„Ah, wenn sie todt ist," erwiederte Pollard, „so muß ich die nächsten Verwandten ihres verstorbenen Mannes ausfindig machen und ihnen das Vermögen aushändigen, denn sie selbst hat keine Verwandten."

„Das sieht Ihnen ähnlich, Herr Pollard," rief Frau Webber. „Ich hörte von Ihrem rechtlichen und braven Charakter sprechen, bevor ich mich bei Ihnen für die Stelle meldete, und Alles, was man mir über Sie sagte, ließ mich wünschen, in Ihre Dienste treten zu können."

„Ja, ja, Frau Webber, das Vermögen soll in die berechtigten Hände kommen. Dort liegt's," fügte er mit einem Blick auf seine in dem Zimmer befindliche eiserne Geldkiste hinzu.

Dann aber erinnerte er sich plötzlich, daß er unvorsichtiger Weise ein Zugeständniß gemacht hatte, das er sonst nie zu machen pflegte — und welches nur in Folge des großen Vertrauens, das er in seine Wirthschafterin setzte, seinen Lippen entfahren war — und schnell verbesserte er sich:

„Ich wollte nur sagen, daß ich das Vermögen den berechtigten Erben gewissenhaft und prompt auszahlen würde; natürlich aber habe ich es nicht hier in meinem Hause, sondern bei einem Banquier."

„Gewiß, das ist selbstverständlich," bemerkte Frau Webber zustimmend. „Aber, um auf diese Madame Rayner zurückzukommen: Sie haben sie wohl lange nicht gesehen?"

„Es ist zehn Jahre her," antwortete Pollard; „sie war damals noch ein Kind, doch habe ich gehört, sie sei sehr schön geworden. Ich glaube nicht, daß ich sie wiedererkennen würde, und gerade deshalb wird sie die zur Feststellung ihrer Identität nothwendigen Papiere mitbringen. Jetzt begreifen Sie auch, warum ich es für unwahrscheinlich halte, daß sie die verunglückte Unbekannte war, an deren Leiche und in deren muthmaßlichem Gepäck man gar keine Papiere gefunden hat."

Nach einem kurzen weiteren Gespräche zog Frau Webber sich aus dem Zimmer zurück. Anstatt aber in die Küche oder nach ihrer eigenen Stube zu gehen, verließ sie das Haus durch die Hinterthür und trat in den Hof hinaus.

In einer der durch die Mauern gebildeten Ecken befand sich eine Thür, durch welche man in eine schmale Hintergasse gelangte. Als Frau Webber sich auf der Schwelle dieses Ausganges zeigte, trat sogleich ein Mann zu ihr, der offenbar in dem Gäßchen gewartet hatte.

Kein Wort wurde zwischen Beiden gewechselt, bis der Mann in den Hof getreten war. Kaum aber war dies geschehen und die Thür hinter ihm vorsichtig geschlossen, so begann er, mit Frau Webber in leisem Tone zu sprechen.

„Nun, was für Nachrichten?" fragte er begierig.

„Sehr gute, Barney," war die Antwort. „Ich habe eben entdeckt, daß der Alte wirklich ungeheuer viel Geld in der eisernen Kiste hat."

„Ah, Sie sind ein gescheidtes Weib," versetzte Barney im Tone der Bewunderung. „Sie haben immer erklärt, Sie wären fest überzeugt, daß der alte Kerl sein Geld gerade in der Kiste aufbewahrt. Das Geschäft kann also noch heute Nacht abgemacht werden — nicht wahr?"

„Ja, noch heut' Nacht," antwortete Frau Webber.

„Ist die Dame noch nicht gekommen?"

„Nein, und eben darum muß, nach dem, was ich erfahren habe, die Sache noch heute geschehen.

„Na, es ist ein wahres Glück, daß Sie sich nun endlich entschlossen haben, nachdem Sie mich und Bill Scott so lange hingehalten —"

„Sie müssen doch begreifen, Barney," erwiederte die verrätherische Wirthschafterin, „daß es besser war, die Sache ein paar Tage aufzuschieben, bis ich bestimmt erfahren konnte, ob Pollard das Geld, das er an Madame Rayner bezahlen soll, im Hause hat."

„Ja, aber wenn nun Madame Rayner plötzlich erschienen wäre, wer würde dann der Geprellte gewesen sein? Sie hätte ihr Geld in Empfang genommen und wär' damit ihres Weges gegangen. Nein, nein, Frau Webber, es war nicht klug, durchaus nicht klug, so lange zu warten."

„Wie unsinnig Sie sprechen, Barney!" rief Frau Webber zornig. „Ich sag' Ihnen, es war durchaus nothwendig, zu ermitteln, ob der Alte so viel Geld im Hause hat, daß es sich der Mühe lohnt —"

„Na, und jetzt haben Sie's ja ermittelt und wir wollen die Sache heut' abmachen," fiel der liebenswürdige Barney ihr in's Wort. „Wahrhaftig, mich soll der Teufel holen, wenn dieses Geschäft in Liverpool nicht das beste sein wird, was wir je unternommen haben. War's nicht ein wahres Glück, daß John Smedley nach Liverpool reiste wegen der Geschichte mit dem Miether und hier zufällig hörte, daß der geizige alte Kerl eine Wirthschafterin brauchte? Beim Satan! man könnte sich todtlachen, wenn man daran denkt, wie Pollard anbiß auf die hübschen Zeugnisse, die John mit eigener Hand fabricirt hatte und mit den vornehmen Namen unterschrieb."

„Nun aber, Barney, verschwenden Sie nicht die kostbare Zeit mit Ihrem Geschwätz," sagte Frau Webber. „Machen Sie, daß Sie fortkommen und bringen Sie Bill Scott zur rechten Zeit her."

„O, den Bill kann ich in fünf Minuten benachrichtigen. — Jetzt aber müssen wir noch erst Alles genau festsetzen."

In leisem Tone wurden zwischen dem hinterlistigen Weibe und ihrem schurkischen Verbündeten noch einige Verabredungen getroffen. Dann trennten sie sich.

Als Barney durch das Hinterpförtchen in die schmale Gasse hinaustrat, glaubte er hinwegeilende Schritte zu hören, und aus dem Rauschen von Kleidern schloß er ferner, daß die fliehende Person ein Frauenzimmer sein müsse. Er suchte mit seinen schar-

sen Augen die Dunkelheit zu durchdringen, konnte jedoch nichts unterscheiden. Er eilte nun, so schnell es ihm möglich war, durch die Gasse, ohne jedoch Jemand einzuholen.

Barney suchte sich nun zu überreden, daß entweder sein Ohr ihn getäuscht habe und daß Niemand dort gewesen sei, oder daß es irgend eine zu einem Nachbarhause gehörende Person wäre, die zur Ausführung irgend eines Auftrages ausgegangen — kurz, daß der Zwischenfall von keiner Bedeutung für ihn sei.

Er begab sich nun nach der verrufenen Taverne, in welcher er seit seiner Ankunft in Liverpool sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Wir müssen nun nach Herrn Pollard's Hause zurückkehren.

Kaum war Frau Webber aus dem Hause in den Hof getreten, um Barney einzulassen, als an die vordere Hausthür geklopft wurde. Da Pollard die Wirthschafterin nicht öffnen hörte, so glaubte er, sie müsse anderweitig beschäftigt sein, und ging daher selbst in den Hausflur, um zu ermitteln, wer Einlaß begehre.

Als er die Hausthür öffnete, erblickte er eine elegant gekleidete Dame von hoher Statur. Er glaubte sogleich, daß dies Madame Rayner sein müsse; doch wartete er mit der ihm eigenen Vorsicht, bis sie ihren Namen nennen würde.

„Herr Pollard," sagte Letitia Rodney, — denn diese war es — „nach langer Zeit sehen wir uns endlich wieder."

„Ah, Sie sind es also, Luise!" sagte der alte Mann, ihr die Hand reichend. „Treten Sie näher; ich habe Sie schon vor mehreren Tagen erwartet. Warum kommen Sie erst jetzt? — Aber Sie müssen laut sprechen, denn ich bin sehr taub geworden."

„Ich bin durch einen Unfall mehrere Tage aufgehalten worden," antwortete Letitia.

„Wie, Sie meinen das Eisenbahnunglück?"

„Ja, ich war in dem verunglückten Zuge."

„Wirklich? Man machte mich auf die Möglichkeit aufmerksam, daß Sie sich in jenem Zuge befunden hätten, und ich war in der That nicht ganz frei von Besorgniß, daß Sie die unglückliche Dame gewesen sein möchten, deren Persönlichkeit nicht festzustellen war. Doch bin ich herzlich froh, daß es anders ist. — Treten Sie in das Wohnzimmer."

Und als er mit Letitia in das Vorderzimmer trat, rief er mit einer Miene des Verdrusses: „Mein Gott, wie fatal! Meine Haushälterin hat das Kaminfeuer ausgehen lassen!" — obgleich er recht wohl vorher schon gewußt hatte, daß dies der Fall war.

„Ich bitte, mein lieber Herr Pollard," sagte Letitia mit der größten Freundlichkeit, „sich um meinetwillen nicht zu bemühen oder zu stören. Ich weiß recht wohl, daß die späte Stunde meines Besuches eine sehr unpassende ist; doch hielt ich es für meine Pflicht, Ihnen gleich nach meiner Ankunft in Liverpool meine Aufwartung zu machen — und ich bin eben erst angekommen."

„Sie werden doch eine Erfrischung annehmen?" fragte Herr Pollard, die Hand nach dem Klingelzuge ausstreckend.

„Nein, ich danke Ihnen," versetzte Letitia; „ich bin müde und fühle mich noch unwohl in Folge des Unfalls. Jetzt, da ich Sie besucht und mich von Ihrem Wohlsein überzeugt habe, will ich nach einem Hotel gehen und morgen werde ich zu irgend einer von Ihnen zu bestimmenden Stunde wiederkommen."

„Ich hatte erwartet, daß Sie einige Tage in meinem Hause verweilen würden," antwortete Pollard. „Ich habe ein Schlafzimmer für Sie in Bereitschaft setzen lassen — dasselbe, welches Sie vor zehn Jahren innehatten.

„Sie sind überaus gütig," sagte Letitia, „und es würde von mir undankbar sein, wenn ich nicht allen Ihren Wünschen nachkäme. Ich muß Ihnen für die Art und Weise, in welcher Sie die von meinem verstorbenen Vater Ihnen übertragene Vormundschaft verwaltet haben, meinen aufrichtigen Dank aussprechen und —"

„Es bedarf keines Dankes," unterbrach Pollard sein vermeintliches Mündel. „Uebrigens müssen Sie anerkennen, Luise, daß ich mich jedes Vorwurfs enthalten habe, als Sie einen gewissen Schritt thaten —"

„O, kommen Sie darauf nicht zurück, mein lieber Herr Pollard," rief Letitia, indem sie sich das Taschentuch vor die Augen hielt; „es erinnert mich nur zu schmerzlich an meinen unwiederbringlichen Verlust."

„Ja, ja, das kann ich mir denken," versetzte Pollard. „Sie werden also einige Tage in meinem Hause bleiben? Nun, es

wird mir angenehm sein, die Gesellschaft einer Person zu haben, die ich als Kind gekannt und seit jener Zeit nicht gesehen habe. Sie sind sehr schön geworden, Luise, und ich würde Sie nicht wiedererkannt haben."

Während Pollard dies sagte, betrachtete er Letitia mit großer Aufmerksamkeit, doch verrieth sein Benehmen durchaus keinen Argwohn.

Das war eine Prüfung, die Letitia's ganze Verstellungskunst auf die Probe stellte; doch hatte sie dieselbe vorhergesehen und sich demnach darauf vorbereitet. Sie hielt die Prüfung standhaft aus und gab sich den Anschein, als erröthete und lächelte sie abwechselnd über das ihrer Schönheit gezollte Kompliment. Es war augenscheinlich, daß der alte Mann nicht den geringsten Verdacht gegen Letitia's Identität mit Madame Rayner hegte und es war demnach nur eine geschäftsmäßige Vorsicht, wenn er dem Gespräche diejenige Wendung gab, welche dasselbe jetzt nahm.

„Wir sprachen vorhin von dem Eisenbahnunglück," sagte er, „und ich will nun bemerken, daß meine Besorgniß, Sie möchten von demselben betroffen worden sein, nur sehr gering war; denn die unerkannte Dame scheint durchaus keine Papiere in ihrem Besitze gehabt zu haben, aus welchen ihr Name und ihre sonstigen Verhältnisse zu ersehen gewesen wären."

„Und Sie wußten recht wohl," bemerkte lächelnd Letitia, „daß dies bei mir nicht der Fall gewesen wäre. Ich habe hier," fügte sie hinzu, indem sie ein kleines Packet zum Vorschein brachte, „eine Anzahl von Papieren, die Sie vielleicht durchzusehen die Güte haben werden, sobald Sie Muße dazu finden."

„Wo haben Sie Ihr Gepäck gelassen?" fragte Pollard.

„Auf dem Bahnhofe," antwortete Letitia. „Es war meine Absicht, Sie zu bitten, mir ein passendes Hotel zu empfehlen. Da Sie aber so freundlich waren, mir einen zeitweiligen Aufenthalt in Ihrem Hause anzubieten, so will ich hingehen und meine Effekten hierher bringen lassen."

„Ich darf Ihnen nicht gestatten, zu dieser späten Stunde noch auszugehen," erwiederte Pollard. „Morgen in aller Frühe werde ich Ihnen Jemand verschaffen, der Ihr Gepäck vom Bahnhof herbringen soll. Wenn Sie hier nicht frieren, so wollen wir noch

ein wenig plaudern und ich kann dann zu gleicher Zeit Ihre Papiere durchsehen; das wird für morgen Zeit ersparen und Sie werden demnach morgen nichts weiter zu thun haben, als die Dechargen zu unterschreiben und Ihr Geld in Empfang zu nehmen."

Während dieser Worte öffnete der alte Mann das Päckchen und begann die Prüfung der Dokumente, indem er gleichzeitig seine Bemerkungen über dieselben äußerte.

„Ihr Geburtszeugniß — ja, ja, ganz richtig. Das ist Ihr Trauschein — und hier das französische Attest über den Tod Ihres armen Mannes. Es ist mir lieb, daß Sie es mitgebracht haben, da es in gewissem Grade nothwendig ist. Ah, hier sind auch mehrere an Sie gerichtete Briefe von mir. Sehr gut. Wir wollen nun alle diese Papiere wieder zusammenpacken und Sie mögen sie in Ihrem Besitz behalten. Wenn ich sie überhaupt prüfte, so geschah es eben nur der Formalität wegen."

„Natürlich, mein lieber Herr Pollard," antwortete Letitia, die sich nach Beendigung dieser Feuerprobe unendlich erleichtert fühlte, „Ihnen liegt es ob, diese Angelegenheit in geschäftsmäßiger Weise zu erledigen. Und nun will ich, mit Ihrer Erlaubniß, zur Ruhe gehen, denn ich fühle mich sehr ermüdet."

Herr Pollard klingelte und Frau Webber erschien. Sie war nach ihrer Zusammenkunft mit Barney eben erst in das Haus zurückgekehrt und hatte nicht die leiseste Ahnung davon, daß während ihrer kurzen Abwesenheit irgend Jemand eingelassen worden war. Sie fühlte demnach große Ueberraschung, als sie bei Pollard eine Dame fand.

Natürlich vermuthete sie sogleich, daß dies Madame Rayner sein müsse, und schnell ihre Selbstbeherrschung wieder gewinnend, nahm sie eine Miene freundlichen Wohlwollens an, als wäre sie höchlich erfreut, daß der so lange erwartete Besuch endlich eingetroffen war.

„Dies ist Madame Rayner," sagte Pollard zu der Wirthschafterin, „und so sind denn durch ihre Ankunft alle Besorgnisse beseitigt. Führen Sie Madame Rayner nun in das für sie in Bereitschaft gesetzte Schlafzimmer. — Gute Nacht, Luise."

„Gute Nacht, mein werther Herr," antwortete Letitia und folgte der Haushälterin aus dem Zimmer.

Einige Minuten später kehrte die Letztere zu Pollard zurück, um ihn, wie gewöhnlich, zu fragen, ob er noch etwas brauche, bevor sie zur Ruhe ginge.

Die Antwort fiel verneinend aus und Frau Webber zog sich zurück.

40.

Das vergitterte Zimmer.

Es war nun beinahe zehn Uhr und Pollard begab sich nach dem mit vergitterten Fenstern versehenen Zimmer zurück, in welchem wir ihn zuerst gefunden haben und das ihm zugleich als Schlafgemach diente.

Er sollte sich am folgenden Tage von dreitausend Pfund trennen, und obgleich dies nicht sein eigenes Geld war, so lag für ihn doch etwas Angenehmes in dem augenblicklichen Besitze, denn er liebte es, seine Augen an den Massen blinkender Goldstücke zu weiden. An dem Tage nun, an welchem Madame Rayner ihre Volljährigkeit erreichte, hatte er die Summe von dreitausend Pfund von seinem Banquier zurückgezogen und sie in die in seinem Schlafzimmer befindliche eiserne Geldkiste gelegt.

Pollard setzte sich an den Tisch und begann das Geld zu zählen, von welchem er morgen Abschied nehmen sollte. Der Geizhals empfand Betrübniß bei dem Gedanken, eine so beträchtliche Summe hingeben zu müssen; dessenungeachtet fiel es ihm keinen Augenblick ein, sich das Geld anzueignen; auch bedauerte er es nicht, die Pflichten seiner Vormundschaft ehrenhaft erfüllt und ehrlich gehandelt zu haben gegen die rechtmäßige Eigenthümerin des Vermögens, die er jetzt unter seinem Dache wähnte.

Inzwischen war Frau Webber nach ihrem eigenen Zimmer hinaufgegangen. Hier saß sie während einer Viertelstunde, in

ihrer Hand eine ihr gehörige große silberne Uhr haltend, während ihr Blick auf das Zifferblatt geheftet war.

„Er wird in seinem Zimmer noch eine gute halbe Stunde aufsitzen," sagte sie sich, — denn sie kannte bereits die Gewohnheiten ihres alten Herrn — „um seine Rechnungsbücher durchzusehen, bevor er sich für die Nacht einschließt. Um ein Viertel auf Elf soll ich Barney und Scott einlassen und die werden dann noch eine gute Viertelstunde für ihre Arbeit haben. Ja, und gethan soll sie werden — trotz der Anwesenheit dieser Madame Rayner!"

Während Frau Webber diese Betrachtungen anstellte, fuhr sie fort, den Minutenzeiger der Uhr unverwandt zu beobachten, und gerade als er zwölf Minuten nach Zehn markirte, zog sie ihre Schuhe ab, öffnete sehr leise die Thür und schlich geräuschlos die Treppe hinunter. Sie nahm kein Licht mit sich — lautlos und geheimnißvoll, wie ein böser Geist, setzte sie im Finstern ihren Weg fort.

So erreichte sie das Erdgeschoß, blickte durch das Schlüsselloch der Thür des vergitterten Zimmers — und ging von dort in die Küche. Hier angekommen, öffnete sie vorsichtig die Hinterthür, zog ihre Schuhe wieder an und trat in den Hof hinaus.

Die zu dem Hintergäßchen führende kleine Pforte war schnell aufgeschlossen — und zwei Personen, welche draußen bereits gewartet hatten, traten in den Hof: es waren Barney und sein hoffnungsvoller „Zögling" Bill Scott.

Frau Webber führte die Männer in die Küche. Hier zündete sie Licht an, und als das Zündholz aufflammte, legte sie bedeutungsvoll einen Finger auf ihre Lippen.

„Still!" flüsterte sie; „wir müssen vorsichtig sein; die Dame ist angekommen."

„Hat der Alte ihr das Geld schon ausbezahlt?" fragte Barney besorgt.

„Nein," war Frau Webber's Antwort; „ich bin gewiß, daß er es noch in seinem Kasten hat; es sind erst noch Papiere zu unterschreiben."

„Na, dazu wird's wohl nicht mehr kommen!" bemerkte Barney mit einem Blicke, in welchem eine furchtbare Bedeutung lag.

„Apropos, Frau Webber, hab' ich Sie vorhin richtig verstanden? Ist's Ihre Absicht, sich gleich aus dem Staube zu machen, sobald die Sache abgethan ist?"

„Natürlich — wenn das Geld getheilt ist," versetzte das Weib. „Auch müssen wir alle Drei dann verschiedene Wege gehen und obgleich ich eine alte Frau bin, werde ich die ganze Nacht nicht ausruhen und morgen so früh nach London fahren, wie es nur geht."

„Aber die Geschichte wird furchtbares Aufsehen machen," bemerkte Barney, „und es wird für Sie nicht rathsam sein, sich in John Smedley's Haus zu verstecken — dort würde man Sie sicherlich fassen."

„Das ist auch gar nicht meine Absicht," erwiederte das gottlose Weib. „Ich werde nach Frankreich gehen und nie wieder nach England zurückkehren. Aber jetzt müssen wir an die Arbeit gehen; es ist die höchste Zeit."

„Hier ist das Werkzeug," sagte Barney, indem er einen langen Dolch aus einer Tasche und aus der anderen zwei Pistolen hervorzog. „Aber hiermit muß ich zuerst arbeiten," fügte er hinzu, die Schärfe des Dolches mit den Fingerspitzen prüfend und die Pistolen in die Tasche zurücklegend.

„Kommt nun!" rief Frau Webber, „und merkt Euch, daß, wenn Madame Rayner oben ein Geräusch hört, — wenn der Alte sich zur Wehre setzt und sie herunterkommt oder ein Geschrei erhebt —"

„Dann müssen wir auch sie stumm machen," fiel Barney seiner Verbrechensgenossin in's Wort.

Frau Webber nickte zustimmend mit dem Kopfe; dann sagte sie, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen:

„Als ich herunterkam, sah ich durch's Schlüsselloch und fand, daß der Alte mit dem Rücken gegen die Thür gerichtet saß. Wenn wir ihn auch jetzt noch in derselben Stellung finden, so wird die Arbeit leicht genug sein, denn er ist zu taub, um die Thür öffnen oder den Schall Eurer Schritte zu hören. Aber Ihr thätet am besten, Eure Schuhe auszuziehen."

Dieser letztere Rath würde von Barney und Scott sogleich befolgt und Frau Webber ging ihnen alsdann mit dem Lichte in

der Hand voran. Als sie den Gang erreichten, in welchen das vergitterte Zimmer mündete, stellte sie das Licht auf die Treppe und blickte abermals durch das Schlüsselloch. Dann wendete sie ihr Gesicht zu ihren schurkischen Genossen und der Ausdruck der Zufriedenheit, welchen dasselbe zeigte, ließ die Männer errathen, daß die Umstände den Mordplan noch immer begünstigten.

Und nun schritt Frau Webber dazu, die Thürklinke so geräuschlos als möglich zu heben, und als sie die Thür geöffnet hatte, sahen Barney und Scott den Greis, den Rücken der Thür zugewendet, am Tische sitzen. Ein einziges Licht beleuchtete das Zimmer — ein Licht, dessen Strahlen von Goldstücken reflektirt wurden, mit deren Durchzählung Pollard beschäftigt war. Zwei Geldbeutel standen vor ihm; daneben lag ein offenes Kontobuch, das den Vermögensstand der Frau Rayner genau nachwies, da ihr Konto bis auf den kleinsten Bruchtheil ausgerechnet und abgeschlossen war.

So vertieft war Pollard in seine Beschäftigung, daß, wenn er auch minder harthörig gewesen wäre, er das leise Oeffnen der Thür und die Schritte der hinter ihm heranschleichenden Mordgesellen wahrscheinlich nicht vernommen haben würde.

Barney kam, den langen scharfen Dolch in der Faust, zuerst heran; hinter ihm folgte Bill Scott mit einem Pistol, das er für den Nothfall zum Gebrauche bereit hielt. Frau Webber blieb hinter der Thür zurück, — denn obgleich gottlos genug, zu dem blutigen Verbrechen die Hand zu bieten, zog sie es doch vor, sich den Anblick der verruchten That zu ersparen.

Immer näher kam Barney seinem ausersehenen ahnungslosen Opfer, und als er unmittelbar hinter der Stuhllehne stand, erhob der Unhold den mit dem Dolche bewaffneten Arm, um den Mordstreich zu führen.

In diesem Augenblick zuckte Frau Webber zusammen und unwillkürlich entfuhr ihren Lippen das Wort:

„Wartet!"

Bill Scott hörte den Zuruf und legte die Hand auf Barney's Schulter, um ihm begreiflich zu machen, daß irgend ein unerwarteter Zwischenfall eingetreten sei.

Aber es war zu spät! — die galvanische Kraft war bereits

in des Mörders Arm, — der Dolch fuhr mit furchtbarer Gewalt herab und drang tief zwischen die Schultern des unglücklichen Greises — ein Stöhnen entrang sich seiner Brust und sein Kopf sank dröhnend auf die Tischplatte.

Anton Pollard war todt!

„Es war Nichts!" sagte Frau Webber, als die That vollbracht war. „Ich glaubte Jemand oben umhergehen zu hören."

Wir müssen hier unsere Erzählung unterbrechen und auf kurze Zeit zu Letitia Rodney zurückkehren.

Wir haben bereits erwähnt, daß, als Frau Webber nach ihrer Unterredung mit Barney in das Vorderzimmer gerufen wurde, um Letitia nach dem für sie bereit gehaltenen Schlafgemach zu führen, sie erstaunt war, ihren Herrn nicht allein zu finden und daß die Dame, welche sie für Madame Rayner hielt, während ihrer kurzen Abwesenheit eingelassen worden war. Der Blick der Ueberraschung, welchen Letitia an der Haushälterin bemerkte, hatte die Erstere sehr beunruhigt; ihr schuldiges Gewissen spiegelte ihr sogleich eine Ursache der Besorgniß vor. Vielleicht war diese alte Wirthschafterin schon seit vielen Jahren in Pollard's Dienst, — vielleicht hatte sie die wirkliche Luise gekannt und erstaunte nun, in der vermeintlichen Madame Rayner eine Person zu sehen, deren Gesichtszüge ganz anders waren, als diejenigen, welche sie zu sehen erwartet hatte. Diese Gedanken durchzuckten Letitia's Geist und ein kaltes Frösteln des Schreckens durchrieselte ihre Glieder. Dessenungeachtet gelang es ihr, äußerlich gefaßt und ruhig zu scheinen, und schweigend folgte sie Frau Webber in das zu ihrer Aufnahme bestimmte Zimmer.

Andererseits war aber auch Frau Webber über die Ankunft der vermeintlichen Madame Rayner bestürzt, da sie anfangs fürchtete, daß der Mordplan nun nicht mehr ausgeführt werden könne. Ein Theil dessen, was sie fühlte, zeigte sich auf ihrem Gesichte, und Letitia glaubte in der Art und Weise, mit welcher die Haushälterin sie betrachtete, etwas Seltsames und Eigenthümliches zu sehen. Da sie aber in diesem Augenblicke geneigt war, Alles nach ihren eigenen Befürchtungen zu deuten, so fand sie ihre frühere Besorgniß bestätigt: sie bildete sich ein, daß Frau Webber einen Verdacht gegen ihre Identität mit Madame Rayner gefaßt habe.

Gern hätte Letitia mit der alten Frau ein Gespräch angeknüpft und den Versuch gemacht, durch scheinbare Unbefangenheit den vermeintlichen Argwohn der Haushälterin zu zerstreuen oder wenigstens zu ermitteln, ob für ihre Befürchtung ein wirklicher Grund vorhanden wäre, oder nicht. Doch schienen die Worte in ihrer Kehle stecken zu bleiben und sie vermochte keine Silbe hervorzubringen.

„Brauchen Sie noch Etwas, Madame?" fragte Frau Webber mit einer gewissen Gezwungenheit, die nur eine Folge ihres Unmuthes über Letitia's ihr so ungelegene Ankunft war.

„Nichts," antwortete Letitia mit großer Anstrengung. Dann murmelte sie ein leises „Gute Nacht!", das Frau Webber gar nicht hörte und also auch nicht erwiederte.

Die Haushälterin verließ das Zimmer unter dem Eindrucke, daß Madame Rayner stolz und zurückhaltend sei und aus bloßem Hochmuth jedes Gespräch mit ihr vermeide.

Das gezwungene Benehmen der Frau Webber wurde andererseits von Letitia als absichtliche Kälte der Alten gedeütet — eine Kälte, die Letitia einer ganz anderen Ursache zuschrieb, und kaum hatte Frau Webber sich zurückgezogen, so sank Letitia auf einen Stuhl und murmelte in schrecklicher Bestürzung:

„Sie hat Argwohn gefaßt — ich werde entlarvt werden! Diese Frau ist offenbar schon mehr als halb überzeugt, daß ich nicht Madame Rayner bin! Jedenfalls wird sie ihrem Herrn einen Wink geben, der ihn warnt und vorsichtig macht. Er wird mich morgen genauer befragen, als er es sonst gethan hätte, er wird absichtlich mit mir von Dingen sprechen, über welche ich kein Wort weiß, — ich werde ertappt — kompromittirt — in's Gefängniß geworfen — vor Gericht gestellt — deportirt werden! — O, mein Gott!"

Sie rang verzweifelnd die Hände. Bitterlich bereute sie nun, sich in ein so gefahrvolles Unternehmen gestürzt zu haben — und während sie bis vor wenigen Minuten sich gänzlich sicher gewähnt und an der glücklichen Durchführung des von ihr begonnenen Betruges keinen Augenblick gezweifelt hatte, vermochte sie nun gar nicht zu begreifen, wie sie ein so wahnwitziges Projekt hatte entwerfen können. Sie würde Welten hingegeben haben — hätte sie

solche besessen — nur um ungehindert aus dem Hause zu kommen, denn eine Fortsetzung des Betruges schien ihr durchaus hoffnungslos. Während sie sich mit diesen peinlichen Betrachtungen beschäftigte, hörte sie Frau Webber die Treppe heraufkommen und die Thür ihres eigenen Zimmers schließen.

„Sie ist unten gewesen," sagte sich Letitia, von tiefer Angst erfüllt; „sie hat ihrem Herrn gesagt, daß er betrogen ist. O, was wird aus mir werden!"

Wiederum begann Letitia verzweifelnd die Hände zu ringen, als plötzlich in ihr der Gedanke auftauchte, daß sie vielleicht unbemerkt aus dem Hause entkommen könne. Ja, diesen Versuch wollte sie jedenfalls machen, — und sollte etwa die vordere Hausthür verschlossen sein, so würde sich vielleicht Gelegenheit bieten, die Flucht durch ein Fenster des Erdgeschosses zu bewerkstelligen. Wie froh war sie nun, ihr Gepäck auf dem Bahnhofe gelassen zu haben! Vielleicht ging noch in der Nacht ein Zug ab, — jedenfalls würde ein solcher früh am Morgen abgehen und Letitia konnte demnach Liverpool weit hinter sich haben, bevor ihre Flucht aus dem Hause entdeckt werden würde.

Nachdem Letitia dies Alles erwogen hatte, beschloß sie, den Fluchtversuch auszuführen. Sie hatte ihren Hut und Shawl noch nicht abgelegt und war daher zum Aufbruch vollkommen gerüstet. Sie hielt es jedoch für rathsamer, zu warten, bis die Insassen des Hauses zum Einschlafen Zeit gehabt hätten.

So wartete sie denn. Es war für Letitia eine peinliche und angsterfüllte halbe Stunde, denn sie hatte keineswegs die Gewißheit, daß es ihr gelingen würde, unentdeckt aus dem Hause zu kommen. Sie hörte nicht, wie Frau Webber die Treppe hinunterging, und da das Haus vollkommen ruhig blieb, so beschloß Letitia, ihr Vorhaben nun auszuführen.

Sie öffnete demnach die Thür ihres Zimmers und schlich leise hinaus. Als sie jedoch die nach unten führende Treppe erreichte, sah sie im Hausflur ein Licht schimmern; schnell zog sie sich in ihr Zimmer zurück und schloß die Thür lauter, als mit der anzuwendenden Vorsicht vereinbar war. Es war das Geräusch, welches Frau Webber's Ohren erreicht und ihr den Ausruf „Wartet"

in dem Augenblicke entlockt hatte, als Barney eben im Begriffe war, den verhängnißvollen Mordstreich nach seinem Opfer zu führen.

Die Blutthat war vollbracht, wie wir bereits erzählt haben, und kaum war sie ausgeführt, so sagte Frau Webber ihren männlichen Genossen, daß sie durch einen falschen Alarm erschreckt worden war.

„Was glaubten Sie denn zu hören?" fragte Barney.

„Es klang so, als ob oben eine Thür auf- und zugemacht würde."

„So? Wie nun, wenn die fremde Dame oben gelauscht und etwas gehört hätte — und sich vielleicht nicht herunter wagt, statt dessen aber ihr Fenster öffnet und Jemandem auf der Straße einen Wink giebt? Dann wird das Haus nach einigen Minuten umzingelt sein, die ganze Nachbarschaft wird alarmirt werden — und wir sind an den Galgen geliefert."

Frau Webber's Gesicht nahm einen Ausdruck der Bestürzung an, als sie diesen ihr hastig zugeflüsterten Worten ihres Verbrechensgenossen lauschte.

„Na, was ist also zu thun?" fragte Bill Scott.

„Beim Teufel! wir müssen das Frauenzimmer oben ebenso stumm machen, wie den Alten hier!" rief Barney mit düsterer Entschlossenheit. „Kommen Sie mit nach oben und zeigen Sie uns die Stube, Frau Webber; das Geld hier können wir nachher noch theilen; — er wird wahrhaftig nicht mit dem Gelde davonlaufen," fügte er mit scheußlichem Cynismus hinzu, indem er einen Blick auf Pollard's Leiche warf.

Mittlerweile war Letitia Rodney eine Beute der schrecklichsten Befürchtungen, indem ihr schlechtes Gewissen ihr alle erdenklichen Schrecknisse vorführte. Sie glaubte, der Umstand, daß unten im Hausflur zu so später Stunde Licht brannte, sei nur dadurch zu erklären, daß man Gerichtsdiener holen lasse, die sie verhaften sollten.

Eine neue Idee tauchte in Letitia's Geiste auf. Wie, wenn sie hinuntereilte und, sich zu Herrn Pollard's Füßen werfend, den beabsichtigten Betrug offen bekennen und ihn um Verzeihung bitten würde? Diese Verzeihung hoffte sie um so leichter zu erlan-

gen, als sie zum Dank für dieselbe dem geizigen alten Manne Mittheilungen machen konnte, die ihn, wie Letitia glaubte, in den Stand setzen würden, die dreitausend Pfund für sich zu behalten. Sie konnte ihm sagen, daß sein früheres Mündel, Madame Rayner, nicht mehr am Leben und auf eine Weise umgekommen war, die es ihren Erben — wenn überhaupt Erben auf ihrer oder ihres Mannes Seite existirten — unmöglich machen würde, von ihrem Tode Nachricht zu erhalten.

Mit Blitzesschnelle durchzuckten diese Gedanken Letitia's Gehirn. Bevor sie jedoch hinunterging, um ihre neue Idee in Ausführung zu bringen, öffnete sie abermals die Thür und lauschte. Ha! sie hörte Stimmen unten; — es waren in Wirklichkeit die Stimmen der Elenden, welche in jenem Augenblicke den Beschluß faßten, Letitia selbst zu ermorden. Die Letztere verstand jedoch nicht, was sie sagten; sie bildete sich vielmehr ein, daß die Gerichtsdiener bereits im Hause wären, um sie zu verhaften. O, sie mußte den Herrn Pollard um eine besondere Unterredung bitten; es schien das einzige Mittel, durch welches sie sich vom Verderben erretten könnte.

Fast zur Raserei getrieben, eilte das unglückliche Mädchen die Treppe hinunter, und als sie die zweite Hälfte derselben erreichte und Frau Webber, von zwei Männern gefolgt, heraufkommen sah, schienen ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt zu sein, — denn in ihren Augen nahmen Barney und Bill Scott das Aussehen von Polizeibeamten an.

„O, schonen Sie mich!" rief sie, in rasender Verzweiflung die Hände zusammenschlagend, während sie auf der Treppe stehen blieb. „Ich will ja Alles bekennen. Ich weiß, daß ich sehr verwerflich gehandelt habe, aber die Versuchung war so groß! Lassen Sie mich mit Herrn Pollard sprechen — und ich will ihm Etwas mittheilen, das ihn veranlassen wird, mir zu vergeben."

Das Erstaunen, welches Frau Webber und ihre schurkischen Genossen über diese leidenschaftlichen Ausrufungen und Geständnisse fühlten, läßt sich kaum beschreiben. Während sie Letitia's Bekenntniß einerseits gar nicht zu verstehen vermochten, hatten sie andererseits doch genug gehört, um zu begreifen, daß das Mäd-

chen von dem soeben verübten blutigen Verbrechen gar keine Ahnung hatte, daß sie Pollard vielmehr noch am Leben glaubte, da sie um eine Unterredung mit ihm bat.

Die drei Elenden wechselten fragende Blicke und Letitia glaubte, sie wären unentschlossen, ob sie ihre Bitte gewähren oder sie sofort in's Gefängniß führen sollten.

„Um Gotteswillen, — schonen Sie mich!" wiederholte sie flehend, indem sie langsam die noch übrigen Treppenstufen hinabschritt, „und ich will bekennen, was mich zu dem Betruge verlockt hat."

„Ha, rief Frau Webber, für welche diese Worte eine Offenbarung enthielten, „wer sind Sie denn?"

„Ich heiße Letitia Rodney; ich traf Madame Rayner —"

„Sie sind also nicht Madame Rayner?" fragte schnell die Haushälterin.

„Nein — und Sie wußten gleich anfangs, daß ich es nicht war. O, da ist Herr Pollard — barmherziger Gott!" kreischte Letitia, als ihre Augen auf den Dolch fielen, der noch zwischen den Schultern des Ermordeten steckte — und von der entsetzlichen, niederschmetternden Ueberzeugung ergriffen, daß hier ein Mord ververübt worden war, sank sie ohnmächtig am Fuß der Treppe nieder.

„Laßt sie da liegen; — wir wollen das Geld schnell theilen und das Weite suchen," sagte Barney. „Es lohnt nicht der Mühe, ihr etwas zu Leide zu thun."

„Halt!" rief Frau Webber, von einem genialen, aber auch wahrhaft teuflischen Gedanken ergriffen. „Wir können uns gegen jede Gefahr der Entdeckung sichern und ich brauche nicht aus dem Lande zu fliehen!"

„Was meinen Sie damit?" fragten Barney und Scott wie aus einem Munde.

„Ueberlaßt Alles mir," versetzte Frau Webber, „ich weiß, was ich thue. Nehmen Sie das Geld an sich, Barney, — ich bin überzeugt, daß ich mich wegen meines Antheils auf Sie verlassen kann; — machen Sie, daß Sie nach London kommen und übergeben Sie meinen Theil meiner Tochter Barbara, aber nicht John Smedley — ja nicht John Smedley."

„Schon gut, Frau Webber," antwortete Barney. „Komm mit, Bill, wir wollen aufbrechen."

Ueberzeugt, daß Letitia sich in einer tiefen Ohnmacht befinde, aus welcher sie sobald nicht erwachen würde, begaben die drei Elenden sich in das vergitterte Zimmer zurück; hier nahmen die beiden Männer Besitz von dem Golde und den Banknoten — mit Ausnahme von funfzig Sovereigns, welche sie, auf den Wunsch der Frau Webber, der Letzteren als Mittel zur Ausführung ihres Planes zurückließen.

Dann entfernten sich Barney und Scott durch dasselbe Hinterpförtchen, durch welches sie gekommen waren und das Frau Webber sorgfältig hinter ihnen verschloß.

Bei ihrer Rückkehr in das Haus fand sie Letitia noch immer in tiefer Ohnmacht liegen. Sie näherte sich der Leiche Pollard's, nahm die Börse aus seiner Tasche, legte die von der Beute zurückbehaltenen fünfzig Sovereigns hinein und steckte sie dann in die Kleidtasche der bewußtlosen Letitia.

Nachdem das gethan war, öffnete Frau Webber die vordere Hausthür und begann aus Leibeskräften die Worte „Mord! Zu Hülfe!" in die Straße hinaus zu kreischen.

Der Alarm verbreitete sich wie ein Lauffeuer, — mehrere Personen eilten herbei — und als Letitia endlich durch das um sie her herrschende Schreien und laute Sprechen zu theilweisem Bewußtsein gebracht war, stürmten die Flüche und Ausrufe des Abscheus von zehn oder zwölf sie umringenden Personen auf sie ein.

Sie wurde beschuldigt, den Rechtsanwalt Pollard ermordet zu haben!

Keine Feder vermag die Verwirrung zu schildern, welche nun in dem Hause herrschte. Die Nachbarn strömten herein und der Anblick der über den Tisch hingebeugten Leiche mit der noch im Genick steckenden Mordwaffe erregte in Allen ein Gefühl schaudernden Entsetzens.

„Ich — ich soll einen Mord verübt haben?" rief Letitia, indem sie verstörte und wilde Blicke umherwarf. „O nein, nein; es war dieses abscheuliche Weib" — indem sie auf die Haushälterin zeigte — „und die beiden Kerle, die bei ihr waren —"

„Elende!“ rief ihrerseits Frau Webber, „Sie wissen nur zu gut, daß Sie den armen alten Herrn niederstachen, weil er Sie als Betrügerin entlarvt hatte, und dann sanken Sie in Ohnmacht, als ich, durch das Geräusch alarmirt, herunterkam und die schreckliche That entdeckte.“

Letitia fühlte sich gelähmt durch diese Beschuldigung; sie versuchte zu sprechen, war aber außer Stande, ein Wort hervorzubringen. Eine Anwandlung von Schwindel kam über sie, und sie würde auf's Neue ohnmächtig zu Boden gesunken sein, wenn nicht zwei Konstabler, die sie nun verhafteten, sie mit den Armen aufgefangen hätten.

In diesem an Bewußtlosigkeit grenzenden, kläglichen Zustande wurde Letitia nach der nächstgelegenen Polizeistation gebracht. Ein zahlreicher Menschenhaufen folgte ihr und auf allen Gesichtern malte sich Erstaunen, daß eine so junge und schöne Person sich eines solchen furchtbaren Verbrechens schuldig gemacht habe.

Als die Polizeistation erreicht war, machte Frau Webber ihre die Anklage begründende Aussage, in der sie jedoch durch die leidenschaftlichen, einen Zustand rasender Aufregung bekundenden Ausrufe Letitia's fortwährend unterbrochen wurde. Die Letztere wurde durchsucht und die funfzig Sovereigns enthaltende Börse bei ihr gefunden. Diese Börse wurde nicht nur von Frau Webber, sondern auch von dem Schlächter, dem Bäcker und dem Gewürzhändler der Nachbarschaft — deren Kunde der Ermordete gewesen und die nun auf der Polizeistation anwesend waren — als Pollard's Eigenthum bezeichnet.

Natürlich schenkte Niemand den ungestümen Unschuldsbetheuerungen und den Frau Webber treffenden Gegenbeschuldigungen der unglücklichen Letitia den geringsten Glauben. Sie wurde in eine Zelle gesperrt, in welcher sie den Ueberrest der Nacht in einem an Raserei grenzenden Zustande verlebte.

Am nächsten Morgen wurde Letitia vor den Friedensrichter geführt und in aller Form beschuldigt, Anton Pollard ermordet zu haben.

Inzwischen war ihr auf dem Bahnhofe zurückgelassenes Gepäck von der Polizei in Besitz genommen und durchsucht worden. Es fanden sich einige Briefe darin, aus welchen hervorging, daß

die Gefangene Letitia Rodney hieß, während an ihr selbst nicht nur die Börse des Ermordeten, wie wir schon erwähnten, sondern auch die der Madame Rayner zugehörig gewesenen Papiere gefunden worden waren.

Die von Frau Webber vor dem Friedensrichter gemachten Aussagen lauteten, wie folgt:

„Der verstorbene Herr Pollard war der Vormund einer Dame, Namens Luise Rayner, die er jedoch seit ihrer Kindheit nicht gesehen hatte. Diese Dame erreichte vor Kurzem ihre Volljährigkeit und Herr Pollard erwartete ihren Besuch, um ihr das ihr zukommende Vermögen zu übergeben. Gestern Abend erschien die Gefangene in Herrn Pollard's Hause und gab sich für Madame Rayner aus. Mein verstorbener Herr hielt sie anfangs in der That für sein Mündel. Sie hatte eine lange Unterredung mit ihm, und als ich um zehn Uhr in meine Stube ging, ließ ich Beide in dem Zimmer zurück, in welchem Herr Pollard sich gewöhnlich aufzuhalten pflegte. Ich ging nicht sogleich zu Bette, da ich noch eine kleine Handarbeit zu vollenden hatte. Mit dieser war ich eine halbe Stunde beschäftigt gewesen, als ich unten sehr laut sprechen hörte. Ich öffnete meine Stubenthür und lauschte; und nun vernahm ich, wie Herr Pollard der Gefangenen bittere Vorwürfe machte, sie eine Betrügerin nannte und von ihr das Geständniß verlangte, wie sie auf den Gedanken gekommen wäre, sich ihm gegenüber für Madame Rayner auszugeben und auf welche Weise sie die Papiere dieser Dame erlangt habe. Die Gefangene bat ihn, ihr den versuchten Betrug zu verzeihen und sie ungehindert ihres Weges gehen zu lassen; sie wolle ihm, wenn er ihr das verspräche, Alles bekennen. Während Herr Pollard mit seinen Vorwürfen fortfuhr, wurde die Thür des Zimmers, welche bis dahin offen gestanden hatte, geschlossen. Fast unmittelbar darauf glaubte ich einen Schrei oder vielmehr ein tiefes Stöhnen zu hören; dann wurde die Thür wieder geöffnet. Nun lief ich, von heftiger Unruhe ergriffen, hinunter. Die Gefangene stand im Hausflur; sie sah sehr verlegen und verwirrt aus, als sie mich kommen sah; da fiel mein Blick durch die Stubenthür — und ich prallte entsetzt zurück, — denn ein Dolch steckte in meines Herrn Genick, während sein Kopf vorwärts auf die Tischplatte gesunken

war. Ich erfaßte die Gefangene, nannte sie Mörderin und sie sank ohnmächtig nieder. Der Dolch hatte meinem Herrn gehört. Er fürchtete sich vor Dieben und hielt ihn zu seiner Vertheidigung. Wenn er zur Nachtzeit in jenem Zimmer schlief oder beschäftigt war, pflegte er ihn immer in seiner Nähe auf dem Tische zu haben. Ich kann daher nicht zweifeln, daß die Gefangene ihn während des Streites mit Herrn Pollard aufgriff und von ihm Gebrauch machte."

Während dieser von Frau Webber gemachten Angaben tobten in Letitia alle Gefühlsextreme, deren das menschliche Herz fähig ist: sie fühlte sich zermalmt durch die Wucht furchtbarer Bestürzung über ihre Lage; ungestüme Betheuerungen ihrer Unschuld und zornige Anklagen gegen Frau Webber unterbrachen die Angaben der Letzteren; dann wieder rief sie den Himmel an, zu ihren Gunsten dazwischen zu treten. Sie bekannte sich zu dem Betrugsversuche, wies aber die Beschuldigung des schwärzeren Verbrechens mit Abscheu und Entrüstung zurück. Bald gerieth sie in rasende Verzweiflung, bald wieder versank sie in eine Art dumpfer Betäubung, bis diese wiederum neuen ungestümen Versicherungen ihrer Unschuld wich.

Erst nach vieler Mühe und Geduld gelang es dem Friedensrichter, von Letitia eine einigermaßen zusammenhängende Darlegung der stattgefundenen Ereignisse zu erlangen. Sie erzählte die Art und Weise, in welcher sie Madame Rayner kennen gelernt und die Umstände, durch welche sie auf den Gedanken gebracht worden war, sich unter dem Namen jener unglücklichen Dame bei Herrn Pollard einzuführen, um sich das Vermögen derselben anzueignen; sie erzählte ferner, wie sie den verübten Mord entdeckt und zwei Männer bei Frau Webber gesehen hatte; doch wollte Niemand diesem Theile ihrer Erzählung Glauben beimessen.

Dem Friedensrichter blieb unter den obwaltenden Umständen keine Wahl; er überwies Letitia Rodney, als des Mordes verdächtig, dem Kriminalgefängniß, mit der Bestimmung, sie bei den nächsten Assisen den Geschworenen vorzuführen.

41.

Eine plötzliche Veränderung.

Christian Aschton trat seine neue Stellung an und eine Woche verstrich, während welcher er sich die höchste Zufriedenheit des Fürsten von Castellamare errang. Inzwischen war er auch mit all' den Herren bekannt geworden, welche das Gefolge Sr. Königlichen Hoheit bildeten, und über welche wir für jetzt nichts weiter zu sagen brauchen, als daß die Meisten von ihnen dem Chevalier Pardini, dem Baron Balsamo und dem Grafen Pergolesi nicht unähnlich waren. Obgleich sehr viele englische Edelleute, ohne ihre finanziellen Verhältnisse zu derangiren, leicht eine Anweisung auf ihre Banquiers hätten ausstellen können, deren Betrag das ganze Privateigenthum des Fürsten würde aufgewogen haben, so wurde dem Letzteren von der englischen Aristokratie doch äußerlich die höchste Zuvorkommenheit erwiesen. Es genügte, daß die Königin und Prinz Albert sich freundlich gegen ihn benahmen und daß er ein regierender Fürst war, um ihm die ehrfurchtsvolle Ergebenheit der Sprößlinge des englischen Adels zu sichern, welche, ihm ihre Aufwartung zu machen, nach Mivart's Hotel strömten.

Als die erste Woche der amtlichen Thätigkeit Christian's verstrichen und er im Begriff war, sich um fünf Uhr des Nachmittags zu entfernen, sah er sich nach dem Grafen Pergolesi um, der ihm sein Salair wöchentlich auszahlen sollte. Er konnte jedoch den Schatzmeister in keinem der von dem Gefolge des Fürsten bewohnten Zimmer finden. Dagegen sah Christian alle anderen Herren des fürstlichen Gefolges im Vorzimmer versammelt. Es fiel ihm sogleich ein, daß auch sie vielleicht auf den Schatzmeister warteten, um die ihnen etwa zukommenden Gelder in Empfang zu nehmen, wiewohl er kaum zu glauben vermochte, daß so hohe und vornehme Beamte ihre Salairs wöchentlich erhielten. Er brauchte sein eigenes Geld nun zwar nicht, da er für den Augenblick noch reichlich versehen war, doch hatte die von dem freundlich gesinnten Kellner ihm ertheilte Warnung ihn vorsichtig gemacht; er hielt es

für keineswegs unwahrscheinlich, daß Graf Pergolesi es versuchen möchte, ihn um sein Gehalt zu prellen, — eine Meinung, die um so mehr gerechtfertigt war, als Christian während der verflossenen Woche nur zu viele Beispiele der kleinlichen Gemeinheit und elender Nothbehelfe gesehen hatte, zu welchen die Herren des fürstlichen Hofstaates ihre Zuflucht nahmen, um sich Wein, Spirituosen, Cigarren und andere den ihnen gestatteten Etat überschreitende Dinge zu verschaffen.

„Auf was warten Sie, junger Mann?" fragte Baron Balsamo, indem er Christian seitwärts führte und einen vertraulichen Ton annahm.

„Auf den Herrn Grafen Pergolesi," antwortete der Sekretär. „Wissen Sie, Herr Baron, ob er bald kommen wird?"

„Ja, ich erwarte ihn in einigen Minuten. Er ist nach dem Buckingham-Palast gegangen und wird bald mit den Geldern zurückkehren."

„Wie, er soll im Palast der Königin Geld empfangen?" rief Christian, unwillkürlich seine Ueberraschung ausdrückend.

„Ja, gewiß," antwortete Balsamo. „Die Königin von England ist, so zu sagen, der Banquier unseres Fürsten, so lange dieser in England weilt. Ich warte auch auf mein Geld. In meinem Vaterlande bin ich ein sehr reicher Mann; aber ich vergaß, die tausend Pfund mitzubringen, die ich zu dieser Reise bestimmt hatte. Haben Sie vielleicht sechs Shillinge bei sich, junger Mann? Wir wollen eine Flasche Wein trinken, bis der Graf zurückkommt."

Christian war jedoch entschlossen, sich von Balsamo nicht zum zweiten Male in Kontribution setzen zu lassen. Er gab daher eine ausweichende Antwort, über welche der Herr Baron sehr unwillig aussah und sich hochmüthig hinwegwandte.

Bald darauf erschien Graf Pergolesi und der junge Sekretär erstaunte, als er wahrnahm, wie die Herren des fürstlichen Gefolges den Schatzmeister umdrängten, ihn mit begierig fragenden Blicken ansahen und offenbar bereit waren, ihre Hände nach den heiß ersehnten Geldern auszustrecken.

Christian fühlte fast eine Anwandlung von Ekel, und als er sein eigenes Salair empfangen hatte, entfernte er sich aus dem Hotel.

Als er seine Wohnung erreichte, traf er vor der Hausthür einen gut gekleideten, aber keineswegs einnehmend aussehenden Mann, der soeben anpochte. Der Fremde betrachtete Christian mit offenbar mißtrauischen Blicken. Gleich darauf wurde die Thür geöffnet und die Magd, welche den Fremden augenscheinlich kannte, führte ihn in die Wohnstube, während der junge Mann sich nach seinem eigenen Zimmer begab.

Eine halbe Stunde später erschien Frau Chubb vor Christian, und dieser sah an ihrem Gesichte sogleich, daß sie sich in einiger Aufregung befand.

„Ich muß Sie bitten, Herr Aschton," sagte sie, „sich so bald als möglich ein anderes Logis zu besorgen, wo möglich noch heute Abend."

„Was soll das bedeuten?" fragte der junge Mann, nicht minder erstaunt als verletzt durch die Plötzlichkeit der Kündigung.

„Gleichviel! Ich kann Ihnen keine Erklärungen geben, wenigstens sind keine nothwendig. Ich erwarte einfach von Ihnen, daß Sie als Gentleman mir die Gefälligkeit erweisen werden, möglichst bald auszuziehen."

„Frau Chubb," sagte Christian nicht ohne Entrüstung. „Sie können mich unmöglich in dieser verletzenden Weise behandeln, ohne mir wenigstens die Ursache dafür anzugeben. Ist mein Benehmen gegen Sie oder irgend Jemand in Ihrem Hause unpassend oder unhöflich gewesen?"

„Nein, Herr Aschton," erwiederte die Frau in einem etwas sanfteren Tone, „an Ihrem Benehmen ist kein Tadel zu finden; Sie haben sich immer aufgeführt, wie es von einem gebildeten und anständigen jungen Herrn zu erwarten war. Aber ich erbitte es mir von Ihnen als eine Gefälligkeit, daß Sie recht bald ausziehen; nur dringen Sie nicht weiter in mich, Ihnen den Grund mitzutheilen, denn ich darf Ihnen keinen angeben."

„Heute Abend kann ich unmöglich eine andere Wohnung finden," versetzte Christian, noch immer nicht wissend, was er von der ihm gemachten Zumuthung denken sollte. „Morgen aber werde ich nach dem, was Sie mir soeben sagten, es allerdings für meine Pflicht halten, mir eine andere Wohnung zu suchen."

„Nun, damit muß ich zufrieden sein; ich danke Ihnen."

Mit diesen Worten verließ Frau Chubb das Zimmer und der junge Mann hatte nun Muße zum Nachdenken. War es wegen Isabella, daß man ihm die Wohnung kündigte? Stand der Mann, dem er vorhin an der Hausthür begegnet war, mit ihr in irgend einer Verbindung? Christian hoffte, daß dies nicht der Fall sei, denn in dem Gesichte jenes Menschen lag Etwas, das ihn zurückstieß, ein Ausdruck der Heuchelei, der Arglist und anderer widerlicher Charakterzüge.

Christian fühlte eine unendliche Sehnsucht, Isabella, wenn auch nur auf wenige Augenblicke, sprechen zu können. Der Gedanke an die bevorstehende Trennung von ihr ließ ihn das Gefühl, welches er für sie hegte, klarer begreifen, als es bisher der Fall gewesen. Er mußte sich gestehen, daß er nicht lediglich ein freundschaftliches Interesse für Isabella empfand, sondern daß es Liebe war. Wie aber sollte er eine Unterredung mit ihr herbeiführen? Und selbst wenn ihm dies gelang, was wollte er ihr sagen? Er wußte es nicht, und doch wurde ihm das Herz unendlich schwer, wenn er sich die Möglichkeit vorstellte, eine andere Wohnung beziehen zu müssen, ohne eine weitere Silbe mit Isabella gewechselt zu haben. Den ganzen Abend hindurch saß er lauschend in seinem Zimmer, in der Hoffnung, daß sie die Wohnstube der Frau Chubb verlassen und sich nach ihrem eigenen Zimmer begeben würde; in diesem letzteren Falle war er entschlossen, hinauszugehen und ihr im Hausflur entgegenzutreten. Aber keine derartige Gelegenheit bot sich dar. Erst um zehn Uhr hörte er Isabella nach ihrem eigenen Gemach hinaufgehen, während Frau Chubb ihr auf dem Fuße folgte.

Am nächsten Morgen suchte sich der junge Sekretär eine andere Wohnung, bevor er nach Mivart's Hotel und an sein Tagewerk ging. Er fand leicht ein passendes Logis und miethete es mit dem Bemerken, daß er am Abend einziehen würde. Dann begab er sich mit schwerem Herzen nach dem Hotel und verrichtete seine Obliegenheiten an diesem Tage sehr zerstreut und mechanisch.

Um fünf Uhr trat er den Rückweg nach seiner bisherigen Wohnung an und fragte sich unterwegs, ob es ihm wohl gelingen werde, vor seinem Umzuge eine kurze Unterredung mit Isabella zu erlangen. Als er jedoch in Duke Street einbog, erblickte er eine

Equipage und mehrere Livreebediente vor dem Hause des Küsters; — eben trat Isabella, geführt von demselben Manne, mit welchem Christian am vorigen Nachmittage zusammengetroffen war, heraus. Der Unbekannte half der jungen Dame beim Einsteigen, dann stieg er auf den Bock und ließ sich neben dem korpulenten, reich betreßten Kutscher nieder. Die Equipage rollte davon, und zwar in entgegengesetzter Richtung zu derjenigen, aus welcher Christian herannahte.

Von Kummer und Bestürzung erfüllt, blieb dieser stehen. Isabella war fort, — hinweggeführt unter Umständen, welche das sie umhüllende Geheimniß noch räthselhafter machten; sie war in einer glänzenden Equipage hinweggefahren und der Mann, der sie abgeholt hatte, war offenbar ein Untergebener. In diesem letzteren Umstande lag jedenfalls ein Trost, denn für Christian wäre der Gedanke unerträglich gewesen, daß der Mann mit dem abstoßenden Gesicht ein Verwandter der schönen Isabella sein könne.

Während einer vollen Minute stand der Jüngling, zwanzig Schritte von dem Hause des Küsters entfernt, unbeweglich auf dem Trottoir; es war ihm zu Muthe, als ob ein schreckliches Unglück ihn plötzlich ereilt, als ob eine tiefe Kluft sich zwischen ihm und dem Gegenstande seiner Liebe geöffnet hätte. Endlich schritt er langsam dem Hause zu. Frau Chubb selbst öffnete ihm die Hausthür und ersuchte ihn, in ihr Wohnzimmer zu treten.

„Nun, Herr Aschton," rief sie, „das ist 'ne hübsche Geschichte! Ich habe die junge Dame verloren und eine Guinee wöchentlich, die für ihre Wohnung und Beköstigung bezahlt wurde — und das Alles um Ihretwillen!"

„Um meinetwillen?" sagte Christian, während seine Wangen glühend roth wurden, denn es war ihm, als ob die durchdringenden Augen der Wirthin in seinem Herzen lesen könnten.

„Ja, um Ihretwillen, Herr Aschton," wiederholte diese. „Ich hätte Sie ohne Wissen des Herrn Gibson gar nicht in's Haus nehmen sollen."

„Und wer ist Herr Gibson?"

„Nun, Herr Gibson ist der Mann, der Fräulein Vincent zu mir brachte und für ihre Wohnung und Kost zahlte."

„Wie lange ist Fräulein Vincent bei Ihnen gewesen?"

„Nur ungefähr drei Monate," versetzte Frau Chubb," und es ist sehr verdrießlich, daß ich sie so schnell wieder verloren habe. Aber wer sie sein mag, weiß ich so wenig, wie von dem Mann im Monde."

„Aber das war wohl nicht Herrn Gibson's eigener Wagen?"

„Gewiß nicht, — sonst würde er sich doch nicht auf den Bock gesetzt haben. Mein Gott! es ist doch sonderbar, daß Fräulein Vincent, die für eine Guinee die Woche bei mir Wohnung und Kost hatte, in einer so feinen Equipage abgeholt wurde."

„Und wohin ist sie gegangen?" forschte Christian.

„Das ist mir ganz unbekannt," erwiederte Frau Chubb. „Herr Gibson war immer sehr verschwiegen und Fräulein Vincent selbst hat nie von Verwandten gesprochen, so daß ich gar nicht weiß, ob sie solche überhaupt besitzt. Aber es schien mir immer, als ob mit der jungen Dame ein Geheimniß verknüpft wäre. Sie wohnte früher lange Zeit bei unserem Pastor Hickman, und als dieser starb, brachte, auf Empfehlung seiner Wittwe, Herr Gibson das Fräulein zu uns."

„Und wie lange hat sie in des Pastors Familie gelebt?"

„Beinahe zwei Jahre. Sie hatte eben ihre Mutter verloren, als sie zum Pastor Hickman gebracht wurde, und war damals vierzehn Jahre alt. Ich habe sagen hören — obgleich ich nicht weiß, ob etwas Wahres daran ist — sie sei eine betitelte Dame. Als Herr Gibson sie zu uns brachte, gab er deutlich zu verstehen, daß das Fräulein eigenthümlich situirt wäre und daß wir sie nie mit Fragen behelligen sollten."

„Aber," sagte Christian, zum Ausgangspunkt des Gesprächs zurückkehrend, „was wollten Sie vorher mit der Bemerkung sagen, daß Sie Fräulein Vincent um meinetwillen verloren hätten?"

„Nun, als Herr Gibson Sie gestern in's Haus kommen sah, erkundigte er sich nach Ihnen und ich theilte ihm mit, daß Sie bei mir wohnen. Da wurde er mürrisch und finster und sagte, er glaubte Fräulein Vincent in ein Haus gebracht zu haben, in welchem kein einziger junger Mann wäre, der ihr unsinniges Zeug vorschwatzen könnte. Darauf versicherte ich ihm, daß Sie ein sehr anständiger, feiner Herr und außerdem den ganzen Tag nicht zu Hause seien. Das stellte ihn aber nicht zufrieden. Dann fügte

ich hinzu, Sie wären sehr gefällig und würden sich gewiß dazu verstehen, das Haus ohne weitere Kündigung zu verlassen, wenn ich Sie darum bäte. Das schien Herrn Gibson besser zu gefallen und als ich fortging, glaubte ich, es wäre nun Alles in Ordnung. Aber siehe da! gerade um fünf Uhr heute Nachmittag rollt die Equipage vor die Thür und Herr Gibson kommt in's Haus. Er sagt, daß Fräulein Vincent sogleich mit ihm fahren soll; schnell waren ihre Sachen zusammengepackt und eben ist sie abgefahren. Sie muß also doch wohl vornehme und reiche Verwandte haben."

„Schien sie erfreut darüber, Ihr Haus zu verlassen?"

„Durchaus nicht," rief Frau Chubb. „Als Herr Gibson ihr mittheilte, daß sie sogleich mit ihm gehen sollte, schien sie sehr betroffen und niedergeschmettert. Ich weiß auch, was sie so traurig stimmte: es war der Gedanke, mich verlassen zu müssen, denn ich war immer sehr freundlich und gut gegen sie, obgleich ich nur eine Guinee die Woche für sie erhielt. — Jetzt aber, Herr Aschton, ist es nicht mehr nothwendig, daß Sie mein Haus verlassen, und da ich um Ihretwillen schon Fräulein Vincent verloren habe, so hoffe ich Sie wenigstens zu behalten.

Christian versprach dies bereitwillig. Mit einem kleinen Geldopfer konnte er die am Morgen bereits gemiethete Wohnung wieder aufgeben und er zog es vor, in einem Hause zu bleiben, wo er über Isabella früher oder später möglicher Weise Etwas erfahren konnte.

Wieder verstrich eine Woche, und als Christian eines Morgens zur gewöhnlichen Zeit nach Mivart's Hotel kam, fand er das fürstliche Gefolge in großer Aufregung. Eine große Truppenrevue sollte im Hyde Park zu Ehren des Fürsten von Castellamare stattfinden; Seine Königliche Hoheit sollte bei dieser Gelegenheit von seinem ganzen Gefolge begleitet sein, und große Vorbereitungen wurden getroffen, um mit gebührendem Glanze aufzutreten.

Der Fürst ließ durch den Chevalier Pardini den jungen Sekretär benachrichtigen, daß er ihn für heute von seinen Pflichten dispensire, und dieser beschloß daher, sich die Revue anzusehen.

Es liegt nicht in unserer Absicht, das militärische Schauspiel in seinen Details zu schildern; es genügt vielmehr, wenn wir sagen, daß der große Raum des Parks von den Truppen sowohl

als auch von einer großen Zuschauermenge angefüllt war. Eine ungeheure Anzahl glänzender Equipagen füllte den Fahrweg; in einigen derselben saßen elegant gekleidete Damen und Herren; die meisten jedoch waren leer, weil ihre Eigenthümer es vorzogen, zu Fuße sich in den eingefriedigten Raum zu begeben, um die Revue in unmittelbarer Nähe sehen zu können. Prinz Albert und mehrere englische Generale wohnten, von einem glänzenden Stabe umgeben, der Revue bei. Der Fürst von Castellamare war jedoch selbstverständlich der Löwe des Tages, und die Zeitungen erzählten am nächsten Morgen, wie dieser erlauchte Souverän „von einem aus den hohen Würdenträgern seines Hofstaates bestehenden imposanten Gefolge" umgeben gewesen sei.

42.

Ein unerwartetes Zusammentreffen.

Nachdem Christian während einer halben Stunde das militärische Schauspiel betrachtet hatte, wurde er desselben überdrüssig und beschloß, sich aus dem Park zu entfernen. Eben hatte er die hintersten Reihen der Zuschauer erreicht, als er Herrn Wilson Stanhop umherschlendern sah und es war augenscheinlich, daß dieser Herr gut gefrühstückt hatte und die Wirkungen zu reichlich genossenen Weines verspürte; zwar taumelte er nicht gerade vor Trunkenheit, aber sein Benehmen verrieth doch zu deutlich einen starken Rausch und mit unverschämten Blicken musterte er in der auffälligsten Weise alle ihm begegnenden jungen Damen.

Christian fühlte einen unbezähmbaren Widerwillen gegen diesen schurkischen Wüstling, und als er ihn den frechen Blick auf mehrere weibliche Personen richten sah, die augenblicklich ohne männliche Begleitung waren, vermochte er seinen Unwillen kaum zu zügeln.

Plötzlich bemerkte er eine junge Dame in eleganter Toilette dahereilend, die — als wäre sie zufällig von ihrer Gesellschaft getrennt worden — verstört umherblickte und unter den zahllosen Equipagen, welche in drei unermeßlich langen Reihen an der Umzäunung des Parkes hielten, den betreffenden Wagen zu suchen schien.

Als sie jedoch näher kam und Christian ihre Gesichtszüge zu unterscheiden vermochte, erkannte er zu seiner freudigen Ueberraschung die schöne Isabella Vincent!

Eben war er im Begriff, sich ihr zu nähern und sich nach der Ursache ihrer offenbaren Bestürzung zu erkundigen, als er plötzlich wahrnahm, daß Herr Wilson Stanhop sie anredete; auch unterlag es keinem Zweifel, daß Stanhop's Worte irgend eine Unverschämtheit enthielten, — denn Isabella warf auf ihn einen Blick würdevoller Entrüstung, während ihr Antlitz sich gleichzeitig mit tiefer Schamröthe überzog.

Das war mehr als genug, um Christian's ohnehin schon heftigen Unwillen gegen den verruchten Helfershelfer in dem vom Herzoge von Marchmont geschmiedeten Komplott in schäumende Wuth zu verwandeln. Mit einem einzigen Sprunge war er auf dem Schauplatze des Ereignisses — und im nächsten Augenblicke lag Stanhop, durch einen von Christian ihm versetzten Faustschlag niedergestreckt, auf dem Erdboden.

„Gerechter Himmel, Fräulein Vincent!" rief er, sich zu der jungen Dame wendend, „dieser Schurke hat Sie zu beschimpfen gewagt, wie er früher meine Schwester beleidigte!"

Isabella vermochte, von Verlegenheit und Schrecken überwältigt, kein Wort zu sprechen. Ein Menschenhaufe sammelte sich um die bei dem Auftritt unmittelbar betheiligten Personen und zahlreiche Stimmen äußerten ihre volle Billigung der von Christian vollführten That, denn er war nicht der Einzige, welcher Stanhop's freches Benehmen wahrgenommen hatte. Was den Letzteren anbetraf, so raffte er sich vom Erdboden auf und stieß bittere Verwünschungen gegen Christian aus; als er diesen jedoch erkannte, gerieth er in heftige Bestürzung und ward überaus kleinlaut, denn er hatte von Marchmont erfahren, daß der verruchte Anschlag ge-

gen die Herzogin gerade durch Christian's Dazwischenkunft vereitelt worden war.

In diesem Moment erschien ein Polizeibeamter, und während Christian das Fräulein hinwegführte, unterrichteten die Umstehenden den Konstabler von Stanhop's frecher Handlungsweise und der ihm zu Theil gewordenen wohlverdienten Züchtigung. Da Stanhop offenbar berauscht war, begnügte der Beamte sich damit, ihn unter Androhung der Verhaftung aus dem Park zu weisen.

Mittlerweile hatte Christian, wie bereits erwähnt, Isabella hinweggeführt und die Letztere schmiegte sich an seinen Arm, wie an den eines Beschützers. Sie befand sich auch jetzt noch in so heftiger Aufregung, daß sie während der ersten Augenblicke kein Wort hervorzubringen vermochte und ihrem Begleiter nur durch Blicke ihren Dank ausdrücken konnte.

„Sind Sie von Ihrer Gesellschaft getrennt worden, Fräulein Vincent?" fragte endlich Christian, als er sah, daß Isabella sich einigermaßen erholt hatte.

„Ja, Herr Aschton," war ihre Antwort. „Vor allen Dingen aber gestatten Sie mir, Ihnen meinen wärmsten Dank zu sagen. — Ah, hier ist er!" rief sie plötzlich.

In diesem Moment kam ein schöner junger Mann von vornehmem Aeußeren ihnen eilig entgegen, und bei dem ersten Anblick der vollkommen männlichen Schönheit desselben konnte Christian sich eines Gefühls der Eifersucht nicht erwehren — es schmerzte ihn, daß ein Anderer nun das Vorrecht beanspruchen würde, die liebliche Isabella am Arme zu führen.

„Wie kam es, daß wir Sie verloren?" fragte der Ankömmling, offenbar erstaunt, sie von einem Herrn geführt zu sehen.

„Ich wurde durch das plötzlich entstandene Gedränge von Ihnen getrennt," antwortete Isabella; „— ich bin so schrecklich beleidigt worden, — da übernahm es dieser Herr," fuhr sie mit einem dankbaren Blick auf Christian fort, „mich großmüthiger Weise in Schutz zu nehmen."

„Ich sage Ihnen meinen aufrichtigen Dank," sprach der Andere, Christian herzlich die Hand drückend. „Verzeihen Sie, daß ich Fräulein Vincent so plötzlich hinwegführe; man ist jedoch der jungen Dame wegen in Unruhe."

Bei diesen Worten bot er Isabella den Arm. Sie reichte Christian schnell die Hand; ihr neuer Begleiter machte ihm eine artige Verbeugung und Beide eilten zu einem Wagen hin, in dem bereits ein Herr und eine Dame saßen, deren Gesichter Christian nicht deutlich zu sehen im Stande war. Isabella und ihr Gefährte bestiegen die Equipage, die sich sogleich in Bewegung setzte; Christian bemerkte nur noch, daß es dieselbe war, welche Isabella aus des Küsters Hause abgeholt hatte.

In dem Herzen des jungen Mannes mischten sich angenehme Empfindungen mit den peinlichsten. Der dankbare, fast zärtliche Blick, mit welchem Isabella sich von ihm verabschiedet hatte, rief die ersteren hervor; andererseits jedoch vermochte er nicht ohne Mißbehagen an den stattlichen, aristokratisch aussehenden Gefährten zu denken, in dessen Gesellschaft er sie zurücklassen mußte. Außerdem war es augenscheinlich, daß Isabella reiche Verwandte oder Freunde gefunden, und wenn er sich auch freute, daß ihre Lage sich so unerwartet verbessert hatte, so konnte er sich gleichzeitig doch des Gedankens nicht erwehren, daß gerade diese Verbesserung ihrer Verhältnisse eine breite, unübersteigliche Kluft zwischen ihr und ihm geöffnet zu haben schien.

Auf seinem Rückwege vom Hyde Park wanderte Christian gedankenvoll durch die Straßen, bis er die Taverne erreichte, wo er in jüngster Zeit zu Mittag zu speisen pflegte. Er trat in das allgemeine Speisezimmer, setzte sich an einen Tisch und gab dem Kellner seinen Auftrag. Der Saal war außergewöhnlich zahlreich angefüllt, und nach wenigen Minuten ließ sich ein Herr neben Christian am Tische nieder. Der Ankömmling war ein offenbar den gebildeten Klassen angehörender Ausländer. Er knüpfte eine Unterhaltung mit Christian an. Er sprach geläufig englisch, doch mit stark ausgeprägtem fremden Accent und bald zeigte es sich, daß er Italiener war.

„Auch ich habe der Revue beigewohnt," sagte Christian, als der Fremde über diese zu sprechen begann; „sie hat zu Ehren eines Ihrer Fürsten stattgefunden, der mit seinem Gefolge zugegen war.

„Mit seinem Gefolge — so!" meinte trocken der Italiener; dann schlürfte er seinen Wein mit einer Miene, als könne er wohl Etwas sagen, wenn er es für angemessen erachtete.

Christian bemerkte dies und sagte:

„Darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie aus dem Theile Italiens stammen, in welchem das Gebiet des Fürsten von Castellamare liegt?"

„Sein Gebiet? Bah!" rief der Italiener, nicht im Stande, sich länger zu beherrschen. „Ein hübsches Gebiet das — in der That! Sie haben hier in England Edelleute, deren Güter ebenso viel Flächenraum enthalten, als das ganze Fürstenthum Castellamare!"

„Wie, Sie verunglimpfen die Institutionen Ihres eigenen Landes?" fragte Christian lächelnd.

„Ich verabscheue diese Institutionen," antwortete der Italiener mit Nachdruck, „welche mein schönes Vaterland in alle diese elenden Fürsten- und Herzogthümer zerstückelt haben.* Ich bin für ein vereinigtes, ungetheiltes Italien. Ein Reisender kann mit einer gewissen Ehrfurcht, wenn auch nicht mit Freude, eine mächtige Bergkette betrachten, die ihm den Weg versperrt; fände er sich jedoch durch einen elenden Ameisenhügel aufgehalten, so würde er nur Scham und Widerwillen empfinden. Ebenso ist es mit den kleinen despotischen Staaten Italiens im Vergleich zu dem riesenhaften Despotismus anderer Nationen — und doch hemmen sie alle in gleicher Weise den Fortschritt der Menschheit."

„Das ist wahr," sagte Christian, ergriffen von der Wahrheit der von seinem Tischgenossen gemachten Bemerkungen.

„Und Sie werden dies noch besser einsehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich selbst ein Eingeborener dieses Fürstenthums Castellamare und folglich ein Unterthan eben dieses Fürsten bin, dem zu Ehren die heutige Revue veranstaltet wurde."

„Wirklich?" rief Christian, dessen Neugier wuchs. „Ihre Mittheilungen erregen mein ganzes Interesse —"

„Und ich könnte, wenn ich wollte, dieses Interesse bis zum höchsten Erstaunen steigern," fiel der Italiener ihm in's Wort.

Dann sprach er nach kurzer Pause in flüsterndem Tone weiter:

* Wir erinnern unsere Leser daran, daß dies in der Mitte der vierziger Jahre gesprochen wurde, zu einer Zeit also, als in Italien noch Kleinstaaterei herrschte.

„Ich sah heute das saubere Gefolge, auf welches Sie vorhin anspielten! O, mein Blut siedet vor Entrüstung und Scham über den frechen Betrug, der dem englischen Volke gespielt wird! Dieser saubere Fürst entehrt ganz Italien, indem er seine Lakaien hier als Grafen und Barone figuriren läßt — Titel, die sie nur so lange behalten, als sie in England sind."

„Wie, Sie sprechen doch nicht im Ernst?" rief Christian in wachsendem Erstaunen.

„In vollem Ernste," versetzte der Italiener mit tiefer Bitterkeit. „Der Mensch, der sich hier in England Hofmarschall Graf Maltaso nennt, ist in Wirklichkeit des Fürsten Kellermeister; der sogenannte Chevalier Pardini ist nichts als sein Kammerdiener; Baron Balsamo ist zu Hause Reitknecht; und was glauben Sie wohl, daß Graf Pergolesi sei? — der Commis eines Pfandleihers! Sie Alle, wie auch die Uebrigen, welche das Gefolge des Fürsten bilden, sind für diese Reise nach England mit hochtönenden Adelstiteln und Hofchargen bekleidet worden, die sie natürlich wieder ablegen müssen, sobald sie nach Italien und in ihre früheren untergeordneten Stellungen zurückkehren. Was aber den Grafen Pergolesi, den Pfandleiher-Commis anbetrifft, so hat es mit ihm eine ganz eigenthümliche Bewandtniß. Ich will Ihnen erklären, wie er dazu gekommen ist, die Reise mitzumachen, wenn Sie noch die Geduld haben, mich anzuhören."

Christian beugte sich neugierig über den Tisch hin.

„Sie müssen wissen," fuhr der Italiener fort, „daß alles Silberzeug des Fürsten unglücklicher Weise verpfändet war, als er zu dem gegenwärtigen Besuch in England eingeladen wurde. Was war zu thun? Einlösen konnte er das Silberzeug nicht; der Pfandleiher weigerte sich natürlich, es ohne Rückzahlung der entliehenen Summen aus den Händen zu geben — und ein regierender Fürst konnte nicht nach England kommen und in einem Hotel logiren, ohne sein eigenes Silberzeug mitzubringen. Die Verlegenheit war groß; doch fand man endlich einen Ausweg. Man einigte sich dahin, daß der Gehülfe des Pfandleihers das Silber herüberbringen sollte, indem er als ein Mitglied des fürstlichen Gefolges erschien, — und es ist ihm von seinem Prinzipal streng eingeschärft worden, ein scharfes Auge auf den Silberschatz zu halten, denn

der Fürst ist, ebenso wie jeder der Hungerleider in seiner Umgebung, wohl fähig, sich den Schatz widerrechtlich anzueignen. Unter diesen Umständen erhielt der Commis ebenfalls für die Dauer der Reise eine Hofcharge und einen Titel."

Christian war während einiger Augenblicke außer Stande, seinem Erstaunen Worte zu leihen. Nach einem kurzen weiteren Gespräche mit dem intelligenten Italiener verabschiedete er sich von diesem und verließ die Taverne, mehr als zur Hälfte geneigt, die Beschäftigung bei dem Fürsten von Castellamare aufzugeben. Als er jedoch erwog, daß die Zeit, für welche er engagirt war, ohnehin in vierzehn Tagen ablaufen würde, hielt er es für besser, während dieses kurzen Zeitraums auszuharren.

Die vierzehn Tage verflossen und nach Ablauf derselben erhielt Christian seine Entlassung mit einem vortrefflichen Dienstzeugniß von Sr. Königlichen Hoheit.

Er war nun wieder ohne Beschäftigung und abermals veröffentlichte er eine Annonce. Nach wenigen Tagen erhielt er von dem Grafen von Lascelles ein Billet, das ihn unter Bezugnahme auf jene Annonce aufforderte, sich dem Grafen in dessen Hause vorzustellen.

43.

Familienangelegenheiten.

Es war ein schöner, heller Tag im März, als Christian um die Mittagstunde sich nach Kensington begab, um dem Grafen von Lascelles seine Aufwartung zu machen.

Bei seiner Ankunft im Palais wurde er nach der schön ausgestatteten Bibliothek gewiesen und ihm bedeutet, der Herr Graf würde bald erscheinen. Während er allein war, beschäftigte sich seine Phantasie mit der Persönlichkeit des Grafen und spiegelte ihm einen aristokratisch aussehenden Herrn von hoher Statur vor,

— als plötzlich die Thür aufging und ein mindestens sechzigjähriger Mann von keineswegs einnehmendem Aeußern — ein Mann, dessen geckenhafte Kleidung mit seinem Alter und seiner an das Komische streifenden Häßlichkeit in seltsamer Weise kontrastirte — in dem Saale erschien.

Christian fragte sich, wer das wohl sei, — ob der Hausverwalter, Kammerdiener, Kellermeister oder irgend ein anderer Diener des Grafen — als der seltsame Mensch gerade auf ihn zukam und mit gönnerhafter Herablassung sagte:

„Sie sind also der junge Mann, der eine Anstellung als Privatsekretär wünscht? Nun, Ihr Aeußeres gefällt mir. Sie sagen in Ihrer Bekanntmachung, daß Sie gute Zeugnisse besitzen, — aber ich bin schwer zu befriedigen und werde Ihre Papiere einer strengen Prüfung unterwerfen."

Christian konnte nun nicht mehr zweifeln, wen er vor sich habe; doch vermochte er sich nicht des Gedankens zu enthalten, daß der Herr Graf von Lascelles sich weit mehr für komische Bühnenrollen, als für die ernste Aufgabe eines erblichen Gesetzgebers zu eignen schien.

„Lassen Sie sich nieder, Herr Aschton; wir wollen sogleich zur Sache kommen," fuhr der Graf fort. „Vor allen Dingen legen Sie mir Ihre Zeugnisse vor."

Christian übergab ihm dieselben, und als der Graf das erste entfaltet hatte, bemerkte er:

„Sie sehen, ich kann ohne Brille lesen, obgleich heutzutage Männer meines Alters — ich bin, beiläufig gesagt, fünfundvierzig — sich fast immer einer Brille bedienen."

Christian wäre vor Ueberraschung beinahe aufgesprungen, — er würde unbedenklich darauf gewettet haben, daß der Graf über sechzig Jahre zählte.

„Ah, das ist ein sehr gutes Zeugniß vom Herzoge von Marchmont — ich kenne den Herzog sehr gut — und hier ist auch ein Attest von Sr. Königlichen Hoheit dem Fürsten von Castellamare. Nun, gegen diese Zeugnisse ist Nichts einzuwenden, und ich denke, Sie werden für mich passen."

Christian wagte es, nach der Beschaffenheit seiner künftigen Dienstpflichten zu fragen.

„Ich bin," begann der Graf, „sehr viel gereist; ich habe viele seltsame Dinge gesehen und manches außergewöhnliche Abenteuer erlebt. Dies hat mir den Gedanken eingeflößt, meine Memoiren herauszugeben. Ich habe bereits viele Notizen niedergeschrieben und es wird durchaus nicht schwierig sein, dieselben in geeigneter Weise zu ordnen. Wenn ich Etwas unternehme, so entfalte ich eine fast übermenschliche Energie in der Ausführung. Ich habe nun, wie gesagt, die Veröffentlichung meiner Memoiren unternommen und wir werden viel daran arbeiten. Sie müssen sich ein Logis hier in der Nachbarschaft miethen, damit Sie stets zur Hand sind, wenn ich Ihrer bedarf. Was das Salair anbetrifft, so mögen Sie dasselbe selbst bestimmen."

Christian glaubte, daß die ihm angebotene Stellung ihm schwerlich passen würde, denn er hatte von dem Grafen bereits genug gesehen, um von dessen allgemeinem Charakter eine sehr geringe Meinung zu fassen. Während er jedoch hierüber noch nachdachte und der Graf nach seiner Gewohnheit eins seiner Reiseerlebnisse erzählte, das nur eine Selbstverherrlichung und gleichzeitig ein Lügengewebe war, bemerkte Christian, als er zufällig durch das Fenster blickte — die Bibliothek befand sich im Erdgeschoß — zwei Damen, die mit einem Herrn im Garten promenirten. Die Gesichtszüge der Lustwandelnden konnte er nicht sehen; aber die Gestalt der einen Dame machte sogleich einen Eindruck auf Christian und sein Herz pochte vor Erwartung und freudiger Hoffnung.

Doch verrieth sein Gesicht Nichts von dieser Empfindung, — und der Graf, der nun gleichfalls durch das Fenster hinausblickte, sagte vertraulich:

„Die Dame zur Rechten ist meine Gemahlin und der Herr, der sie führt, mein Sohn, Lord Osmond. Ah, Sie fahren erstaunt empor? Nun ja, Sie haben alle Ursache dazu. Sie wundern sich natürlich, daß ich schon einen Sohn seines Alters habe? Aber, unter unter uns gesagt, war ich mit siebzehn Jahren schon Vater. Die andere Dame ist meine Nichte, Fräulein Vincent."

Unsere Leser werden nun leicht errathen, weshalb Christian emporgefahren war. Nicht etwa, weil es ihn im Geringsten überraschte, daß der Graf einen Sohn von Lord Osmond's Alter be-

saß, — ein Sechziger konnte ja recht wohl einen dreiundzwanzigjährigen Sohn haben — sondern weil Christian in jenem Augenblicke in Lord Osmond den schönen jungen Mann erkannt hatte, der ihm bereits einige Eifersucht eingeflößt, besonders aber, weil er gleichzeitig in der Nichte des Grafen von Lascelles die liebliche Isabella erkannte.

Er zögerte nun nicht länger, die Stellung als Sekretär des Grafen anzunehmen. Er legte sich nicht die Frage vor, ob der alte Edelmann ihn nicht sogleich entlassen würde, wenn er die Entdeckung machte, daß Christian mit Fräulein Vincent bereits bekannt war. Der bloße Gedanke, eine Anstellung zu erhalten, die ihn während eines großen Theils jedes Tages in ein Haus führen werde, welches sie augenscheinlich bewohnte, bestimmte ihn, nach dem Posten begierig zu haschen. Die Bedingungen waren bald vereinbart und es wurde verabredet, daß er noch an demselben Tage eine Wohnung in der Nähe des gräflichen Hauses beziehen und sein Engagement am folgenden Tage antreten solle.

„Ich beabsichtige, Sie ganz freundlich und vertraulich zu behandeln," meinte dann der Graf; „kommen Sie daher mit mir, daß ich Sie den Damen und meinem Sohne vorstelle."

Bei diesen Worten öffnete er ein bis zum Fußboden hinabreichendes Fenster, das gleichzeitig als Verbindungsthür zwischen der Bibliothek und dem Garten diente.

Der Graf trat hinaus und mit klopfendem Herzen folgte ihm Christian. Tausend Hoffnungen und Befürchtungen bestürmten ihn — denn er wußte, daß es sich nun entscheiden müsse, ob er den so begierig angenommenen Posten behalten oder der Graf es vielmehr für angemessen erachten würde, seine Dienste abzulehnen.

„Meine liebe Estella," rief der alte Edelmann, indem er auf die Gräfin zueilte, „ich werde nun mein Projekt zur Ausführung bringen und meine Memoiren herausgeben. Ich habe soeben einen Sekretär engagirt und morgen gehen wir an die Arbeit. Da er ein feiner junger Mann ist, so will ich Ihnen denselben vorstellen."

Lord Osmond glaubte beim ersten Blicke, den er auf Christian warf, den Letzteren schon irgendwo gesehen zu haben; doch konnte er sich nicht sogleich erinnern, wo und unter welchen Umständen dies geschehen war. Aber groß war Isabella's freudige Ueber-

raschung, als sie Christian Aschton hinter ihrem Oheim schüchtern herannahen sah und den Letzteren sagen hörte, daß er den jungen Mann als seinen Sekretär engagirt habe.

„Wie, Cousine Bella,“ sagte Lord Osmond, indem er sich plötzlich der Umstände erinnerte, unter welchen er Christian gesehen hatte, und sich nun zu Fräulein Vincent wandte, „das ist ja derselbe Herr, der sich vor einigen Wochen bei der Revue so wacker Ihrer annahm!“

„Wie — was?“ rief der Graf erstaunt, aber keineswegs ungehalten, „Herr Aschton ist derjenige, welcher den unverschämten Gecken züchtigte? Wie kam es denn, daß Du seinen Namen nicht nanntest, Isabella?“

„Ich erwähnte den Namen allerdings, Onkel,“ antwortete Fräulein Vincent erröthend; „ich sagte Ihnen, es sei Herr Aschton gewesen, mit dem ich zufällig bekannt wäre —“

„Ja, ja, ich erinnere mich genau,“ bemerkte die Gräfin von Lascelles, „daß Isabella diesen Namen erwähnte.“

„Dann hatte ich es vergessen,“ sagte der Graf.

„Ich freue mich, mit Ihnen wieder zusammenzutreffen, Herr Aschton,“ sprach Lord Osmond, indem er Christian freundlich die Hand reichte.

Auch Isabella gab ihm die ihrige, und auf ihrem lieblichen Antlitz zeigte sich eine Verwirrung, die Lord Osmond's Wahrnehmung nicht entging, obgleich er sich die Miene gab, es nicht zu bemerken.

Der Graf hatte sich mittlerweile zu seiner Gattin gewendet und beschrieb ihr die wunderbaren Abenteuer, die er in seinem Buche zu schildern beabsichtigte, während er sich gleichzeitig über die ungeheure Sensation aussprach, welche das Werk sicherlich erregen würde.

Christian hielt es nun für angemessen, seine Verbeugung zu machen und sich zurückzuziehen. Er schritt eben durch die Anlagen der Ausgangspforte zu, als er den unter dem Namen Gibson bereits mehrfach erwähnten Mann erblickte, der Fräulein Vincent aus dem Hause des Küsters Chubb abgeholt hatte. Die Wiedererkennung war eine gegenseitige, und der Mann mit dem unheimlichen Gesichte ward bei Christian's Anblick sichtbar betroffen; doch

sagte er nichts und Christian entfernte sich mit einer Mischung von Freude und Ueberraschung. Die Quelle seiner Freude bedarf keiner besonderen Erwähnung; die Ursache seiner Ueberraschung muß jedoch erklärt werden. Frau Chubb hatte ihm ausdrücklich gesagt, daß Isabella um seinetwillen aus dem Hause entfernt worden war — und dennoch hatte der Graf das Engagement bestätigt, obgleich er entdeckt, daß seine Nichte mit Christian bereits bekannt war! Wie ließ sich dieser Umstand mit Frau Chubb's Behauptung zusammenreimen?

Wir haben gesagt, daß Lord Osmond Isabella's Verlegenheit bemerkte, als sie mit Christian Aschton so unerwartet zusammentraf, daß er sich aber den Anschein gab, als hätte er jene Verlegenheit nicht wahrgenommen. Dieser Umstand bedarf ebenfalls einer kurzen Erklärung.

Unsere Leser wissen bereits, daß Lord Osmond in seine Stiefmutter, die schöne Gräfin von Lascelles, verliebt war und daher empfand er in Bezug auf seine Cousine Isabella und Christian Aschton nicht die geringste Eifersucht. Im Gegentheil — als er entdeckt zu haben glaubte, daß diese Beiden einander nicht gleichgültig seien, freute er sich darüber, denn es fiel ihm sogleich ein, daß, wenn Isabella und Christian mehr oder weniger in Berührung gebracht werden könnten, ihm dies um so häufiger Gelegenheit geben würde, mit der Gräfin Estella allein zu sein.

Eine Stunde nach Christians Unterredung mit dem Grafen von Lascelles saß der Letztere und beschäftigte sich mit den Notizen für seine „Memoiren", als sein Kammerdiener Marwell unter irgend einem unbedeutenden Vorwande in dem Saale erschien.

„Nun, Marwell," sagte der alte Edelmann, mit selbstzufriedener Miene von seinen Papieren aufblickend, „ich werde die ganze Welt in Erstaunen setzen."

„Die Welt, Herr Graf," antwortete der gleißnerische Diener, „kann über keine That oder Leistung Ew. Lordschaft mehr in Erstaunen gerathen."

„Darin liegt allerdings etwas Wahres," sagte der Graf. „Dessenungeachtet wird das Buch, welches ich herausgeben will, alle meine früheren Triumphe krönen, und ich habe bereits einen Sekretär angenommen, der mir in der Arbeit behülflich sein soll."

„Ist es der junge Mann, Mylord, den ich vorhin fortgehen sah?" fragte Marwell ehrerbietig.

„Ja, derselbe. Er scheint ein recht talentvoller Mensch zu sein."

„Ich glaube indeß, Ew. Lordschaft ahnen nicht, daß es derselbe ist, der bei Chubb's logirte."

„Bei dem Küster? Nun ja, ich weiß das schon. Aber sehen Sie denn nicht, Marwell, daß die Sache jetzt ganz anders liegt? Selbst wenn früher vielleicht die Gefahr vorhanden war, daß meine Nichte sich in den jungen Mann hätte verlieben können, ist diese Gefahr unter den jetzt obwaltenden Umständen durchaus nicht denkbar. Außerdem hat ja die Wirthin selbst versichert, daß Fräulein Vincent und dieser junge Mensch in ihrem Hause sich kaum gesehen haben, und nun, da ich meine Nichte zu dem ausdrücklichen Zwecke, meines Sohnes Herz zu erobern, in mein Haus gebracht habe, wird sie nach einer so glänzenden Verbindung begierig haschen. Ah, es war eine schlaue Politik von mir und Sie werden gewiß zugeben, Marwell, daß ich ein kluger und weitsichtiger Mann bin."

„Ew. Lordschaft wissen, daß ich mich immer gewundert habe, daß Sie, Herr Graf, den Posten des Premierministers nicht angenommen haben, — denn ich weiß, daß dieser Posten Ew. Lordschaft mehr als einmal angetragen worden ist."

„Nun, Marwell, für die Ablehnung hatte ich wohl wichtige Gründe," erwiederte selbstgefällig der Graf. „Um aber wieder auf unseren Gesprächsgegenstand zurückzukommen — Sie wissen, daß, als Lord Osmond mich vor einigen Monaten fußfällig um Vergebung bat, weil er den mir schuldigen Respekt verletzt und über meine zweite Verheirathung geschmollt hatte, ich freilich nicht umhin konnte, ihm zu verzeihen, und nachdem ich ihm einmal verziehen hatte, war es selbstverständlich, daß er in mein Haus zurückkehrte und in demselben wieder seinen Wohnsitz nahm. Ueberdies traten noch andere Rücksichten hinzu. Ich bin natürlich nicht eifersüchtig, denn ich schmeichle mir, daß Lord Osmond, obgleich jünger als ich, in Bezug auf äußere Vorzüge nur wenig vor mir voraus hat — in der That glaube ich nicht einmal, daß sein Haar sich so hübsch kräuselt, wie meine neue Perrücke. Aber ohne gerade

eifersüchtig zu sein, hielt ich es doch für passend, meiner Gemahlin eine Gesellschafterin zu geben — Sie begreifen wohl, Marwell — es war nothwendig, um der klatschsüchtigen Welt keinen Vorwand zu boshaften und verleumderischen Bemerkungen zu geben."

„Ja, ich verstehe, Herr Graf," sagte Marwell mit seiner gewöhnlichen kriechenden Verbeugung. „Das von Ew. Lordschaft eingeschlagene Verfahren war sehr klug."

„Ich wußte, daß Sie das sagen würden, Marwell," fuhr der Edelmann fort. „Nun denn, als Sie mir berichteten, daß gegen alle frühere Verabredung ein junger Herr in demselben Hause wohnte, in welchem Fräulein Vincent in Pension war, brachte mich das zum Nachdenken, und wenn ich nachdenke, Marwell, so gelange ich zu bedeutenden Resultaten. Ich kam also auch jetzt zu der Ueberzeugung, daß es nothwendig sei, die junge Dame aus einem Hause zu entfernen, wo sie sich möglicherweise in Jemand verlieben könnte, der nicht reich genug wäre, sie zu seiner Frau zu machen. Ein Gedanke führte zu einem anderen und so fiel mir denn plötzlich ein, daß ich am besten thun würde, meine Nichte sofort zu mir zu nehmen, denn, genau genommen, hatte sie nichts damit zu thun, daß ihre verstorbenen Eltern sich gegen mich vergangen haben. Ich sagte mir, sie würde für meine Gemahlin eine vortreffliche Gesellschafterin sein, und wenn mein Sohn sich in sie verlieben sollte, so brauchte ich gegen seine Verheirathung mit ihr nichts einzuwenden. Er besitzt genug eigenes Vermögen — und je eher er heirathet, desto besser für ihn."

„Gewiß, Mylord," bestätigte Marwell.

„Und da Sie mir gesagt hatten, daß meine Nichte zu einer überaus schönen jungen Dame herangewachsen sei, so hielt ich es für höchst wahrscheinlich, daß mein Sohn sich wirklich in sie verlieben würde. Sie sehen, wie sehr klug ich bin, Marwell; meine Berechnungen erweisen sich als vollkommen richtig. Ich beobachte Lord Osmond genau und in meinem Beisein erweist er dem Fräulein stets die größte Aufmerksamkeit, während er gegen die Gräfin überaus kalt ist. Haben Sie dies nicht schon bemerkt?"

„Ja, Mylord, es ist auch mir aufgefallen," bestätigte Marwell, der, wie wir wissen, seine Antworten stets der Laune seines Herrn anpaßte.

„Nun denn," fuhr der Graf fort, „Alles wohl erwogen, kann es durchaus nicht schaden, daß ich den jungen Aschton als meinen Privatsekretär engagirt habe. Sie verstehen doch, Fräulein Vincent wird sich sicherlich mit Lord Osmond verheirathen und es ist durchaus nicht zu fürchten, daß sie ihre Neigung Aschton zuwenden werde. Außerdem aber wird die Anwesenheit dieses schönen jungen Mannes meinen Sohn, so zu sagen, anspornen und ihn veranlassen, seine Bewerbung um Fräulein Vincent desto eifriger zu betreiben. Ha, ha, Marwell — da haben Sie wieder einen Beweis meiner Klugheit — nicht wahr? — ein neues Beispiel meiner bewundernswürdigen feinen Politik."

Der Kammerdiener gab, wie immer, eine beistimmende Antwort und hiermit endete das Gespräch.

Ende des ersten Bandes.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Band.

Reynolds, George W. M.,

Die Indische Fürstin oder Geheimnissvolle Verbrechen Roman aus der Neuzeit von G. W. M. Reynolds

Bd.: 1

Berlin 1870